

II

Kretschmann, Carsten: Monarchie oder Libertät: Die Kaiserwahl Ferdinands II. und der Versuch einer römischen Königswahl <i>vivente imperatore</i> auf dem Regensburger Kurfürstentag 1630	364
---	-----

MARGINALIEN

Franzen, K.Erik: Eine vergessene Perspektive? Anmerkungen zu Migrationsprozessen in Deutschland anhand ausgewählter Publikationen	393
---	-----

CHRONIK

Kongreß der Politologen der Tschechischen Republik (Stephanie Weiss)	402
Nationales Selbstverständnis und der Umgang mit den „Anderen“. Die Deutschen in der Slowakei (Martin Zückert)	404
Perspektiven der jungen Generation: Deutsch-tschechische Beziehungen in studentischen Arbeiten (Helena Pavlíčková/Zdeněk Radvanovský)	406
Europäische Staatsangehörigkeitsstandards und nationale Rechtskulturen Ostmitteleuropas im 20. Jahrhundert (Stephan Wendehorst)	409
Mährische Juden in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie (Zdeňka Stoklásková)	411
Die „Böhmische Devotio Moderna“ im Kontext (Ferdinand Seibt)	414
Stand und Perspektiven der böhmischen Kirchen- und Religionsgeschichte (Stefan Samerski)	416
Die Kirchenverwaltung und ihr Schriftgut an der Wende von Mittelalter und Neuzeit (Franz Machilek)	419
Deutsch-jüdische Wechselbeziehungen in Ostmittel- und Südosteuropa (Ferdinand Seibt)	421
Die „Arisierung“ jüdischen Vermögens in Böhmen und Mähren (Jörg Osterloh)	422
Phasen und Formen der Transformation in der Tschechoslowakei (Jennifer Schevardo)	426
Nationalisierung der Religion und Sakralisierung der Nation in Ostmittel-, Südost- und Osteuropa (Klaus Buchenau)	432
Literatur unter dem Hakenkreuz. Böhmen und Mähren 1938–1945 (Susanne Fritz)	437

NEUE LITERATUR

Lehár, Jan/Stich, Alexandr/Janáčková, Jaroslava/Holý, Jiří: Česká literatura od počátků k dnešku (Gudrun Langer)	439
Das Bild vom Anderen. Identitäten, Mentalitäten, Mythen und Stereotypen in multiethnischen europäischen Regionen (Marika Werner)	441
Encyklopedie Českých Budějovic (Bohumil Jiroušek)	443
Fontes Rerum Bohemicarum: Chronicon Francisci Pragensis (Ferdinand Seibt)	444
Stanovská, Sylvie: Vergleichende stilistische Untersuchungen zum „Ackermann aus Böhmen“ und „Tkadlec“ (Jörg Riecke)	444
Krausová, Milada: Husitské války v historickém povědomí obyvatel česko-bavorského pohraničí (Thomas Krzenek)	447
Die Stifte der Augustiner-Chorherren in Böhmen, Mähren und Ungarn (Franz Machilek)	449
Vlček, Pavel/Havlová, Ester: Praha 1610–1700: kapitoly o architektuře raného baroka (Alena Janátková)	452
Kraus, Arnošt: Alte Geschichte Böhmens in der deutschen Literatur (Steffen Höhne)	454
„Aus dem Böhmerwald“. Deutschsprachige Erzähler (Volker Strebel)	455

Bohemia

Zeitschrift für Geschichte und Kultur
der böhmischen Länder
A Journal of History and Civilisation
in East Central Europe

Herausgegeben
im Auftrag des Collegium Carolinum
von Ferdinand Seibt, Hans Lemberg
und Jörg K. Hoensch

in Verbindung mit Manfred Alexander, Peter Burian,
John M. Clifton-Everest, Winfried Eberhard, Horst Förster,
Rudolf Jaworski, Walter Schamschula, Georg R. Schroubek,
Helmut Slapnicka, Stanley B. Winters

Band 41

Heft 2

2000

INHALT

AUFSÄTZE

Loewenstein, Bedřich: Der unpolitische Politiker Tomáš G. Masaryk	261
Höhne, Steffen: Mitteleuropa. Zur konzeptuellen Karriere eines kulturpolitischen Begriffs	279
Rühmkorf, Christian: „Volkswerdung durch Mythos und Geschichte“: Die deutsch-slawischen Beziehungen bei Friedrich Naumann und T. G. Masaryk	295
Kopyś, Tadeusz: Die Haltung der tschechischen und polnischen politischen Eliten zur Mitteleuropa-Konzeption Friedrich Naumanns	326
Breder, Jens: Die Rolle Rußlands in den Europa-Konzeptionen von Friedrich Naumann und Tomáš Garrigue Masaryk	343

Brücken nach Prag. Festschrift für Kurt Krolop (Susanne Fritz)	456
Hlavačka, Milan: Cestování v číre dostavníků (Zdeňka Stoklásková)	458
Geschichte Schlesiens, Bd. 3: Preußisch-Schlesien 1740–1945, Österreichisch-Schlesien 1740–1918/45 (Joachim Bahlcke)	459
Trauner, Karl-Reinhart: Die Los-von-Rom-Bewegung. Gesellschaftspolitische und kirchliche Strömungen in der ausgehenden Habsburgermonarchie (Andreas Wolf) .	462
Besier, Gerhard: Kirche, Politik und Gesellschaft im 20. Jahrhundert (Manfred Ger- wing)	464
Miller, Daniel E.: Forging Political Compromise. Antonín Švehla and the Czecho- slovak Republican Party (Jörg K. Hoensch)	467
Boyer, Christoph: Nationale Kontrahenten oder Partner? Studien zu den Beziehun- gen zwischen Tschechen und Deutschen in der Wirtschaft der ČSR (Hans Lemberg)	470
Jakubec, Ivan: Železnice a Labská plavba ve střední Evropě 1918–1938 (Jiří Dvořák)	472
Kracík, Jörg: Die Politik des deutschen Aktivismus in der Tschechoslowakei (Jaros- lav Šebek)	474
Sator, Klaus: Anpassung ohne Erfolg. Die sudetendeutsche Arbeiterbewegung und der Aufstieg Hitlers und Henleins (Daniel Steinmetz)	477
Müller, Dora: Drehscheibe Brünn 1933–1939. Deutsche und österreichische Emi- granten (Tobias Weger)	478
Jančík, Drahomír: Třetí říše a rozklad malé dohody. Hospodářství a diplomacie v Podunají (Christoph Boyer)	479
Historie okupovaného pohraničí 1938–1945 (Christoph Boyer)	481
Kauza: tzv. Benešovy dekrety. Historické kořeny a souvislosti (René Küpper) . . .	482
Hemmerle, Rudolf: Heimat im Buch (Wolfgang Kessler)	484
Otáhal, Milan/Vaněk, Miroslav: Sto studentských revolucí. Studenti v období pádu komunismu (Lone Sarauw)	485
Ash, Timothy Garton: Zeit der Freiheit. Aus den Zentren von Mitteleuropa (Steffen Höhne)	486
Revolution und Recht. Systemtransformation und Verfassungsentwicklung in der Tschechischen und Slowakischen Republik (Helmut Slapnicka)	489
Gabal, Ivan a kol.: Etnické menšiny ve střední Evropě (Philipp Ther)	492
SUMMARIES	494
RÉSUMÉS	498
RESUMÉ	502
ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS	506
MITARBEITER DES HEFTES	507

BOHEMIA. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder erschien von Jahrgang 1 (1960) bis 20 (1979) als: BOHEMIA. Jahrbuch des Collegium Carolinum. Begründet und bis Jahrgang 25 (1984) herausgegeben von Karl Bosl.

Redaktion: Christiane Brenner, Collegium Carolinum, Hochstraße 8/II, D-81669 München.

Tel.: (+ 49) 089/4488393 Fax: (+ 49) 089/486196 e-mail: christiane.brenner@extern.lrz-muenchen.de oder post.cc@extern.lrz-muenchen.de <http://www.collegium-carolinum.de>

Herausgeber: Prof. Dr. PhDr. h. c. Ferdinand Seibt (verantwortlich), Prof. Dr. Jörg K. Hoensch und Prof. Dr. Hans Lemberg, Collegium Carolinum, Hochstraße 8, D-81669 München.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Ulrike Staudinger, Oldenbourg Wissenschaftsverlag.

Für Form und Inhalt der einzelnen Beiträge tragen die Verfasser die Verantwortung.

Rezensionsexemplare und Zuschriften sind an die Redaktion zu richten.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck – auch von Abbildungen –, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege oder im Magnettonverfahren, Vortrag, Funk- und Fernsehendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – ist nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet. Werden von einzelnen Beiträgen oder Teilen von ihnen einzelne Vervielfältigungsgüter im Rahmen des § 54 UrhG hergestellt und dienen diese gewerblichen Zwecken, ist dafür eine Vergütung gem. den gleichlautenden Gesamtverträgen zwischen der Verwertungsgesellschaft Wissenschaft GmbH (ehemals Inkassostelle für urheberrechtliche Vervielfältigungsgebühren GmbH), 60311 Frankfurt/Main, Großer Hirschgraben 17–21 und dem Bundesverband der Deutschen Industrie e.V., dem Gesamtverband der Versicherungswirtschaft e.V., dem Bundesverband deutscher Banken e.V., dem Deutschen Sparkassen- und Giroverband und dem Verband der privaten Bausparkassen e.V., an die VG Wissenschaft zu entrichten. Die Vervielfältigungen sind mit einem Vermerk über die Quelle und den Vervielfältiger zu versehen. Erfolgt die Entrichtung der Gebühren durch Wertmarken der VG Wissenschaft, so ist für jedes vervielfältigte Blatt eine Marke von DM 0,40 zu verwenden.

Bezugsbedingungen: Pro Jahr erscheint ein Band in zwei Heften. Einzelheft DM 48,- (€ 24,54), Jahresabonnement DM 82,- (€ 41,93). Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht spätestens zwei Monate vor Ablauf des Kalenderjahres gekündigt wird. Die Lieferung geschieht auf Kosten und Gefahr des Empfängers. Kostenlose Nachlieferung in Verlust geratener Sendungen erfolgt nicht.

Zahlungen erbitten wir an den Verlag R. Oldenbourg (Abt. Zeitschriften) München, auf unsere Konten bei der Postbank NL München Nr. 64950-809, BLZ 700 100 80, oder bei der Bayerischen HypoVereinsbank München Nr. 6483542, BLZ 700 202 70.

Hinweis gemäß § 26 Absatz 1, Bundesdatenschutzgesetz: Die Bezieher der BOHEMIA sind in einer Adreßkartei gespeichert, die mit Hilfe der automatisierten Datenverarbeitung geführt wird.

Verlag und Anzeigenverwaltung: OLDENBOURG WISSENSCHAFTSVERLAG, Rosenheimer Straße 145, 81671 München (<http://www.oldenbourg-verlag.de>). Alleineriger Gesellschafter des Verlages ist die Firma R. Oldenbourg GmbH & Co. KG unter der gleichen Anschrift. Sie wird durch die persönlich haftende Gesellschafterin R. Oldenbourg Verwaltungen GmbH, Rosenheimer Straße 145, 81671 München, vertreten.

Außerdem sind nachstehende Kommanditisten beteiligt: Elisabeth Alber, Hausfrau, Rieden/Tirol; Hedwig Geupel, Hausfrau, Oberhaching; Baronin Silvia von Maydell, Hausfrau, München; Christian Krafft von Dellmensingen, Parispany/USA; Gabriele von Bomhard, Kindergärtnerin, München; Christa von Bomhard, Sekretärin, München; Maria Freifrau von Meyern-Hohenberg, Hausfrau, München; Gräfin Inge Schönborn, Geschäftsführerin, München; Nelly Reichhold, Hausfrau, Iching; Dr. Roswitha Sieper, Oberstudiendirektorin, München; Dr. John C. Oldenbourg, Übersetzer, München; Andreas D. Oldenbourg, Rechtsreferendar, München; Thomas A. Oldenbourg, Dipl.-Kfm., München; Hanna Sychily, Hausfrau, Bad Reichenhall; Dr. Rolf-Dieter Schmid, Nürnberg; Axel Schmid, München; Wilhelm Schmid, Major a.D., Regensburg; Barbara Müller, Hannover; Emmy Oldenbourg, Private, München; Hans A. Fieser, Dipl.-Ing., Steinebach; Irmgard Fieser, Hausfrau, Steinebach; Hans Herbert Fieser, Dipl.-Kfm., Lindenfels; Heidi Fieser, Sekretärin, Salem; Reinhard Fieser, Heimleiter, Esslingen; Dr. Rudolf Oldenbourg, Verleger, München; Johannes Oldenbourg, Dipl.-Math., München; Christoph Oldenbourg, Restaurator, München; Louise Oldenbourg, Grafikerin, München; Walter Oldenbourg, Verleger, München; Eva Lange, Hausfrau, München; Dr. Helene Hahn, Ärztin, Bremen; Edith Müller, Hausfrau, Hamburg; Brigitte Reiner, Hausfrau, Haar; Heinz Reiner, Arzt, Haar; Eberhard Oldenbourg, Kaufmann, München; Eva May, Studienrätin, München; Paul Oldenbourg, Ingenieur, München; Wolfgang Oldenbourg, Kaufmann, München; Doris Kühnhackl, Lehrerin, München; Regine Oldenbourg, Geschäftsinhaberin, München; Albrecht Oldenbourg, Student, München; Gertrud Oldenbourg, Archivangestellte, Bremen; Paul Schröder sen., Den Haag; Anne Schröder, Den Haag; Thomas Schröder, Verlagskaufmann, Hamburg; Nicola Schröder, Den Haag; Paul Schröder jun., Den Haag; Brigitte Fertl, Hausfrau, München; Inge von Negelein, Kindergärtnerin, München; Dr. Friedrich Rosenkranz, Physiker, München; Ilse Edelstein, Berlin; Dr. Karl von Cornides, Verleger, Wien; Dr. Thomas von Cornides, Verleger, München; Dr. Elisabeth Garms, Hausfrau, Rom; Hedwig Klopfer, Private, Söchtenau; Cécile von Cornides, Therapeutin, Rieden/Tirol; Dr. Rudolf von Cornides, Amtsarzt, Innsbruck; Margit von Cornides, Hausfrau, Bonn; Cristoph von Cornides, Volkswirt, Bonn; Gabriele Hommes, Aachen; Bankhaus H. Aufhäuser, München.

Satz: Verlagsdruckerei Michael Laßleben, Lange Gasse 19, 93183 Kallmünz

Druck und Einband: Verlagsdruckerei Michael Laßleben, Lange Gasse 19, 93183 Kallmünz

ISSN 0523-8587

Jörg K. Hoensch

8. September 1935 – 24. Februar 2001

Während des Druckes dieses Heftes erreicht uns die Nachricht vom plötzlichen Tod unseres Mitherausgebers. Er hat dieses Heft in allen Entstehungsphasen betreut. Wir widmen es seinem Andenken.

DER UNPOLITISCHE POLITIKER TOMÁŠ G. MASARYK (1850–1937)

Von Bedřich Loewenstein

Als Tomáš Masaryk an einem trüben Septembertag 1937 zu Grabe getragen wurde – der Begräbniszug gehört zu meinen lebendigen Kindheitserinnerungen –, stand im Vordergrund seine fast beispiellose Erfolgsgeschichte. Der Sohn eines halbanalphabetischen Kutschers aus der mährischen Slowakei¹ war aus dem gesellschaftlichen Nichts zum Gründer und Oberhaupt eines modernen demokratischen Staatswesens geworden, das sich vorteilhaft von seinen diktatorisch regierten Nachbarländern unterschied. Masaryks persönlicher Aufstieg vom Schmiedelehrling und Dorfschulgehilfen zum respektierten „Philosophen auf dem Hradschin“, so sehr auch individuelle Leistungen und geschichtliche Kontingenzen im Spiel waren, fand dabei vor dem Hintergrund einer parallelen, ebenso erstaunlichen Erfolgsgeschichte seines Volkes statt. Die Tschechen galten 1850, dem Geburtsjahr Masaryks, noch vielen als bloßes ethnographisches Phänomen, und die wenigen ambitionierten Literaten, die sich als ihre „Erwecker“ verstanden, für rückwärtsgewandte Träumer; in den 87 Jahren von Masaryks Leben hatte sich aus ihnen eine vollwertige europäische Kulturnation mit selbstbewußten Eliten entwickelt.

Hegte der junge Masaryk durchaus verständliche Ressentiments gegenüber den arroganten Dienstherren seines Vaters, und teilte er nicht zuletzt die antijüdischen Vorurteile seines Milieus,² dann ließ ihn die Misere der Heimat nicht einfach in die „weite Welt“ flüchten, sondern zum sensiblen Kritiker, Erzieher und Reformier werden: die eigene Emanzipation wurde zur Vorwegnahme der Emanzipation seines Volkes. Gewiß war Masaryk vor 1918 in vieler Hinsicht ein Außenseiter geblieben, der seine Mitbürger eher irritierte als inspirierte, und der auch nach 1918 häufig weniger studiert, denn als Aushängeschild gebraucht wurde. Nicht nur die Identifikation der Tschechen mit Masaryk war jedoch ein Problem; auch die Identifikation des weltoffenen Idealisten mit der zu kollektiver Nabelschau und Wir-sie-Polari-

¹ „Als Leibeigener geboren, war er ein Leibeigener geblieben“, heißt es über den Vater im Gespräch mit Karel Čapek. Čapek, Karel: *Hovory s T. G. Masarykem* [Gespräche mit T. G. Masaryk]. Praha 1947, 9. – Nejedlýs Masaryk-Biographie legt Wert auf die Feststellung, daß Masaryk nicht als Proletarier, sondern im Umkreis der Herrschaft aufgewachsen sei. Nejedlý, Zdeněk: *T. G. Masaryk I.* Praha 1949, 147 f. – Seinerzeit viel spekuliert wurde auch über Masaryks vermeintliche jüdische Abkunft und Blutsverwandtschaft mit Josef Redlich, so Pleyer, Wilhelm: *Europas unbekannte Mitte*. München-Stuttgart 1957, 139 f.

² „Wann ich den Volks-Antisemitismus in mir überwunden habe? Mein Gott, gefühlsmäßig wohl nie, nur mit dem Verstand; die eigene Mutter bestärkte mich ja im Blut-Aberglauben.“ Čapek: *Hovory* 17.

sierungen neigenden kleinbürgerlichen Gesellschaft war alles andere als selbstverständlich.³ Dennoch erwies sich die Konvergenz zwischen beiden als produktive Chance.

Einer der zentralen Gedanken bzw. Triebkräfte Masaryks war die moralische Ansteckung durch unfreie Verhältnisse, die Korruption, die vom Despotismus auf den Untertanen übergreift und noch den Revolutionär deformiert, der sich gegen die Verhältnisse auflehnt.⁴ Demokratie galt ihm deshalb nicht nur als Regierungsform, sondern als sittliche Aufgabe: die Überwindung auch der inneren Unfreiheit des von Masaryk verabscheuten Untertanenbewußtseins. Griffen die Sprecher des aus Untertänigkeit und Identitätsschwäche allmählich erwachenden tschechischen Volkes manchmal zu fragwürdigen Mitteln, wie den handschriftlichen Fälschungen Václav Hankas und anderen ideologischen Selbsttäuschungen, Ausreden und Beschuldigungen zur Bemäntelung der eigenen Mängel, dann waren diese Mittel dem „Nestbeschmutzer“ Masaryk schon immer ein Greuel;⁵ seine Staatsgründung sollte sie quasi überflüssig machen. In den dreißiger Jahren schien die Republik in der Tat von den meisten moralischen Kinderkrankheiten, einschließlich des Antisemitismus, geheilt, und übte sich im aufrechten Gang: ein modernes, demokratisches Rückgrat hatte sich entwickelt, und Masaryks Geist symbolisierte, wie man glaubte, den historischen Erfolg der erwachsen gewordenen Nation. Edvard Beneš, der Nachfolger im Präsidentenamt, schwor an Masaryks Grab in Lana, dem Vermächtnis des Staatsgründers treu zu bleiben.⁶

*

In den 1880er Jahren war seitens der nationalen Gralswächter der Vorwurf des „Verrats“ schnell zur Hand. „Die Wut der sog. Verteidiger / der Echtheit der Handschriftenfälscha / ist geradezu psychotisch“, schrieb Masaryk dem polnischen Slawisten Bronisław Grabowski. „Dabei ging es nicht um die Handschriften, wie um Sein oder Nichtsein der alten Korruption: wir haben uns unter feindlichem Druck so sehr an

³ „Mein Übergang von Wien nach Prag war für mich eine neue Krise [...] – ich fürchtete mich vor der Kleinheit Prags, war den Leuten vollkommen fremd und dem nationalen Leben entfremdet.“ Ebenda 77.

⁴ Masaryk, T. G.: *Světová revoluce 1914–1918* [Die Weltrevolution 1914–1918]. Praha 1925, z. B. 213 f, 549, 565. Ich befasse mich damit näher in meinem Aufsatz: Loewenstein, Bedřich: *Evropská krize v Masarykově diagnóze a terapii* [Die europäische Krise in Masaryks Diagnose und Therapie]. In: *Evropa očima Čechů* [Europa in den Augen der Tschechen]. Hrsg. v. Eva Hahnová. Praha 1997, 53–72, hier insbes. 54 und 58 ff.

⁵ „Geistige und sittliche Unfreiheit“, „Scheinheiligkeit“, „Jesuitismus“ als Folge von Unterdrückung: Masaryk, T. G.: Karel Havlíček. *Snahy a tužby politického probuzení* [Karel Havlíček. Bestrebungen und Sehnsüchte der politischen Erweckung]. Praha 1920, 466 f. – Selbständigkeit bedeutet auch moralisch auf den eigenen Beinen zu stehen: „Es gibt nicht nur Hausbettelei, sondern auch moralische Bettelei. Ich wollte immer, daß jeder sein eigener Herr ist.“ Čapek: *Hovory* 93.

⁶ „Masaryk hat unserem Volk eine bestimmte Prägung gegeben, die gewissermaßen zu unserem historischen Schicksal wird, folglich uns eine Mission auferlegt, der wir uns mit reinem Gewissen und ohne großen Schaden nicht entziehen können.“ *Hromádka, Josef L.: Nad Masarykovou Českou otázkou* [Über Masaryks Tschechische Frage]. *Naše doba* (1938) 4–11.

Lügen gewöhnt, daß wir uns schließlich gegenseitig anlügen [...]. Etwa anderthalb Jahre herrschte bei uns ein journalistischer Terrorismus.“⁷ Jan Herben, der Redakteur der realistischen Halbmonatsschrift „Čas“, erinnerte ein Jahrzehnt danach an den „unbegreiflichen, schrecklichen Haß von Tschechen gegen Tschechen“ und an den erniedrigenden Umstand, daß man als Tscheche in einer pogromähnlichen Atmosphäre dankbar den Schutz durch k. u. k.-Behörden „vor dem eigenen Bruder“ in Anspruch nehmen mußte.⁸

Die Gruppe der sogenannten Realisten war keineswegs national lau. Als Hubert G. Schauer im Dezember 1886 mit seiner provokativen Frage, ob der eigenständige Beitrag des tschechischen Volkes zur europäischen Kultur die Notwendigkeit eines ständigen Abwehrkampfes rechtfertige und nicht ein Aufgehen im geistigen Leben einer größeren Nation der Kulturentwicklung förderlicher sei, wurde Masaryk als der vermeintliche Verfasser erneut einer beispiellosen Hetze („Philosoph des Selbstmordes“) ausgesetzt. Gewiß waren die Fragen Schauers von Masaryk inspiriert und der Satz „Ohne Ideale, ohne ein Bewußtsein sittlicher Berufung gibt es keine Nation“ hätte von ihm stammen können. Dennoch lief sein Bestreben nicht auf Zweifel am Bestand der Nation, sondern auf deren ideelle Rechtfertigung, also auf „positive Kulturarbeit“, hinaus. Gegen Redaktionen, die „aussehen, wie Polizeikommissariate und Jesuitenkollegien“, äußerte Masaryk allerdings: „Ein Franzose oder Deutscher, der die Wahrheit spricht, ist uns lieber, als ein Tscheche, der lügt!“⁹

Die Haltung der „Realisten“ zur Wiener Regierung blieb dabei nüchtern-unaufgeregt. In einem Leitartikel des „Čas“ erklärte Masaryks damaliger Mitstreiter Karel Kramář, man müsse die Treue zur Dynastie nicht ständig beteuern und mit den Deutschen in Loyalität wetteifern; nur eine engere Verbindung mit dem Deutschen Reich könnte den tschechischen Glauben an Österreich erschüttern. Das klang nach „Opportunismus“, aber der Reichsrahmen blieb auch bei radikalerer Rhetorik unzweifelhaft. Die Realisten erklärten auf den Vorwurf nationaler Unzuverlässigkeit seitens der „Národní Listy“, sich nicht aus der „Kampffront“ der Nation herauszuhalten, sondern nur aus dem „Schlamm“ des Parteienkampfes.¹⁰

In der Tat war ihre Einstellung sowohl zu den konservativen Altschechen als auch den nationalliberalen Jungtschechen nach wie vor eine pragmatische und dis-

⁷ Zit. nach Šolle, Zdeněk: *Století české politiky. Od Palackého k Masarykovi* [Ein Jahrhundert tschechischer Politik. Von Palacký bis Masaryk]. Praha 1998, 239 ff. (der Brief wurde im März 1888 geschrieben). – In einem Brief vom 30.7.1888 an den Führer der Altschechen František L. Rieger klagt der spätere Wiener Minister Prof. Josef Kaizl über Angriffe auf die Gruppe der vermeintlichen „nationalen Nihilisten“ (die Realisten, zu denen er selbst zählte): „[...] auch Sie wird es betrüben, wenn Menschen von solcher Gesinnung und solchen Taten vor der Nation zum Hundsfoß gemacht [ve psí dani] und als Verräter verjagt werden [...] Das ist der Terror der Národní Listy, an dem wir alle leiden.“ Ebenda 89.

⁸ Herben, Jan: *Deset let proti proudu* [Zehn Jahre gegen den Strom]. Praha 1898, 79. – Zu diesem Thema siehe Otáhal, Milan: *Význam bojů o Rukopisy* [Die Bedeutung des Kampfes um die Handschriften]. In: T. G. M. a naše současnost [T. G. M. und unsere Gegenwart]. Praha 1992, 66–99 (Masarykův sborník VII). Erschien erstmals 1980 im Samisdat.

⁹ Nach Opat, Jaroslav: *T. G. Masaryk v Čechách 1882–1891* [T. G. Masaryk in Böhmen 1882–1891]. Samisdat Praha 1985, 184 ff.

¹⁰ Ebenda 295 ff.

tanzierte – aus älterer persönlicher Verbitterung, aber auch infolge von Masaryks anspruchsvollem Politikverständnis. Die Etablierten fühlten die intellektuelle Arroganz der Gruppe, die sich gern auf wissenschaftliche Kompetenz berief und einen kaum verdeckten Führungsanspruch durchblicken ließ. Natürlich war politisches Kalkül der Grund ihres Beitritts zur (jungtschechischen) „Freisinnigen Partei“ im Dezember 1890; kaum innere Sympathie und auch nicht Empörung über die „nationale Kapitulation“ des von den Altschechen ausgehandelten Punktationsabkommens, das einen jungtschechischen Erdrutschsieg auslöste. Auch Masaryk, im Unterschied zu seinem damaligen Gesinnungsgenossen, dem Wiener Chirurgen Professor Eduard Albert, hatte das Abkommen zur nationalen Flurbereinigung für unausgewogen gehalten und mit den Worten kommentiert: „Den Deutschen geht es darum, zu herrschen.“ (an Kramář am 7.6.1890). Über die Jungtschechen heißt es aber nicht lange darauf: „Innerlich sind wir uns fremd, auch vielfach persönlich, allein der Verstand gebietet ab und zu ein Bündnis.“¹¹

Den Gesinnungspolitiker, den seine Freunde den „Hirten“ nannten, hielt auch die größere Wirkungchance nicht lange im jungtschechischen Lager. Wie die Partei keine Mittellinie fand zwischen verbalem Radikalismus und einem Opportunismus des politischen Alltags, so war sich auch der jungtschechische Reichsratsabgeordnete Masaryk nicht schlüssig, inwiefern auf kurzfristige deutsche Intransigenz und auf Brüskierungen seitens der Regierung mit verbitterter Verweigerung und traditioneller Rhetorik geantwortet oder doch der schwierige Weg kleiner Reformschritte gewagt werden sollte. Ging Masaryk im Reichsrat der Ausdruck „bei uns in Österreich“ oder „unsere Politik im Süden“ unbefangen von den Lippen und forderte er in seinen Reden etwa eine bessere sozialwissenschaftliche Ausbildung an österreichischen juristischen Fakultäten, den Übergang von Repression gegenüber den Sozialdemokraten zu weitsichtiger Sozialpolitik, oder das allgemeine, gleiche Wahlrecht und den Achtstundentag,¹² dann klingen in anderen Reden durchaus nationale Töne an:

Eine Nation von sechs Millionen, eine wirtschaftlich starke, fleißige, begabte, sich entwickelnde Nation, die sich ihrer Kraft, ihres Wertes insbesondere für dieses Reich bewußt ist, eine solche Nation erträgt es nicht, unter Kuratel gestellt zu werden [...]. Das tschechische Volk kann nicht aufgeben, solange es nicht als politische Nation zur Geltung kommt. Wir wollen im Bund der österreichischen Völker nicht nur gehört werden, sondern auch in jeder Hinsicht gleiche Rechte genießen.¹³

Gegen deutschböhmisches Bemühungen um eine administrative Trennung nach ethnischen Schlüssel wandte Masaryk bemerkenswert ein, mit den Reibungsflächen

¹¹ Šolle: *Století české politiky* 104 und 108. – Tobolka, Zdeněk: *Politické dějiny československého národa* [Politische Geschichte der tschechoslowakischen Nation]. Bd. III–1. Praha 1934, 153 ff. (das Punktationsabkommen) und 275 ff. (Beitritt der Realisten). Zu den Befürchtungen, die Kritikasterei der Realisten werde die jungtschechische Partei zersetzen: Ebenda 303.

¹² Rede vom 9. Juni 1891 und vom 26. Juni 1891. Zitiert nach: *Slovo má poslanec Masaryk* [Das Wort hat der Abgeordnete Masaryk]. Hrsg. v. Jiří Kovtun. München 1985, 35 und 38 f.

¹³ Rede vom 20. März 1893. In: Ebenda 84 f.

verschwinden auch die Berührungspunkte; es gehe übrigens nicht nur in Böhmen um Minderheitenschutz: „Wir können bei bestem Willen keine anderen Konzessionen machen, als Ihnen das Recht zugestehen, daß kleine und große Minderheiten, also auch das deutsche Volk in Österreich, nicht majorisiert werden sollen.“¹⁴

Der Tenor von Masaryks Reden lag in Erklärungen wie: „Wir wollen frei sein und ich frage Sie: Wollen Sie mit uns an dieser Freiheit zusammenarbeiten? [...] „Die tschechische Frage ist eine Frage Österreichs [...]. Ein gerechtes Österreich, meine Herren, hat nichts zu befürchten.“¹⁵ Aber es lag nicht nur an der Unklarheit der jungtschechischen Politik und am fortgesetzten radikalen Getöse einiger Prager Blätter, daß Masaryk im September 1893 seine beiden Mandate im Reichsrat und im böhmischen Landtag niederlegte. Er war Gesinnungspolitiker und der Unterordnung unter parteipolitische taktische Winkelzüge satt. Für ihn bezeichnend waren große proklamative Sätze von der Art: „[...] die Frage lautet, entweder eine treue und tiefe Überzeugung [...] oder nichts, alle anderen Fragen sind dem untergeordnet“; oder „Rufen wir nicht nach Tschechentum [...], nach Patriotismus, sondern nach der Wahrheit, und legen wir der Wahrheit Zeugnis ab. Dann werden wir nicht klein sein.“¹⁶

Das, was Masaryk dem seichten Jungtschechentum mit seinem „Chauvinismus der Nicht-Arbeit und des Nicht-Wissens“¹⁷ entgegenhielt, hat er wiederholt als „unpolitische Politik“ bezeichnet. Diese sollte nicht mit Riegers „Politik der Brosamen“ (drobečková politika) verwechselt werden, in die man nach dem Scheitern der großen staatsrechtlichen Erwartungen verfallen war. Masaryk brachte beide Extreme in Zusammenhang mit dem Mangel an politischer Tradition und Erfahrung: „[...] der Parlamentarismus war uns fremd und wir waren außerstande uns in ihn hineinzufinden.“ Das war gewiß nicht als Vorzug gedacht. Immerhin heißt es in der „Tschechischen Frage“ (1895), daß „politische Selbständigkeit uns nicht rettet“ und „das staatliche und politische Leben nur einen bescheideneren Teil des geistigen Lebens darstellt.“¹⁸

Damit unternahm der Antiromantiker den gewagten Versuch, den Staat zu entdämonisieren, nicht als schicksalhafte Kraft jenseits der Gesellschaft anzusiedeln, sondern als deren Funktion, ja als Bestandteil der Kultur zu interpretieren; er ist nicht einfach Gewalt, wie die Marxisten lehren, und auch kein bloßes Organ der Wirtschaft. Die staatliche Organisation ist fehlerhaft, wie alles, aber sie ist kein Feind der Gesellschaft. Politik ist eine Kunst, die Wissen erfordert, nicht zuletzt Fleiß und Ausdauer der Parlamentarier: „Solange aus Korporalen Parteiführer werden, werden aus Generälen Kanzler.“¹⁹

Der kulturelle Zustand der Gesellschaft bedingt die Art der Regierung. Auch deshalb sind nicht Phrasendrescherei, Straßenkrawalle und leere Drohungen am Platz,

¹⁴ Ebenda.

¹⁵ Rede vom 20. März und vom 14. Juni 1893. Ebenda 92 und 103.

¹⁶ Masaryk, T. G.: *Česká otázka* [Die Tschechische Frage]. Praha 1948, 118 und VII.

¹⁷ Ders.: *Naše nynější krise* [Unsere gegenwärtige Krise]. Praha 1948, 250. „Wir haben zweihundert Jahre weder selbständig politisch gehandelt noch gedacht.“ Ebenda 237.

¹⁸ Ders.: *Česká otázka* 122–124.

¹⁹ Ders.: *Naše nynější krise* 265, 269, 267.

sondern sachliche politische Kleinarbeit – aufgrund fester Überzeugungen. Die Geschichte macht keine Sprünge, und „wer an Revolution glaubt, nimmt das Leben nicht ernst.“ Gewiß ist das böhmische Staatsrecht „unser aller Programm“, aber auch die Wiener Regierung weiß, daß es für das Reich von Vorteil ist, wenn sich die Tschechen selbst verwalten: eine unterdrückte Nation „hält die Entwicklung des Teils wie des Ganzen auf“. Hier mag eine Menge Wunschdenken im Spiel gewesen sein, und folgerichtig hieß es weiter: „Zu Gewalt gibt es keinen Grund, und nur ein Schwärmer [blouznivec] könnte an bewaffnete Opposition denken.“²⁰

Masaryks Absage an Gewalt und Revolution als quasi-Romantik und verantwortungsloses Spiel, später oft wiederholt (aber 1908 modifiziert im Sinne der Zulässigkeit von „Reformrevolutionen“), hatte sozusagen zwei Standbeine. Das eine war der Trend zur Volks- und Kulturpolitik, zu „Arbeit und wieder Arbeit“ statt absolutistischer Machtpolitik, statt eines volksverachtenden Aristokratismus und „Plutokratismus“. Das andere war die Tendenz zur „Weltzentralisation“ – etwa das, was wir heute als „Globalisierung“ bezeichnen. Auf diese Interdependenz der Menschheit hatte František Palacký schon 1871 hingewiesen und daraus die Konsequenz gezogen, man müsse aus der provinziellen Selbstgenügsamkeit heraus in den – auch materiellen – Wettbewerb der Nationen treten und nicht zuletzt der tschechischen Sache eine geistige Eintrittskarte zum „europäischen Salon“ verschaffen. Diesem Impuls folgt Masaryks „Tschechische Frage“, mit dem Versuch, die Nation über bloße Ethnizität hinaus in der Humanitätsidee zu verankern.²¹

Mit der Präsentation der „tschechischen Frage als Weltfrage“ war kein nationaler Messianismus gemeint und auch kaum der Nachweis, daß der reale Inhalt der böhmischen Geschichte im Streben nach Humanität besteht. Man hat oft „Sinn“ und „Inhalt“, ebenso wie „böhmisch“ und „tschechisch“ verwechselt, und Masaryk selbst hat diesen Verwechslungen durch Unklarheiten seiner „Philosophie der böhmischen Geschichte“ Vorschub geleistet. Wann immer „wir“ siegten, lehrte Palacký, geschah das eher durch geistige Überlegenheit als durch physische Macht. Masaryk übernahm den empirisch nicht leicht verifizierbaren Satz zusammen mit der Erhebung des tschechischen Ethnikums zum historisch-moralischen Subjekt. Der vertretbare Kern seiner Auffassung war der Zusammenhang der böhmischen Geschichte mit den großen ideellen Auseinandersetzungen Europas sowie der Appell an die Gegenwart, sich nicht mit ethnischem So-Sein zu begnügen, sondern an den humanitären Fortschritt der eigenen und der Weltgeschichte anzuknüpfen.

²⁰ E b e n d a 281, 273, 280 ff. – E b e n d a 283 verurteilt Masaryk auch die infantile Suche nach fremden Schuldigen am eigenen Mißgeschick und vertritt die Notwendigkeit Österreichs.

²¹ Auf Inkonssequenzen seines Buches habe ich in meinem Aufsatz hingewiesen: L o e w e n s t e i n, Bedřich: Manifest nepolitické politiky: Česká otázka po 45 letech [Ein Manifest der unpolitischen Politik: Die Tschechische Frage nach 45 Jahren]. Sociologický časopis 4 (1994), 463–371. Vgl. den galligen Aufsatz von Jaroslav Střítecký: The Czech Question a Century Later („the foremost work within Czech national mythology“). Czech Sociological Review 1 (1995), 59–73. Seine Hauptthese ist die widersprüchliche Nutzung wissenschaftlicher Erkenntnismethoden zur Herausbildung einer quasi-religiösen Geschichtsvision, als deren Prophet sich ein Mann stilisierte, der ein mitteleuropäischer Durkheim hätte werden können. E b e n d a 71.

Wenn sich Masaryk dabei gerne auf Hus und Chelčický, Dobrovský, Palacký und Havlíček berief, dann war das mehr als nur eine Konzession an den vorherrschenden nationalen Fundamentalismus und an Palackýs Bestreben, die Freiheit nicht als „fremdes Reis“, sondern als Gewächs aus heimischem Boden erscheinen zu lassen. Gewiß wollte auch Masaryk, schon um der Breitenwirkung willen, den eigenen Realismus nationalgeschichtlich verankern, aber die Vorbilder blieben wenn nicht seine persönliche Wahl, so Gegenstand eigenwilliger Interpretation:²² Dem gängigen Vergangenheitskult und Sprachfetischismus sollten geistige Führer als Kämpfer für höhere Werte als die ethnischen entgegengehalten werden; metaphorisch gesprochen: „Wer seine Seele findet, verliert seine Sprache nicht.“ Das war keine moralistische Sonntagspredigt, sondern ein ernsthafter Ansatz, den historischen Synkretismus des nationalen Pantheons nach humanitären, freiheitlichen, ethischen Kriterien (der „Wahrheitssuche“) zu durchforsten.²³

Gegen die naiv-empirische Geschichte, die an bloße Fakten glaubt, wandte Masaryk „kantianisch“ ein, der Mensch müsse in geistiger Eigenständigkeit und in ständigem Dialog mit Menschen und Idealen der Vergangenheit Sinn in die Erscheinungen hineinbringen; die Wahrheit sei nicht einfach in den Dingen vorgegeben: Sinnhaftigkeit erschließt sich nur aus aktiver Teilnahme.²⁴ Der positivistische Faktenglaube führe bestenfalls zu „Flickteppich-Überzeugungen“; schon deshalb könne die Gegenwartsorientierung nicht einfach aus der nationalen Vergangenheit abgeleitet werden: Konstatieren kann das Werten, den Bereich des Sollens, nicht ausklammern. Ohne aktive Vernunft und subjektive Auswahl kommt kein Geschichtsbild aus, auch nicht das unkritisch-nationale. So ist auch das Humanitätsprogramm nicht einfach in der böhmischen Reformation vorhanden – wiewohl diese nach Masaryks

²² „Masaryk ging von sich aus und suchte sich selbst in den Traditionen der Vergangenheit“, wirft ihm Josef Pekař 1912 in seiner „Masarykova česká filosofie“ vor. – Andere Mißverständnisse, denen Masaryk manchmal selbst verfiel, lagen in der Annahme einer direkten Einwirkung der hussitischen Epoche, insbesondere der Tradition der Brüderunität, auf die tschechischen Erwecker. Masaryks Unterscheidung zwischen „dem, was Menschen tun und was sie im Innersten ihrer Seele bewegt“, war dabei kaum geeignet, Klarheit in die strittige Frage zu bringen.

²³ Gegen Masaryks Suche nach humanitären Werten „in praeterito“ wandte Josef Kaizl, der in der jungtschechischen Partei geblieben war und in dieser eine führende Rolle spielte, ein, das emanzipatorische, fortschrittliche und humanitäre Programm komme erst gegenwärtig, und zwar in nationaler Form, bzw. als Ausblick *pro futuro* zum Zuge. Kaizl, Josef: *České myšlenky* [Tschechische Gedanken] (1895). Hier nach: *Spor o smysl českých dějin. 1895–1938* [Der Streit über den Sinn der tschechischen Geschichte. 1895–1938]. Hrsg. v. Miloš Havelka. Praha 1995, 47–97, hier 58 und 75.

²⁴ Das betont z. B. Hromádka in seinem vergessenen Buch über Masaryk. Hromádka, Josef L.: *Masaryk*. Praha 1930, 118, 123 f. Nach seiner Überzeugung liegen die Wurzeln von Masaryks Denken in der Aufklärung: Vernunft, Gewissen, Freiheit und Kritik sind sein Programm in Philosophie und Religion, im sozialen und politischen Leben. Vgl. ebenda 183. Das ist natürlich nur tendenziell richtig; Masaryk machte nicht nur gelegentliche Konzessionen an kollektive Mythen, sondern war fest überzeugt von einem objektiven, platonischen Sinn, den der Mensch nur in Synergie und *sub specie aeternitatis* erahnen, aber nicht selbst schaffen könne. Dazu auch Šimsa, Jan: *Hromádka kritika Masaryka* [Hromádka's Masaryk-Kritik]. In: T. G. Masaryk a naše současnost 287–313.

Auffassung am Anfang der europäischen Emanzipationsbewegungen steht und ihr Scheitern die böhmische Geschichte und die tschechische Identität mit einer schweren Hypothek belastet hat.²⁵

Der Außenseiter hatte selbst Gründe für sein Tschechentum gebraucht. Sein zugegeben nicht immer klares Humanitätsverständnis ist nicht einfach aus der böhmischen Vergangenheit abgeleitet, aber sucht sich Beispiele, die seine Position vor kosmopolitischer Beliebigkeit bewahren und geistesgeschichtlich abstützen sollen. Wie wenig Masaryk die Freiheit gegenüber der Realgeschichte aufgibt, zeigt seine Kritik an der gedanklichen Schwäche der böhmischen Reformation (ebenso wie am Indifferentismus eines Josef Jungmann). Auch die Absage an Gewalt und Revolution entstammt primär dem Verständnis der *Gegenwart*, wird aber gleichermaßen aus Überlegungen zur böhmischen Geschichte gezogen: „das ist der Sinn der schweren Lehre aus unserer Reformation, einer Lehre aus der Gewalt, die wir im Namen von Freiheit und Liebe ausgeübt haben.“²⁶ Geschichte liefert Denkanstöße, aber keine verbindlichen Antworten auf unsere Fragen. Warum aber die Einschränkung auf Zeughäuser der nationalen Tradition?

Diese Frage wäre den meisten Zeitgenossen absurd erschienen. Wie das Leben in der Gegenwart mit Selbstverständlichkeit nach nationalen Koordinaten ablief, so war auch Geschichte gerade für Demokraten Nationalgeschichte. Die Vorgegebenheit der nationalen Identität wird in den historischen Erfahrungsraum zurückprojiziert, aber dies nicht als Ideologie durchschaut. Das „wir“ der Diskurse des 19. Jahrhunderts bezieht sich irgendwie substantialistisch auf die ethnische Gemeinschaft, und auch der Gewissens- und Vernunftindividualist Masaryk, der die Identität mit einer Nation als Übernahme einer sittlichen Verantwortung interpretiert, korrigiert diese Praxis nur insofern, als er in diese ein übergreifendes Problembewußtsein hineinzutragen sucht: „Die Menschheit kommt im Gang der Geschichte in einzelnen Nationen / nicht in Einzelmenschen / zum Ausdruck.“²⁷

²⁵ Rádl, Emanuel: Masarykova filosofie [Masaryks Philosophie]. In: Masaryk Osvoboditel [Masaryk der Befreier]. Praha 1920, 101–137. – Masaryks These wird von Rádl später folgendermaßen (über)interpretiert: „Seit der Gegenreformation teilen wir uns in Menschen, die an etwas glauben und ernsthaft daran arbeiten, und in Menschen, die nur Zuschauer auf dieser Welt sind, sich den gegebenen Umständen anpassen, in ihrem Herzen gleichgültig, in ihrem Verstand unentschieden und in ihren Taten gewalttätig sind.“ Ders.: O smysl českých dějin [Um den Sinn der böhmischen Geschichte]. In: Spor o smysl českých dějin 433–469, hier 453; Analog argumentierte schon Jan Herben 1911 in einer militanten Gegenüberstellung von „Gewissen“ und „Opportunismus“. E b e n d a 220.

²⁶ Masaryk: Naše nynější krise 345. „Eine echte Revolution vollzieht sich in Meinungen und Sitten [...], während Gewalt die Revolution nur verdirbt und aufhält.“ „Gewalt kann nur Gewalt erzeugen.“ E b e n d a 338 f. An anderer Stelle schreibt Masaryk aber: „Gegen Gewalt ist Abwehr auch mit dem Schwert zulässig“ Ders.: Česká otázka 165. Von der „Flickteppich-Überzeugung“ spricht Masaryk e b e n d a 151.

²⁷ E b e n d a 113. „Nicht durch Gewalt, sondern friedlich, nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Pflug, nicht mit Blut, sondern durch Arbeit [...] – so lautet die Antwort des tschechischen Genius, das ist der Sinn unserer Geschichte [...]“ E b e n d a 145. – „Die Menschheit solle nicht künstlich-staatlich, sondern nach Nationen organisiert werden“ Ders.: Problém malého národa [Das Problem einer kleinen Nation]. In: Ders.: Ideály humanitní [Humanitätsideale]. Praha 1968, 74; Aber sind die Nationen „natürlich“?

Die gewiß fragwürdige Feststellung darf nicht als wissenschaftliche These verstanden, sondern muß in einen „nationalpädagogischen“ Kontext gestellt werden. Das Bild der böhmischen Reformation, dem Inhalt nach religiös, aber sekundär durchaus national, eignete sich vorzüglich als Ersatz für die romantische Ikonologie der Handschriften; Josef Pekař bemerkte dazu sarkastisch, wenn die Erweckergeneration der Dobrovský und Jungmann eine Ahnung von der tatsächlichen Größe der hussitischen Epoche gehabt hätte, wäre es gar nicht notwendig gewesen, künstlich Größe durch gefälschte Handschriften herzustellen.²⁸ Das war eine Verkenntung von Masaryks Anliegen, für die tschechischen Sache ein verpflichtendes Ideal, und nicht einfach ein Etikett von „Größe“ einzufordern. Die Kontroverse sollte noch ein persönliches Nachspiel erleben, als der achtzigjährige Masaryk 1930, ungeachtet der vergangenen Auseinandersetzungen, den um zwei Jahrzehnte jüngeren Pekař zu einem Gespräch auf den Hradschin lud. Man kam auf die Geschichte zu sprechen, und da seufzte der Historiker mit einem Blick auf das Prager Panorama aus dem Burgfenster: ohne die hussitische Katastrophe hätten wir eine große Nation werden können. – Darauf käme es nicht an, erwiderte der Präsident. „Jetzt haben wir die Chance, eine anständige Nation zu werden.“²⁹

*

Masaryk hat sein Konzept einer „unpolitischen Politik“ in vielen Anläufen der nur-politischen Politik entgegengesetzt – zunächst gegen eine Mischung aus bombastischen Phrasen und praktischem Opportunismus, dann gegen einen populistischen Radikalismus, hinter dem keine programmatische Substanz war, allenfalls leichtsinnige Geheimbündelei (die sog. Omladina). Hier fühlte er sich durch Karel Havlíček Haltung von 1848 bestätigt, dessen Ablehnung politischer Doppeldeutigkeit und doppelter Moral, ebenso wie dessen Verwerfung von Gewalt und Martyrium, dem Ruf nach Öffentlichkeit, Vernunft und nützlicher Arbeit statt politischer Romantik. Havlíček hatte in der Zeit des Belagerungszustands ein Programm der „unpolitischen Politik“ als eine Art Vikariat entwickelt, das Bildungs- und Kulturarbeit als Schwerpunkt setzte und darüber hinaus als angemessene Taktik für ein politisch unselbständiges Volk galt.³⁰

Masaryk benutzte den als nationalen Märtyrer verehrten programmatischen Anti-Märtyrer, um die eigene Argumentation abzusichern, ging aber in manchen Punkten über Havlíček hinaus. Das sollte sich einige Jahre später, anlässlich des Ritualmordprozesses von Polna zeigen. Havlíček war der jüdischen Emanzipation gegenüber ablehnend bis ambivalent geblieben; für Masaryk war die Hilsner-Affäre eine

²⁸ Pekař, Josef: Masarykova česká filosofie [Masaryks tschechische Philosophie]. In: *Spor o smysl českých dějin* 265–302, hier 273; Pekař bekennt sich im Gegensatz zu Masaryk zum Prinzip der *l'histoire-pour-l'histoire*. Ebenda 292. Damit war aber für ihn das ethnische Prinzip das einzige, das die Vielfalt der Epochen zusammenhielt.

²⁹ Horáková-Gašparíková, Anna: U Masarykov [Bei den Masaryks]. In: *Masarykův sborník* VIII 136–139, hier 138 f. Pekař antwortete übrigens: „Der Optimismus war immer Ihre Stärke. Ich weiß nicht, aber die Arbeit des Historikers führt zu Pessimismus.“ Ebenda.

³⁰ Masaryk: Karel Havlíček, z. B. 262, 295 und 465.

Bewährungsprobe, ein Lackmustest – nicht für den Stand jüdischer Akkulturation, sondern für den intellektuellen und moralischen Zustand der tschechischen Gesellschaft; sie wurde zur Grundsatzfrage über die Rolle der Gebildeten, der Wissenschaft und der öffentlichen Meinung. Die „politische Politik“ glaubte dagegen, es gebe Wichtigeres zu tun, als die Schuld oder Unschuld eines kleinen jüdischen Vagabunden zu erörtern.³¹

Masaryk ging es in der Tat nicht in erster Linie um Hilsner, sondern um die „tschechische Seele“. „Eine Nation, die so gedankenlos dem klerikalen Ritualaberglauben verfällt, verfällt natürlich jedem Aberglauben“, schrieb er in seiner deutschen Broschüre über die Affäre.³² Geradezu erschüttert war Masaryk über die Flut an Gemeinheit, Verleumdung und Bosheit, die sich über ihn und seine Familie ergoß; er mußte an seinem Vertrauen in die junge Generation, somit am Sinn der eigenen Lebensarbeit, verzweifeln. Noch später erinnerte er sich, der Kampf gegen die antisemitische Hetze hätte ihn von allen ausgefochtenen Kämpfen die meiste Anstrengung und die meiste gefühlsmäßige Erregung gekostet.³³

Es mag sein, daß die Ausbrüche eines hysterischen Judenhasses in der national-tschechischen Presse und auf der Straße ein Nebenkriegsschauplatz im Kampf gegen einen anderen Gegner gewesen sind und auch als „Folge der objektiven Lage von Handwerk und Gewerbe“ zu interpretieren waren (Martin Kučera); man suchte sich nur aus „politischer Zweckmäßigkeit“ ein Ventil in Form antijüdischer Exzesse, das bald darauf wieder fallengelassen und vergessen wurde. Zweifellos war der Antisemitismus auch eine Waffe gegen die internationalistische Sozialdemokratie, deren Tageszeitung „Právo lidu“ (Volksrecht) als „Právo židů“ (Judenrecht) verhöhnt wurde.³⁴ Der unpolitische Politiker hatte kein Verständnis für derartige „Zweckmäßigkeiten“. Er empfand die Affäre als kulturelle Schande und nahm, im Unterschied zu vielen anderen, die ebensowenig an einen Ritualmord glaubten, die Folgen auf sich.

Masaryk war sich seit seiner Jugendzeit der Dringlichkeit der „sozialen Frage“ äußerst bewußt, und er hatte auch schon früher den universitären Radikalismus in einen ursächlichen Zusammenhang mit der sozialen Herkunft der Studenten gesetzt. Aus der Analogie der Unterprivilegierung des „kleinen Manns“ und der „kleinen

³¹ Ebenda 446–451. – Petrusek, Miloslav: Eröffnungsansprache zur Tagung: Hilsnerova aféra a česká společnost. 1899–1999 [Die Hilsner-Affäre und die tschechische Gesellschaft 1899–1999]. Hrsg. v. Miloš Pojar. Prag 1999, 8. Vgl. auch Kovtun, Jiří: Historická dimenze Hilsnerova případu [Die historische Dimension des Falls Hilsner]. Ebenda 17–23.

³² Masaryk, Thomas G.: Die Bedeutung des Polnaer Verbrechens für den Ritualmordgedanken. Berlin 1900.

³³ Polák, Stanislav: Hilsnerův proces a jeho důsledky pro T.G. Masaryka [Der Hilsner-Prozeß und seine Konsequenzen für T.G. Masaryk]. In: Ebenda 42–48, und Šolle, Zdeněk: Masarykovo vystoupení v hilsneriádě [Masaryks Auftreten bei der Hilsneriade]. In: Ebenda 49–56, Zitate 54 und 42.

³⁴ Kučera, Martin: Reakce na hilsneriádu v táboře českých radikálů [Die Reaktionen auf die Hilsneriade im Lager der tschechischen Radikalen]. In: Ebenda 73–88, insbes. 85 und 78. – Havránek, Jan: Politická atmosféra 90. let 19. století [Die politische Atmosphäre der 90er Jahre des 19. Jahrhunderts]. In: Ebenda 24–30, hier 29.

Völker“ hatte er aber keine Rechtfertigung von Straßenkrawallen (und Klassenhaß), sondern das Recht der Schwachen, ausdrücklich auch der Frauen, auf Schutz, individuelle Entfaltung und menschliche Würde als eigentlichen Sinn des neuzeitlichen Humanitätsstrebens eingefordert. „Eine relative Humanität ist keine Humanität“ und wirtschaftliche Schwäche nicht das einzige soziale Übel der Gegenwart.³⁵ Masaryk registrierte das wachsende Gewicht der Sozialdemokratie mit großer Gelassenheit, ja Sympathie – trotz der Fragwürdigkeit ihrer materialistischen Orientierung: der Marxismus „ist Ausdruck vieler berechtigter moderner Sehnsüchte.“ Der Kämpfer gegen einen herrschsüchtigen Klerikalismus wußte sogar die „katholischen“ Züge im Marxismus zu schätzen: seinen Internationalismus und philosophischen Objektivismus, ja noch die strenge Parteidisziplin und den Autoritätsglauben der Partei.³⁶

Natürlich bleibt sein eigenes Konzept, trotz aller Kritik am „halbherzigen“, „indifferenten“, sozial unausgewogenen Liberalismus, letztlich individualistisch und pluralistisch, evolutionistisch und auf eine sozialstaatliche Integration der Arbeiterbewegung in die „bürgerliche“ Gesellschaft gerichtet. Hierbei ist Masaryk, wie in seinen übrigen Schriften, nicht in erster Linie nach praktischen Erfolgskriterien zu messen: als „politischer Politiker“ blieb er, auch als Reichsratsmitglied nach 1907, im besten Fall ein respektierter Außenseiter.

Das beweisen nicht zuletzt auch seine Bemühungen, die Nationalitätenfrage zu entschärfen. Der gegenwärtige Nationalismus, heißt es in einem Beitrag für die Wiener „Zeit“ von 1896, sei nur „Aberglaube“ und „Fanatismus“, ein Götzendienst, der Menschenleben fordert. Der Chauvinismus rächt sich politisch, so stellt er noch 1905 fest; der Haß auf den Nachbarn vergiftet das Leben. Seine eigenen Vorstellungen gingen dahin, den Nationalismus durch Freiheit und sozialen Fortschritt zu neutralisieren; jedenfalls könne eine Reform des Reiches „nur von den auf wahrhaft fortschrittlicher und vollklicher Grundlage geeinten Tschechen und Deutschen vollbracht werden“; erst eine freiheitliche und gerechte Lösung des Nationalitätenstreits würde ihrerseits die Konzentration auf die wahre Mission Österreichs in der Welt: eine friedliche, ehrenhafte österreichische Weltpolitik, ermöglichen.³⁷ Diese Gedanken finden wir auch im Programm von Masaryks im April 1900 gegründeten realistischen Partei: eine Übereinkunft mit „unseren deutschen Landsleuten“ auf der Grundlage von Selbstverwaltung und Minderheitenschutz. Noch der größte tschechische Chauvinist glaube nicht, hatte er an anderer Stelle erklärt, daß man die

³⁵ Masaryk: *Naše nynější krise* 291 f., 326 und 332. So auch noch in seiner Kriegsschrift „*Nová Evropa*“ [Das Neue Europa]. Praha 1920, 89; vgl. Rádl: *Masarykova filosofie* 126.

³⁶ Masaryk, T. G.: *Otázka sociální. Základy marxismu filosofické a sociologické* [Die soziale Frage. Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus]. Praha 1946, Bd. 2, 257, 209 (Erstmals 1898 erschienen). – Dazu auch Loewenstein, Bedřich: *Marx v Masarykově prizmatu* [Marx in Masaryks Prisma]. In: *Sociologický časopis* 4 (1998) 403–415. – Musil, Jiří: *Masarykova Otázka sociální* [Masaryks Soziale Frage]. Ebenda 391–402, in dem ein Vergleich zum heutigen Kommunitarismus gezogen wird.

³⁷ Šolle: *Století české politiky* 197 und 277. – Masaryk benutzte Hermann Bahrs „Zeit“ immer wieder als Plattform, auch zum Abdruck von Artikeln über den Marxismus und im Streit um den Ritualmord. Ebenda 198 f. – Masaryk: *Problém malého národa* 76.

Deutschen in den böhmischen Ländern vergewaltigen könne.³⁸ Das Interesse an einem nicht nur nach innen gerechten, sondern modernen, fortschrittlichen, im internationalen Wettbewerb führenden Österreich war aber im Grunde schon in der „Česká otázka“ von 1895 vorformuliert.³⁹

Masaryk war sich – wie vor ihm Palacký – bewußt, daß „alle österreichischen Völker für ihren Patriotismus Gründe haben müßten“; somit sich das Loyalitätsproblem keineswegs auf die Tschechen beschränkte: „Was [...] können unsere und die österreichischen Deutschen überhaupt für Gründe haben, fest zu Österreich zu stehen?“, hieß es in einer Rede vom Juni 1901.⁴⁰ Die Frage erwies sich als eigentliche Crux der Monarchie – nicht anders als später die der Republik von 1918. Nationale Prestigefragen und kollektive Ängste waren leichter zu vermitteln als politische Freiheitschancen und demokratische Rechte, die notabene „gefährlichen Klassen“ zugute kommen würden. Österreich konnte sich weder für eine echte Demokratisierung entscheiden noch sich über die inkompatiblen nationalen Ansprüche hinwegsetzen – auch weil es außenpolitisch in wachsende Abhängigkeit von einem nervösen, zu expansiver Machtpolitik neigenden Berlin geraten war.

Masaryk empfand das böhmische Staatsrecht nicht als sein Hauptanliegen; ihm ging es um demokratische Selbstverwaltung und eine zeitgemäße Entmilitarisierung und Entfeudalisierung der „großen“ Politik. Aber es konnte ihm natürlich auch nicht gleichgültig sein, wenn ein Oktroi, wie die St-Annen-Patente vom 29. Juli 1913, alle tschechischen politischen Hoffnungen zunichte machte, eine Militärclique jeden innenpolitischen Fortschritt in Österreich zu ersticken und Wien außenpolitisch zum Juniorpartner eines übermächtigen Deutschen Reiches abzusinken drohte.⁴¹

Der Ausbruch des Krieges bestätigte Masaryks Befürchtungen und führte zum definitiven Bruch mit Österreich, das er nun als degenerierte, reformunfähige „katholische Türkei“ denunzierte.⁴² Der fast 65jährige Moralist glaubte aus der Krise des bisherigen Koordinatensystems auch persönliche Konsequenzen ziehen zu müssen und wurde zum aktiven Widerstandskämpfer: Alles in ihm sträubte sich gegen die

³⁸ Ders.: Zur deutsch-böhmischen Ausgleichsfrage. Die Zeit VII, 25.4.1896, 51 ff.

³⁹ „Unsere Politik kann keinen Erfolg haben, wenn sie nicht von einem echten und starken Interesse am Schicksal Österreichs getragen wird.“ Ders.: Česká otázka 164. – Das Programm des böhmischen Staatsrechts bedeutet in realistischer Deutung, „in Übereinkunft mit unseren deutschen Landsleuten Selbständigkeit im österreichischen Reichsrahmen anzustreben.“ Ebenda 163. – „Wir wissen, daß Österreich eine Großmacht ist und wünschen, daß es eine Großmacht bleibt.“ Masaryk im Reichsrat am 14. Juni 1893, zitiert nach Kovtun: Slovo má poslanec Masaryk 100.

⁴⁰ Šolle: Století české politiky 206 ff. – Ders.: Masaryk, Rakousko a problém nacionalismu [Masaryk, Österreich und das Nationalismus-Problem]. In: T. G. Masaryk a situace v Čechách a na Moravě [T. G. Masaryk und die Situation in Böhmen und Mähren]. Praha 1998, 52–61, hier 58.

⁴¹ Kučera, Martin: T. G. Masarykovi a rakousko-německé politice na začátku století [T. G. Masaryk und die österreichisch-deutsche Politik zu Beginn des Jahrhunderts]. In: T. G. Masaryk a vztahy Čechů a Němců 1882–1937 [T. G. Masaryk und die tschechisch-deutschen Beziehungen 1882–1937]. Hrsg. v. Koloman Gajan. Praha 1997, 13–33.

⁴² Masaryk, Thomas G.: Independent Bohemia (1915). In: Seton-Watson, Robert W.: Masaryk in England. Cambridge 1943, 123.

Rolle des bloßen Zuschauers bei der Weltkatastrophe. Die Mächtekonfrontation des Ersten Weltkriegs wurde von Masaryk zweifellos ideologisch überinterpretiert, das Streben nach nationaler Selbstbestimmung allzu einfach zum Hebel fortschreitender Demokratie erklärt und das eigene Engagement quasi-hegelianisch durch den Gang der Geschichte „providentiell“ abgesichert. Die Mittelmächte vertraten in Masaryks Kriegspanorama einen mittelalterlichen, „theokratischen“ Monarchismus und zugleich einen pangermanischen Expansionismus, der in erster Linie Tschechen und Polen mit „Ausrottung“ bedrohte.⁴³

Masaryks geradezu manichäische Sicht erklärt sich aus der emotionalisierenden Wirkung einer Grenzsituation, aus abgebrochener Kommunikation und allgemeiner Berufung auf Gewalt – einer Situation, die nicht der erklärte „Hasser des Krieges“ geschaffen hatte, aber der er sich auch nicht ganz entziehen konnte. Sein Bedürfnis, dem irrationalen Massenmorden dennoch einen rationalen Sinn abzugewinnen, war nicht nur die fixe Idee des christlich geprägten Platonikers, hinter dem Geschehen eine vernünftige Vorsehung am Werk zu sehen, sondern kam auch aus dem praktischen Willen, seine konsternierten Landsleute, aber auch die unsichere Entente, auf ein mögliches Ziel hin zu motivieren. Es sollte aber nicht als Masaryks Bekehrung zum nationalen Fundamentalismus verstanden werden, wie manchmal unterstellt wird. Deutschland solle nicht vernichtet, sondern „zur Menschlichkeit gezwungen werden“, heißt es in einem seiner Kriegsmemoranden („In elfter Stunde“): auf Weltherrschaftsphantasien zu verzichten und von einer Politik der „blonden Bestie“ zum Humanitarismus der eigenen Tradition zurückzukehren. Man mag darin eine heimliche Liebe zur deutschen Klassik oder die Vorwegnahme der Re-education von 1945 erblicken; jedenfalls war der Sieger von 1918 als erster bereit, unter veränderten Bedingungen wieder auf seine „deutschen Landsleute“ zuzugehen.⁴⁴

*

Man hat oft die Fragwürdigkeit des Engagements „unpolitischer Politiker“, politisierender Literaten und Professoren, in einem Bereich festgestellt, der besser zynischen Manipulatoren und Machtmenschen überlassen bleibt: Unprofessionelle Überzeugungstäter, eifernde Ideologen und Moralisten richten mit ihren weltfremden Projekten in der Regel mehr Schaden an als abgebrühte augenzwinkernde

⁴³ Masaryk, T.G.: *Das Neue Europa. Der slavische Standpunkt*. Berlin 1922, 20. – Eingehender in meinem Aufsatz: Loewenstein, Bedřich: *Weltkrieg und Staatskonzeption. Das Neue Europa oder Die letzten Tage der Menschheit?* In: *Das Jahr 1919 in der Tschechoslowakei und in Ostmitteleuropa*. Hrsg. v. Hans Lemberg u. Peter Heumos. München 1991, 13–31. (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum 17).

⁴⁴ Valenta, Jaroslav: *Léta 1918–1919 [Die Jahre 1918–1919]* In: T.G.Masaryk a situace v Čechách a na Moravě 70 f., sowie Gajan, Koloman: *Postoj T.G.Masaryky k českých Němcům [Die Haltung T.G.Masaryk gegenüber den böhmischen Deutschen]*. In: *Ebenda* 81 f. – Masaryk an den intransigenten Ernest Denis: „[...] Der radikale Nationalismus kann als Konsequenz der Handlungen verstanden werden, denen wir seitens der Deutschen ausgesetzt waren; Rache ist aber niemals ein gutes politisches Programm. Unseren Deutschen gegenüber müssen wir weit mehr Ruhe und Voraussicht walten lassen.“ Zit. nach Faucher, Eugène V.: *T.G.Masaryk a Ernest Denis [T.G.Masaryk und Ernest Denis]*. In: *Ebenda* 40.

Politprofis, die Proklamationen und Parlamentsrhetorik zum bloßen Nennwert nehmen und danach zur Tagesordnung übergehen. Masaryks „unpolitische Politik“ hat gewiß oft spaltend gewirkt und mit ihrer Rigorosität manche zurückgestoßen. Zweifellos ließ sich auch der Gegensatz zwischen dem reformatorischen Streben nach Wahrheit, Gerechtigkeit und Eigenständigkeit auf der einen Seite und dem „Jesuitismus“ der Gegenreformation auf der anderen leicht in einem selbstgerechtig-ideologischen Sinn politisieren und gegen das zugleich „klerikale“, deutsche, machiavellistische und herrschaftlich-undemokratische Wien lenken.

Masaryks kulturprotestantische „Whig Interpretation“ wurde der empirischen böhmischen Geschichte gewiß nicht gerecht; sie wirkte auch politisch polarisierend, insbesondere gegenüber der katholischen Kirche (und den katholischen Slowaken). Sie hatte nicht zuletzt den aufrichtigen realistischen Reformpolitiker der neunziger Jahre in wachsende verbitterte Opposition zur k.u.k. Monarchie gebracht.

„[...] das Wort von der Notwendigkeit Österreichs ist durch diesen Krieg vollkommen widerlegt“ (1915); „Es ist Irrsinn zu sagen, Österreich-Ungarn sei eine Garantie des Friedens“ (1916) – diese und andere unzählige weitere Widerrufe der bisherigen Überzeugung waren aber primär kein ideologisches „Votum gegen die Geschichte“, sondern eine Antwort auf die reale Herausforderung eines deutsch beherrschten Mitteleuropa. Während die im Lande verbliebenen politischen Politiker als „letzte Österreicher“ (Podiven) in opportunistischer Mut- und Ratlosigkeit verharrten, handelte der Unpolitische mit Entschiedenheit und moralischem Pathos. Vielleicht war es ehrenhafter, sich mit ihm zu irren, als mit den Verzagten recht zu behalten.

Masaryk hat seine Washingtoner Unabhängigkeitserklärung vom 18. Oktober 1918 im Namen einer nur antizipierten „tschechoslowakischen Nation“ ausgesprochen, eines Projekts, das er – auf geradezu verdächtige Weise – geschichtsdialektisch verbrämte und in fast eschatologischer Inbrunst beschwor: „die Mächte der Dunkelheit haben dem Sieg des Lichts gedient – das ersehnte Zeitalter der Menschheit steigt empor.“ Die hochgestochene Rhetorik verdeckte nur einen Augenblick lang die Ungesicherheit seiner Vision einer fleischgewordenen tschechisch-humanitären Idee in Verbindung mit einer freiheitlichen Reorganisation Europas auf der Basis von „Liberté-Egalité-Fraternité auch zwischen den Nationen“: der zunächst anvisierte, nicht allzu vertrauenerweckende Garant in Gestalt eines demokratischen Rußland war gerade abhanden gekommen, und die fernen Vereinigten Staaten sollten sich bald auf dem Rückweg in die *splendid isolation* befinden.⁴⁵ Damit waren die neuen Staaten weitgehend auf sich selbst gestellt und in ihrem Zusammenhalt auf innere konsolidierende Faktoren angewiesen.

Aber wäre Österreich auch ohne Masaryks entschiedene Widerstandsaktion noch zu retten gewesen; hatte es nicht prompt alle Chancen eines generösen, konstruktivi-

⁴⁵ Pichlík, Karel: Masaryk, Německo a Němci za 1. světové války [Masaryk, Deutschland und die Deutschen während des 1. Weltkriegs]. In: T. G. Masaryk a vztahy Čechů a Němců 81–96, Dokumenty 97–118. – Zur Washingtoner Deklaration siehe Beneš, Edvard: Světová válka a naše revoluce [Der Weltkrieg und unsere Revolution]. Prag 1927/28 Bd. 3, 464 f.

ven Neuanfangs verpaßt? Hatten nicht gerade die Deutschösterreicher in nationaler Verblendung die Grundlagen des gemeinsamen Staatswesens in Frage gestellt? Kollektiver Haß und gegenseitiges Mißtrauen schlugen überall hohe Wellen, und das Verständnis für die Möglichkeit nicht-ethnozentrischer Politik war in Mitteleuropa nicht erst seit 1918 stark reduziert. So sah man nicht, daß der Staat, dem Masaryk aus der Konkursmasse der Monarchie auf die Welt verholfen hatte, durchaus Chancen für alle seine Bewohner bot – die traumatisierten Deutschen eingeschlossen.⁴⁶

Das Projekt „Tschechoslowakei“ lautete eben nicht einfach „Tschechenherrschaft“, wie es der schockierten deutschböhmischen Politik unter der Suggestion des Verlusts der alten Reichsstrukturen schien. Es mag sein, daß auch die meisten tschechischen Parteien die „geschenkte staatliche Existenz“ wie ein „kompliziertes Spielzeug“ behandelten, dessen Mechanismus ihnen fremd war; daß der neue Staat nicht zur Aufgabe wurde, mit der die Nation über ihre traditionelle Selbstbezogenheit und ihre lieb gewordenen Mythen hinausgewachsen wäre, wie tschechische Selbstkritik heute einräumt.⁴⁷ War es aber unvermeidlich, daß man der Tragödie mit den vielen verpaßten Chancen der Vergangenheit einen weiteren Akt hinzufügte? Statt sich auf die alte böhmische Identität zurückzubessinnen und Masaryks demokratisches Projekt beim Wort zu nehmen, begaben sich die Deutschen in den Schmollwinkel und verspielten damit die Chance, am Entwurf des gemeinsamen Hauses aktiv mitzuwirken.

Ohne hier auf das vielerörterte Problem der sudetendeutschen Politik in der ČSR oder auf das der Tragfähigkeit der Versailler europäischen Strukturen eingehen zu können, sollte doch auf die ausdauernden, geduldigen Bemühungen des Präsidenten um einen Konsens mit den deutschen Politikern hingewiesen werden. Angefangen mit der außergewöhnlichen Geste des Besuchs des „Fidelio“ im Prager Deutschen Theater zwei Tage nach der triumphalen Rückkehr aus dem Krieg, hat er immer wieder „Billigkeit und Loyalität“ gegenüber den Deutschen nicht nur angemahnt, sondern praktiziert; ihnen solle „alles gewährt werden, was ihnen rechtmäßig zusteht, um sie zu wirklichen Staatsbürgern zu machen.“⁴⁸

⁴⁶ Zur deutschen Realitätsverkenkung etwa Peroutka, Ferdinand: *Budování státu. Československá politika v letech popřevratových* [Der Staatsaufbau. Die tschechoslowakische Politik in den Jahren nach dem Umsturz]. Bd. 1: 1918–1919, Praha 1991, 120f. „Die Deutschen wiesen alle diese Vorschläge auf eine Weise zurück, die eindeutige Spuren des Hochmut trug. Den tschechoslowakischen Staat verachteten sie.“ – Noch 1925 berichtete der deutsche Gesandte Koch über die Sudetendeutschen als „einem in politischer Hinsicht von allen Göttern [= guten Geistern] verlassenen Volke.“ Brügel, Johann Wolfgang: *Tschechen und Deutsche 1918–38*. München 1967, 171.

⁴⁷ Podiven: *Češi v dějinách nové doby. Pokus o zrcadlo* [Die Tschechen in der neuzeitlichen Geschichte. Versuch eines Spiegels]. Praha 1991, 362 und 371.

⁴⁸ Masaryk, T. G.: *Cesta demokracie* [Weg der Demokratie]. I. 1918–1920. Praha 1939, 128. – Eine eng nationalistische Politik sei ein Anachronismus und darüber hinaus „ein Grab der Freiheit und Selbständigkeit“. Zum Hintergrund Gajan, Koloman in: T. G. Masaryk a situace v Čechách a na Moravě 81–91, hier 86, und Ders.: T. G. Masaryk a česko-německé vztahy 1918/19 [T. G. Masaryk und die tschechisch-deutschen Beziehungen]. In: T. G. Masaryk a vztahy Čechů a Němců 134–158.

Das hat für eine rechtzeitige Weichenstellung, mit der man kommenden Katastrophen vorbeugen konnte, nicht gereicht. Dennoch hat Masaryks charismatische Persönlichkeit auf den Alltag der Republik zurückgestrahlt und den Eindruck auch auf deutsche Zeitgenossen nicht verfehlt. Ich nenne nur Christian von Ehrenfels, der 1929 einen Appell an Masaryk richtete, sich an die Spitze einer neuen Religion der Menschenliebe zu stellen; den Leipziger Philosophen Hans Driesch, für den Masaryk „das platonische Ideal des philosophischen Staatsmanns verkörpert[e]“; Thomas Mann, der es für ein großes Glück hielt, „unter einem solchen Staatsoberhaupt zu leben“; Karl Kautsky, der 1933 in Masaryk den einzigen fortschrittlichen Staatsmann Europas sah; bis hin zu Gerhart Hauptmann, der sich noch 1944, anlässlich eines Besuches von Josef Pfitzner (!) an Masaryk als „vollkommenen Menschen“ erinnerte.⁴⁹ Auch Kritiker, wie Albrecht Mendelssohn-Bartholdy oder Carl von Ossietzky unterschieden zwischen dem militanten Kriegsgegner und der eindrucksvollen Persönlichkeit des Philosophen-Präsidenten.⁵⁰

Masaryks Aura als Befreier und die gekonnte Ausübung seines Amtes haben zweifellos für den Augenblick seine Autorität ins fast Unermeßliche gesteigert. Der „weltpolitische Erfolg eines reingeistigen Menschen“ ergreift wie kaum etwas, hatte Heinrich Mann nach seiner Begegnung mit Masaryk geschrieben. Andererseits hat die Erhebung zur Schulbuch-Legende einem echten Verständnis seines Denkens und Wirkens eher geschadet. Die in Masaryks Person vollzogene Verbindung von „Geist und Tat“, sein aktivistisches Ethikverständnis wurden als quasi-hagiographische Entstehungslegende und moralistische Begleitmusik zum erreichten politischen Status quo mißverstanden. Nicht der unbequeme Nestbeschmutzer und Kämpfer gegen Unrecht jeder Art, nicht der allein seinem Gewissen verpflichtete Kritiker kollektiver Mythenbildungen wurde wahrgenommen, sondern das mit der Geschichte und sich selbst zufriedene „Väterchen Masaryk“, nicht der „einzige freie Mensch in Böhmen“ (Jan Patočka), sondern der Held, dessen diverse Kämpfe als scheinbar logischer Nexus mißverstanden wurden, der in der Rolle des „Präsidenten-Befreiers“ gipfelt. Der Mann, für den Wahrheit kein Haben war, sondern eine Verpflichtung zu Wahrhaftigkeit und dessen Fragen immer stärker waren als seine Antworten, wurde verehrt als Held mit dem Patentrezept, der in einer intimen Beziehung zur Vorsehung zu stehen schien: sein spektakulärer äußerlicher Sieg war der Beweis dafür, daß „die Wahrheit“ – wenn nicht gar unsere Wahrheit – siegt.⁵¹

Deshalb mußte im Augenblick, in dem Masaryks Staat von einer grausamen Geschichte in Frage gestellt wurde, auch seine nur halb verstandene Lehre vom verant-

⁴⁹ Z u m r, Josef: T. G. Masaryk a němečtí filozofové jeho doby [T. G. Masaryk und die deutschen Philosophen seiner Zeit]. In: T. G. Masaryk a situace v Čechách a na Moravě 21–27; M í š k o v á, Alena/Š u s t e k, Vojtěch: Josef Pfitzner a protektorátní Praha v letech 1939–1945 [Josef Pfitzner und das Prag der Protektoratszeit in den Jahren 1939–1945]. Praha 2000, 147; P a u z a, Miroslav: Výzva Ch. von Ehrenfelse [Die Aufforderung Ch. von Ehrenfelses] In: Masarykův sborník VIII, 23–35; D u b s k ý, Josef (Pseudonym für Miloš Pojar): Masaryk a Němci [Masaryk und die Deutschen]. In: T. G. Masaryk a naše současnost 205–231.

⁵⁰ Gerlinghoff, Peter: Jak byl Masaryk přijímán ve v ý m a r s k é r e p u b l i c e [Wie Masaryk in der Weimarer Republik akzeptiert wurde]. In: T. G. Masaryk-Kolloquium 1996, 11–20.

⁵¹ P i t h a r t, Petr: Uznání proroka v Čechách [Die Anerkennung eines Propheten in Böhmen]. In: T. G. Masaryk a naše současnost 255–278, insb. 263, 270.

wortungsvollen Handeln *sub specie aeternitatis* als Voraussetzung jeden Fortschritts ebenso wie jeder wahren Erkenntnis vergessen werden; der Vorwurf professoraler Naivität, wenn nicht der Unbrauchbarkeit humaner Leitgedanken in der Politik, stand scheinbar unabweisbar im Raum, als der „auf Illusionen gebaute Schönwetterstaat“ in Trümmern lag. Höhnisch triumphierten gerade jene falschen Propheten, die es schon immer besser gewußt, und mit ihrer lärmenden Demagogie zuvor Besseres verhindert hatten: Nach dem Scheitern des Anspruchsvollen kommen die „schrecklichen Vereinfacher“ mit ihren reduzierten Wahrheiten und den nachfolgenden Katastrophen. Das „gute und tüchtige, der Freiheit so würdige Volk“ (Thomas Mann) fühlte sich von Europa aufgegeben, und „gab schließlich sich selbst auf“, nämlich jene durch Masaryk vermittelte produktive Chance aus moralischem Selbstvertrauen des einzelnen wie des Volkes. Übrig blieb die Resignation und der Opportunismus der Kleinen und Ohnmächtigen.

Jaroslav Opat hat Masaryk zum Warner vor den drei großen Übeln des zwanzigsten Jahrhunderts stilisiert: dem intoleranten Nationalismus, dem titanischen Übermenschentum und dem militanten Kommunismus.⁵² Der fortschrittsgläubige Masaryk hat in Wirklichkeit bei allem Realismus die Dimensionen totalitärer Barbarei und des Nihilismus nicht geahnt, von seinem optimistischen Menschen- und Geschichtsbild her nicht ahnen können. Die Masaryksche Prägung der Nation war abhängig von seinem politischen Erfolg – zu schwach, um in den darauffolgenden Kataklysmen in Ehren bestehen zu können; auch der Staat, an dessen Wiege Masaryk stand, hätte für seinen Bestand mehr als nur eine günstigere europäische Großwetterlage erfordert. Man hat nach 1945, in den sechziger Jahren, im Dissens der achtziger Jahre, und wieder nach 1989, auf ihn zurückgegriffen, als Mahner, als Alternative zur gesunkenen Gegenwart. Die Versuchung war groß, aus seinen Schriften eine Art Masaryk-Bibel mit zitierfähigen Lebensweisheiten für alle Situationen zusammenzustellen; übersehen wurde dabei – trotz des exemplarischen Lebens – das Stückwerkhaftes, Unsystematische und Nicht-zu-Ende-Gedachte seiner *ad hoc* entstandenen Werke – das unvollendete Werk „seines“ Staats einbegreifen.⁵³

Nach den mehrfachen Traumatisierungen und Destruktionen, deren Ausmaßes sich die tschechische Gesellschaft, wie mir scheint, oft noch nicht voll bewußt ist,⁵⁴

⁵² Opat, Jaroslav: Masarykovo evropanství [Masaryks Europäertum]. In: Masarykův sborník VIII, 38.

⁵³ Rádl, Emanuel: Válka Čechů s Němci [Der Krieg der Tschechen mit den Deutschen]. Praha 1993, 257. (Erstmals 1928 erschienen.) Dort wird auf den Unterschied zwischen Masaryk und den „Masarykianern“ hingewiesen. – Jan Patočka hatte für Masaryks Denken den Terminus „nicht-abgeschlossene Rechnungen“ geprägt. – Milan Machovec kommt von der Schwierigkeit, Masaryk gedanklich zu fassen, zu seiner Interpretation als einer Art „Lebensphilosoph“, der die gelehrte Welt samt ihren selbstzufriedenen Spezialisten, ihrer stolzen Unwissenheit und partialisierten Bereichen, mit dem Ruf nach der Totalität des Lebens konfrontiert. Machovec, Milan: Tomáš G. Masaryk. Praha 1968, 37, 59 f.

⁵⁴ Der Theologe Jan Milíč Lochman hat von „radikaler Entdeutschung zugunsten einer weitreichenden ‚Verdeutschung‘ des tschechischen Denkens und der tschechischen Politik“ gesprochen: Lochman, Jan Milíč: Masarykův pokračovatel Emanuel Rádl [Masaryks Nachfolger Emanuel Rádl]. In: T. G. Masaryk a naše současnost, Bd. I, 314–327, hier 322.

eignet sich Masaryk gewiß als Notanker und Gewährsmann des Authentischen. Nicht zum epigonenhaften Nachplappern seiner Urteile, die ja meistens über die Sachaussage hinaus auf „etwas anderes“ hinweisen wollen: die Ursache vieler Mißverständnisse der Apologeten und Gegner.⁵⁵ Auch die Erinnerung an „seinen“ Staat („staatliche Unabhängigkeit wird uns nicht retten“) sollte weniger apologetische Reaktionen auslösen, wie Masaryksche Kritik an nationalen Mythen aller Involvierten. Man könnte auch diesen Staat als Hinweis auf „etwas anderes“ verstehen, nämlich als metapolitischen Appell zu verantwortungsvollem Handeln im Ungesicherten und Relativen, doch *sub specie aeternitatis*.

⁵⁵ Pithart: Uznání proroka 273. – Dazu auch Machovec: Tomáš G. Masaryk 53. Machovec betont hier den „Hinweischarakter“ im Zusammenhang mit Masaryks Selbstmordanalyse.

MITTELEUROPA. ZUR KONZEPTUELLEN KARRIERE EINES KULTURPOLITISCHEN BEGRIFFS¹

Von Steffen Höhne

Vorbemerkungen

Bis wohin erstreckt sich Mitteleuropa? Vom Atlantischen Ozean bis zur Elbe? Bis zur sowjetischen Grenze? Bis zum Ural? Bis zum Stillen Ozean? Gehören nur die Länder des Gemeinsamen Marktes zu Europa, die neutralen Staaten Westeuropas nicht? Und was ist mit uns Osteuropäern, die wir uns lieber als Mitteleuropäer bezeichnen?²

Diese Fragen warf Mitte der achtziger Jahre der ungarische Intellektuelle und Schriftsteller György Konrád auf, um eine Debatte über das Selbstverständnis der von ihm als „mitteleuropäisch“ kategorisierten Kulturen Polens, der Tschechoslowakei und Ungarns zu initiieren. Zugleich wurde damit ein Begriff für den politischen und kulturpolitischen Diskurs reaktiviert, der nach 1945 aufgrund der reaktionären und chauvinistischen Tradition aus dem politischen Sprachgebrauch endgültig verschwunden zu sein schien, galt er doch als Sinnbild für Expansionsgelüste deutscher Wirtschaft und Politik. Bildlich gesprochen verschwand nach 1945 mit dem Deutschen Reich auch das Konzept „Mitteleuropa“ aus dem politischen Diskurs.

Bevor nun aktuelle sowie historische Konnotationen näher betrachtet werden, seien drei kurze Überlegungen zur Methodik vorgeschaltet:

1. Ausgehend von der historischen Semantik, wie sie bei Dietrich Busse konzipiert ist,³ soll das Lexem „Mitteleuropa“ als ein konzeptioneller Begriff verwendet werden, dessen Thematisierung den Interessen einer politischen, ökonomischen oder kulturpolitischen Organisation der im folgenden näher zu bestimmenden Mitte Europas dient.⁴ So wie das Lexem „Europa“ konkurrierende Konnotationen hervorruft, so auch „Mitteleuropa“. Beide Lexeme besitzen einen je nach Kontext divergierenden Ideologisationsgrad, lassen sich mithin als spezifisch ideologische Konstrukte ansehen.⁵

¹ Bei dem Beitrag handelt es sich um eine überarbeitete und erweiterte Fassung meines Habilitationsvortrags vor der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität Jena, gehalten am 25.5.2000.

² Konrád, György: Mein Traum von Europa. In: Kursbuch 81 (1985) 175–193, hier 175.

³ Busse, Dietrich: Historische Semantik. Analyse eines Programms. Stuttgart 1987.

⁴ Zur sprachhistorischen Prägung siehe Hadler, Frank: Mitteleuropa – „Zwischeneuropa“ – Ostmitteleuropa. Reflexionen über eine europäische Geschichtsregion im 19. und 20. Jahrhundert. In: GWZO Berichte-Beiträge, Leipzig 1996, 34–41.

⁵ Im Gegensatz hierzu zeichnet sich der Begriff „Ostmitteleuropa“ durch einen wesentlich

2. Das Lexem „Mitteleuropa“ ist ein auf öffentliche Wirkung abzielendes politisches Schlag- oder Schlüsselwort, welches kulturell divergierende Konnotationen besitzt und deshalb innerhalb des politischen Diskurses eine interkulturelle Bedeutung erhält. Mit den dem jeweiligen Wortgebrauch zugrundeliegenden argumentativen Strategien sollen Handlungsorientierungen erzeugt werden.

3. Der unterschiedliche Gebrauch von „Mitteleuropa“ weist auf eine auf der Arbitrarität sprachlicher Zeichen beruhende realitätskonstitutive und handlungsorientierende Funktion. Will man die Frage beantworten, wie der Gebrauch von „Mitteleuropa“ im Handeln gesellschaftlicher Gruppen eingebettet ist, dann muß man über die reine Begriffsgeschichte im Sinne einer Wortgeschichte hinausgehen und die jeweiligen intra- und interkulturellen Kontexte in der Analyse berücksichtigen.

Für die spezifisch kommunikativ konstruktive Leistung des Schlagwortes „Mitteleuropa“ sei vorab ein Beispiel angeführt. Dem aktuellen, d.h. nach -1989er Gebrauch von „Mitteleuropa“ findet man häufig eine Antinomie zugrundegelegt, die sich als Antinomie Mitteleuropa – Balkan bzw. – Osteuropa äußert. Die Monographie von Attila Ágh bietet beispielsweise sechs „starke Argumente“ für die Existenz einer mitteleuropäischen Region im Gegensatz zum Balkan:⁶

1. Der Gegensatz wird geographisch markiert, wobei Mitteleuropa eine Zone von Ländern zwischen Ost und West darstellt.

2. Der Gegensatz wird kulturhistorisch im Sinne des Fortschrittsparadigmas markiert, Mitteleuropa „has always had a historical advantage compared to the Balkans because of its closeness to the West. [...] These Western contacts in Central Europe were formed first as cultural links and penetration by Western Christianity, [...]“⁷

3. Der Gegensatz wird historisch markiert, Mitteleuropa wird mit der Habsburgermonarchie gleichgesetzt.

4. Der Gegensatz wird wirtschaftshistorisch markiert, Mitteleuropa erlebt seine Industrialisierung später als der Westen, aber früher als die Balkanregion.

geringeren Ideologisierungsgrad aus. Vgl. Jaworski, Rudolf: Ostmitteleuropa. Zur Tauglichkeit und Akzeptanz eines historischen Hilfsbegriffs. In: Westmitteleuropa Ostmitteleuropa. Vergleiche und Beziehungen. Festschrift für Ferdinand Seibt zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Winfried Eberhard, Hans Lemberg, Heinz-Dieter Heimann u. Robert Luft. München 1992, 37–45 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 70). – Eine andere Benennung territorialer Zugehörigkeit – „MOE“ im Sinne von Mittelosteuropa – ist falsch, da – ausgehend von den Konstituenten der Komposition – damit ein Gebiet um Moskau beschrieben wird. Analog müßte man ein westliches Osteuropa und ein östliches Osteuropa konzipieren. Es ist zu vermuten, daß der Neologismus MOE, der erst nach 1989 auftaucht, eine journalistische Verkürzung des damaligen offiziellen politischen Sprachgebrauchs darstellt. Im Bundeskanzleramt sprach man nach 1989/90 von Mittel- und Osteuropa, was dann in den Medien griffig zu MOE verkürzt wurde. Eine weitere Ursache für diese Bildung liegt sicher auch darin, daß man für die führenden Reformstaaten, also Polen, Ungarn, die ČSFR, die gemeinhin als engerer Kern der MOE-Länder bezeichnet werden, eine positive Konnotation bevorzugte und deshalb die Konstituente „Mittel“ durch Voranstellung hervorheben wollte im Gegensatz zu dem heute noch negativ besetzten, also pejorativen „Osten“.

⁶ Ágh, Attila: *The Politics of Central Europe*. London 1998.

⁷ Ebenda 4.

5. Der Gegensatz wird tagespolitisch innerhalb des Komplexes der Transformation markiert. „The idea of Central Europe played a great role in ensuring the peaceful and negotiated transition in all the countries concerned.“⁸

6. Der Gegensatz wird durch eine kollektive mitteleuropäische Identität markiert.⁹

Gerade dieser letzte Punkt scheint eine besondere Relevanz zu besitzen, weist er doch auf das Phänomen einer mitteleuropäisch codierten Merkmalsmenge invarianter Topoi, die als Basis konsensstiftenden Hintergrundwissens fungieren. Das heißt, was sich unter „Mitteleuropa“ assoziieren läßt, ist Ausdruck eines kulturellen Wissensvorrates, von dem sich selektiv Gebrauch machen läßt und in dem sich kollektive Erinnerung materialisiert.

Bei der kommunikativen Konstruktion „Mitteleuropas“ handelt es sich um eine Kategorisierung, mit der eine sozialintegrative Wirkung – d.h. die soziale Zugehörigkeit zur Gruppe der Mitteleuropäer – intendiert ist. Diese Kategorisierung wird bei Ágh, aber nicht nur bei ihm, als ein standardisiertes Relationspaar benutzt, womit typische Erwartungen hinsichtlich des Gegensatzes Mitteleuropa-Balkan bzw. Mitteleuropa-Osteuropa aktiviert werden. Entscheidend ist hier, daß regionale Identitäten wie nationale, soziale, konfessionelle etc. nicht nur auf inklusiven Affirmationen (konstruierte Vorstellungen von Wir-Gruppen) basieren, sondern auch auf exklusiven Demarkationen (Abgrenzung der eigenen Gruppe von anderen, in der Regel als fremd kategorisierten Gruppen).¹⁰ Damit stellt sich aus einer interkulturellen Perspektive die Frage nach den kulturellen und politischen Grenzziehungen einer als „Mitteleuropa“ thematisierten Region, also die Frage nach den kommunikativen Strategien mitteleuropäischer Identifikation bzw. Exklusion, d. h. deren Begrenzung.

Begriffshistorische Perspektive

„Mitteleuropa“, damit ist ein politisches Schlagwort des 19. und frühen 20. Jahrhunderts thematisiert, das sich auf der Ebene der alltäglichen Kommunikation als unproblematisch darstellt, dessen Konnotationen und Assoziationen jedoch alles andere als eindeutig sind. Tatsächlich muß man nicht nur an die unterschiedlichen geographischen und historischen Bestimmungen erinnern, um sich die extreme semantische Vagheit dieses Terminus ins Gedächtnis zu rufen. Mathematisch gesprochen ließe sich zwar, wie schon 1954 in einer britischen Studie, eine Art kleinstes gemeinsames Vielfaches ermitteln: Eine Analyse von 16 Mitteleuropadefinitionen des Geographen Sinnhuber erbrachte damals als gemeinsamen Nenner aller den Ausschluß der iberischen Halbinsel, andererseits umfaßten alle Ansätze als Kern-

⁸ Ebenda 5.

⁹ Ebenda: „The Central European identity was reinvigorated even more in the 1980s and became a kind of popular fashion as a definite resistance against Sovietization.“

¹⁰ Hierzu Adorno, Theodor W.: Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt/Main 1996 (erstmalig 1950). – Aus einer soziolinguistischen Perspektive siehe Wodak, Ruth et. al.: ‚Wir sind alle unschuldige Täter‘. Diskurshistorische Studien zum Nachkriegsantisemitismus. Frankfurt/Main 1990.

gebiet, als gewissermaßen größten gemeinsamen Teiler, um im mathematischen Jargon zu bleiben, lediglich Österreich, Böhmen und Mähren.¹¹ Damit dürfte klar sein, daß ein geographisch-territorialer Definitionsversuch für eine Bestimmung des Schlagwortes wenig hilfreich ist, zumal der geographische Mittelpunkt Europas laut Timothy Garton Ash ein Platz nördlich des litauischen Vilnius sein soll (Länge 25° 19', Breite 54° 54'), markiert durch einen Granitblock mit der Aufschrift „Zentrum Europas“. Strittig ist also nicht die geographische Bestimmung des Mittelpunktes, sondern polysem bzw. homonym¹² wird das Schlagwort „Mitteleuropa“ durch seine unterschiedlichen Konzeptualisierungen, wobei sein Referenzbereich mal mehr, mal weniger unklar bleibt. Lexeme wie „Mitteleuropa“ sind prinzipiell anfällig für Instrumentalisierung und Ideologisierung.

Das Schlagwort „Mitteleuropa“ hat somit eine lange konzeptionelle Karriere hinter sich, da sich mit ihm in unterschiedlichen Kontexten räumliche Ordnungsprinzipien thematisieren und konstruieren lassen. Sprachhistorisch konnte sich eine Vorstellung von „Mitteleuropa“ erst nach einem grundlegenden Perspektivwandel im 18. Jahrhundert entwickeln, als eine axiale Verschiebung vom Norden nach Osten erfolgte.¹³ Osteuropa, zuvor sprach man von „Nordeuropa“ oder – noch früher – vom „mitternächtigen Europa“, ist, so Larry Wolff,¹⁴ eine Erfindung der westeuropäischen Aufklärung und ohne die gleichzeitige Konstruktion von Westeuropa als Heimstätte von Zivilisation nicht zu verstehen. In diesen Kontext ist der Neologismus „Mitteleuropa“ einzuordnen.

Eine erste Konzeptualisierung „Mitteleuropas“ referiert auf historisch-politische Komplexe. Hier lassen sich, ausgehend vom „Knesebeck-Plan“ zu Beginn des 19. Jahrhunderts,¹⁵ diverse politische Konzepte groß- und kleindeutscher, österreichi-

¹¹ Siehe hierzu Garton Ash, Timothy: *Zeit der Freiheit. Aus den Zentren Mitteleuropas*. München-Wien 1999.

¹² Der Unterschied zur lexikalischen Homonymie liegt nach traditioneller Unterscheidung darin, daß bei dieser die verschiedenen Bedeutungsvarianten auf verschiedene etymologische Wurzeln zurückgeführt werden, während die Bedeutungsvarianten polysemer Ausdrücke auf die gleiche Wurzel zurückgehen.

¹³ Erstmals bei Strahlenburg: Nord- und östlicher Teil von Europa und Asien. o. O. 1730.

¹⁴ Wolff, Larry: *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*. Stanford/Ca. 1994. – Noch in den 1840er Jahren verwendet Franz Schuselka in seinen politischen Broschüren die Bezeichnung „nordischer Koloß“ für das Russische Reich. Schuselka, Franz: *Die orientalische d.i. Russische Frage*. Hamburg 1843; Ders.: *Deutschland, Polen und Rußland*. Hamburg 1846; Ders.: *Deutsch oder russisch? Die Lebensfrage Österreichs*. Wien 1849.

¹⁵ Abdruck in: *Deutschland, aber wo liegt es? Analysen und historische Dokumente*. Hrsg. v. Hans Ester, Hans Hecker u. Erika Poettgens. Amsterdam 1993, 83–86. – Nach Hecker handelt es sich dabei um den ersten Plan, in dem der Begriff explizit erwähnt wird. Hecker, Hans: *Mitteleuropapläne als Versuche einer europäischen Friedensordnung*. In: *Die historische Einheit Europas. Ideen, Konzepte, Selbstverständnis*. Hrsg. v. Hans Hecker u. Silke Spieler. Bonn 1994, 135–164, hier 138: „Knesebeck ging in seinem Plan von der Situation aus, die nach dem Sieg über Napoleon in Europa entstanden war. Wie er es sah, hatte sich ein Gleichgewicht der Kräfte aus fünf Machtblöcken gebildet: Nordeuropa/Skandinavien, Südeuropa/Osmanisches Reich, Westeuropa/Frankreich, Spanien, Portugal sowie Osteuropa/Russisches Reich. Mitteleuropa als Kernstück sollte aus den

scher¹⁶ oder auch ungarischer¹⁷ Prägung zuordnen, letztlich laufen diese Konzepte auf ein Modell politischer, meist deutscher Hegemonie in Mitteleuropa hinaus, wobei das Lexem zunehmend mit antisemitischen und antislawischen Attributen („Drang nach Osten“) besetzt wird und eine ethnisierte Aufladung erfolgt, die beispielsweise von Paul de Lagarde, „von der Ems bis zur Donaumündung, von der Memel bis Triest, von Metz bis etwa zum Bug“ geographisch erweitert und genetisch fundiert wird. Lagarde fordert nicht nur Südosstsiedlung, sondern auch die ethnisch-genetische „Kultivierung“ nicht-deutscher Völkerschaften. Diese Pläne, die einer imperialen Regie zu folgen scheinen, finden dann bekanntlich ihre Fortsetzung im 20. Jahrhundert, erinnert sei hier nur an die wichtige Kontroverse Naumann-Masaryk.¹⁸ Friedrich Naumann konzipierte im Kontext der europapolitisch relevanten Kriegszielschriften 1915 einen mitteleuropäischen Wirtschaftsbund und propagierte den staatlichen Zusammenschluß von Deutschland und Österreich-Ungarn,¹⁹ ein

Bundesstaaten Deutschland, Österreich und Italien sowie dem verbündeten Großbritannien bestehen. Dieses Staatensystem betrachtete Knesbeck als das beste Instrument, um die politischen Proportionen Europas und die Unabhängigkeit der europäischen Staaten sicherzustellen.“

¹⁶ Hierzu rechnet man beispielsweise das „Metternich-System“ vor 1848 und den „Schwarzenberg-Plan“ nach 1849, bei dem es um die Aufrechterhaltung der österreichischen Vormachtstellung in einem von Wien dominierten 70 Millionen Reich von Nord- und Ostsee sowie Rhein bis Ungarn und Norditalien ging. Siehe den Brief des Ministerpräsidenten Schwarzenberg vom 9.3.1849 an Schmerling: „Man muß zu Frankfurt von dem Wahne ablassen, als sei die Lähmung Oesterreichs die Kräftigung Deutschlands. Das Verlangen, daß Oesterreich dem einheitlichen Bundesstaate sich füge, ist eine Forderung der Revolution. [...] Man muß auch den andern Wahn aufgeben, als sei durch irgend eine Form Oesterreich thatsächlich aus Deutschland auszuschneiden.“ – Antagonistisch zu dieser großdeutschen Option steht die kleindeutsche, von Heinrich von Gagern inspirierte Variante des „Radowitz-Planes“, einen engen und einen weiten Bund deutscher Staaten zu bilden. Dieser Antagonismus zwischen kleindeutscher-pro-preußischer Position und großdeutsch-pro-habsburgischer endet erst 1866. Als Repräsentant der kleindeutschen Position gilt Heinrich von Sybel, als Repräsentant der großdeutschen Julius von Ficker. Siehe: Sybel, Heinrich von: Die deutsche Nation und das Kaiserreich. Eine historisch-politische Abhandlung. Düsseldorf 1862; Ficker, Julius: Das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen. Vorlesungen. Innsbruck 1861; Ders.: Deutsches Königtum und Kaisertum. Innsbruck 1862. – Zu einer semantischen Verschiebung der Mitteleuropavorstellung kommt es mit dem Bismarck-System und der großdeutschen Variante eines Zweibundes.

¹⁷ Ging Lajos Kossuth 1848/49 noch von der Zerschlagung Österreichs aus, so präferierte Nikolaus Wesselényi eine konföderierte Donaurepublik mit Großungarn als Zentrum, ähnlich lauten auch serbische Positionen. Hierzu Hecker resümierend: „Sie benutzten [...] die Mitteleuropa-Idee als Vorwand für eine Vormachtstellung ihrer eigenen Nation oder ihres Staates, und sie hatten nicht Mitteleuropa als ein funktionierendes Ganzes im Auge.“ Hecker: Mitteleuropapläne 158.

¹⁸ Bei Naumann erfolgt eine geopolitische Debatte um die Grenzen Deutschlands und Mitteleuropas, der ein darwinistisches Modell zugrunde liegt, das Geschichte als einen ständigen Kampf der Rassen um ihre Existenz darstellt. Ziel ist ein Staatenbund mit Wirtschaftsgemeinschaft und Militärkonvention. Naumann, Friedrich: Mitteleuropa. Berlin 1915. – Bei Penck wird auch die Ukraine in das Mitteleuropa-Konzept integriert. Penck, Albrecht: Politisch-geographische Lehren des Krieges. Berlin 1915.

¹⁹ „Naumanns Verdienst liegt vor allem in der Prophezeiung transnationaler Konzentrations-

Modell, gegen das Tomáš Garrigue Masaryk in seinem „Neuen Europa“ das Recht der kleinen Nationen im Zeichen des Selbstbestimmungsrechtes der Völker betonte und eine „demokratische Rekonstruktion“ Europas forderte.²⁰ Parallel zu diesen politischen Konzepten lassen sich ökonomische (erinnert sei an die von Friedrich List 1842 erhobene Forderung nach einer mitteleuropäischen Wirtschaftseinheit unter deutscher Hegemonie bis ans Schwarze Meer),²¹ kulturhistorische und religiös-mentalistiche (meist mit der alten Habsburgermonarchie konnotiert) sowie linguistische Definitionsansätze finden, wie sie in der Hypothese vom mitteleuropäischen Sprachbund verankert sind.²²

Zwar scheint sich nach 1918 eine alternative, meist ökonomisch begründete Vision der Mitteleuropa-Idee in Österreich durchzusetzen, erwähnt sei die Initiative des österreichischen Unternehmers Julius Meinl zu einer „Mitteleuropäischen Friedensbewegung“²³ und die vom Vertrauen in den kulturellen, wissenschaftlichen und

bewegungen im Bereich der Wirtschaft sowie im Aufzeigen langfristig wirkender, historische gewachsener Integrations- und Kooperationsmodelle.“ Jaworski, Rudolf: Tomáš G. Masaryk versus Friedrich Naumann. Zwei Europavisionen im Ersten Weltkrieg. In: Occursus – setkání – Begegnung: ku počtě 65. narozenin prof. dr. Jana Křena [Zu Ehren des 65. Geburtstags von Prof. Dr. Jan Křen]. Hrsg. v. Zdeněk Poustka, Pavel Seifert u. Jiří Pešek. Praha 1996, 123–134, hier 131.

²⁰ In seinem Kampf gegen den Pangermanismus (eine ideologische Kampfansage gegen die deutsche Vorherrschaft in der Mitte Europas) und die österreichisch-ungarische Monarchie konstruiert Masaryk eine Antithese: der Kampf verlaufe zwischen den Mächten „des mittelalterlich, theokratischen Monarchismus, des undemokratischen und anationalen Absolutismus, und (den) konstitutionell, [...] demokratisch und republikanisch verfaßten Staaten, die das Recht aller Völker, nicht nur der großen sondern auch der kleinen, auf staatliche Selbständigkeit anerkennen. [...] es ist der Kampf des Lichtes und der Finsternis, des Rechtes und der Gewalt, des Mittelalters und des Fortschritts, der Vergangenheit und der Zukunft.“ Masaryk, Tomáš G.: Das neue Europa. Der slavische Standpunkt. Berlin 1922, 20f. Die darin konzipierte „moderne Humanitätsidee“ postuliert ein „Recht der Schwachen“, welches Masaryk mit der Vision einer Föderation freier Staaten im Unterschied zur Habsburgischen Staatsorganisation kombiniert. „Föderation, freie Föderation kleiner Staaten und Nationen wird die Anwendung dieses Prinzips sein, das eine zweckmäßige Organisation der Menschheit verbürgt.“ Ebenda 47.

²¹ Siehe auch die Gründung eines „Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins“ 1904 in Berlin mit dem Ziel eines ökonomischen Zusammenschlusses von Deutschland und Österreich-Ungarn. Die Idee einer mitteleuropäischen Wirtschaftsgemeinschaft wird in Österreich – inspiriert von List – von Karl Ludwig Freiherr von Bruck (1798–1860) aufgegriffen; als ökonomisches Konzept im frühen 20. Jahrhundert siehe Philippovich, Eugen Freiherr von: Ein Wirtschafts- und Zollverband zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn. Stuttgart 1915.

²² Zur Sprachbund-Theorie: Skála, Emil: Deutsch und Tschechisch im mitteleuropäischen Sprachbund. In: brücken. Germanistisches Jahrbuch [Tschechien-Slowakei]. Berlin-Prag-Prešov 1991/92, 173–179.

²³ Es kommt hierbei zur Gründung von Mitteleuropainstituten in Wien, Brünn (Brno) und Budapest sowie einem Aufruf für eine „Demokratische Union Zentraleuropas“ (Washingtoner Aufruf tschechischer, polnischer, litauischer, ukrainischer und jugoslawischer Politiker, u. a. Masaryk und Paderewski). Diese Konzepte richteten sich gegen eine zunehmend engere Zusammenarbeit Österreichs mit der Weimarer Republik, deren Höhepunkt der Zollunionsplan von 1931 bildet. Analog hierzu verfolgte der Plan von Hántos das Konzept einer Wirtschafts- und Währungsunion zwischen Ungarn, der Tsche-

technischen Fortschritt getragene paneuropäische Vision Richard Coudenhove-Kalergis.²⁴ Doch parallel dazu verläuft eine unter revisionistischem Anzeichen stehende Mitteleuropa-Diskussion, die dann mit der ökonomischen Krise der dreißiger Jahre²⁵ allen föderalen Neuordnungsplänen den Boden entzieht.²⁶ Bereits 1939 sind die Donaustaaten im Außenhandel weitgehend abhängig vom Großdeutschen Reich. Die sich durchsetzenden hegemonialen Konzepte kulminieren schließlich in der „Ostraumpolitik“ des Dritten Reiches.²⁷ Folgerichtig mußte nach 1945 und verstärkt durch die Teilung des Kontinents die Vorstellung von „Mitteleuropa“ als einer traditionellen Zone deutschen Einflusses verschwinden.

Ein zweiter Kontext, in dem Mitteleuropa thematisiert wurde, ist eng mit der Verfallsgeschichte bzw. dem Untergang der Habsburgermonarchie verknüpft. In Erinnerung gerufen sei hier Hugo von Hofmannsthals Konzeption einer österreichischen Identität sowie die Idee einer österreichischen Sendung in Mitteleuropa.²⁸ Hofmannsthals Essays sind Ausdruck österreichischer Identität und zugleich ein Gegenmodell zum Chauvinismus der Thomas Mann'schen „Betrachtungen eines Unpolitischen“, eine Verteidigung der österreichischen Sendung als Ordnungsmacht

chslowakei und Österreich. Siehe H á n t o s, Elemér: Europäischer Zollverein und mitteleuropäische Wirtschaftsgemeinschaft. Berlin 1928. – Zu den diversen Föderationsplänen siehe K ü h l, Joachim: Föderationspläne im Donauraum und in Ostmitteleuropa. München 1958. (Untersuchungen zur Gegenwartskunde Südosteuropas, Südost-Institut München); W i e r e r, Rudolf: Der Föderalismus im Donauraum. Graz-Köln 1960. (Schriftenreihe des Forschungsinstituts für den Donauraum 1).

²⁴ Coudenhove-Kalergi, Richard: Pan-Europa. Wien 1924; Ders.: Österreichs europäische Sendung. Wien 1933. Diese Pläne wenden sich explizit gegen die Bedrohungen durch chauvinistischen Nationalismus, Kommunismus, Militarismus sowie protektionistische Industriekartelle.

²⁵ Der Zusammenbruch der Wiener Creditanstalt und die praktische Zahlungsunfähigkeit Österreichs führt im März 1931 zu Plänen einer deutsch-österreichischen Zollunion. Reaktionen darauf sind ein englischer, ein tschechischer (von Beneš) und ein französischer Plan einer Zollunion der Donaustaaten. Letzerer, der „Tardieu-Plan“, sah eine ökonomische und finanzielle Organisation Mitteleuropas als Puffer zwischen der Sowjetunion und Deutschland vor.

²⁶ Siehe z. B. den „Tat-Kreis“ und die dort vertretene These einer künstlichen, geschichts- und realitätsfremden Konstruktion der Staaten Ostmittel- und Südosteuropas. Dahinter verbirgt sich eine agrarromantische, expansionistische und kontinentalimperialistische Konzeption in der Tradition der „konservativen Revolution“, die vom deutschen Sonderweg und anti-kapitalistischen, agrarromantischen Vorstellungen eines „Untergangs des Abendlandes“ ausgeht und in der Ostexpansion einen Weg sieht, das deutsche Volk von den Einwirkungen des Westens zu reinigen, neue Kraft zu gewinnen und zu seiner eigentlichen Jugendlichkeit zurückzukehren. Hierzu Hecker: Mitteleuropapläne 152 f.

²⁷ Hierzu Elvert, Jürgen: Mitteleuropa! Deutsche Pläne zur europäischen Neuordnung (1918–1945). Stuttgart 1999. (Historische Mitteilungen im Auftrage der Ranke-Gesellschaft. Beiheft 35).

²⁸ Siehe vor allem die Aufsätze, die während des Ersten Weltkrieges entstanden. Hofmannsthal, Hugo von: Boykott fremder Sprachen. In: Gesammelte Werke. Reden und Aufsätze II 1914–1924. Frankfurt/Main 1979, 351–355 (zuerst 1914); Ders.: Wir Österreicher und Deutschland. In: Ebenda 390–396 (zuerst 1915); Ders.: Die österreichische Idee. In: Ebenda 454–458 (zuerst 1917); Ders.: Die Idee Europa. In: Ebenda 43–54 (zuerst 1917).

in Mitteleuropa gegen die Hegemonieansprüche Deutschlands. Die Mitteleuropa-Aufsätze stellen somit eine Revision des „unpolitischen“ Ästheten Hofmannsthal dar, Österreich wird zu einer Synthese aus lateinisch-germanischer und slawischer Welt. Dabei handelt es sich um eine Perspektive, die sich nach dem Ersten Weltkrieg vor allem literarisch als ein nostalgisch verklärter Blick auf Kakanien äußert, „diesem seither untergegangenen, unverständenen Staat, der in so vielem ohne Anerkennung vorbildlich gewesen ist, [...]“²⁹ Für jenes alte, von Robert Musil so treffend beschriebene Kakanien galten ihm zufolge andere Gesetze und damit auch andere Gleichzeitigkeiten,

zu ihnen gehörten auch jene nationalen Kämpfe, die mit Recht die Neugierde Europas auf sich zogen und heute ganz falsch dargestellt werden. Sie waren so heftig, daß ihretwegen die Staatsmaschine mehrmals im Jahr stockte und stillstand, aber in den Zwischenzeiten und Staatspausen kam man ausgezeichnet miteinander aus und tat, als ob nichts gewesen wäre. Und es war auch nichts Wirkliches gewesen. Es hatte sich bloß die Abneigung jedes Menschen gegen die Bestrebungen jedes andern Menschen, in der wir heute alle einig sind, in diesem Staat schon früh, und man kann sagen, in einem sublimierten Zeremoniell ausgebildet, das noch große Folgen hätte haben können, wenn seine Entwicklung nicht durch eine Katastrophe vor der Zeit unterbrochen worden wäre.³⁰

In den Schriften von Hofmannsthal und Musil wird die zentrale mitteleuropäische Erfahrung kultureller Diffusion und kultureller Rezeption dokumentiert, begleitet von Prozessen der Akkulturation und Assimilation, welche wichtige Voraussetzungen für eine kulturelle Innovation, die Moderne um die Jahrhundertwende in Österreich, bildeten. Es ist die spezifische Konfiguration einer multiethnischen und multikulturellen Situation, die dann in der Folge als Habsburger-Mythos einer retrospektiven Verklärung „Mitteleuropas“ Vorschub leisten sollte.³¹

Übersehen sei dabei allerdings nicht, daß angesichts früh einsetzender Prozesse kultureller Selbstbehauptung und Exklusion bis hin zur Xenophobie das Konfliktpotential mehr und mehr in den Vordergrund drängte. Bereits Grillparzers Diktum von der neueren Bildung, die über die Nationalität zur Bestialität verlaufe, muß als Menetekel einer mitteleuropäischen Verfallsgeschichte und als Gegenmodell zu einem idealistischen Fortschrittsglauben, der vergeblich den Lauf der Entwicklung aufzuhalten suchte, gelesen werden.³²

²⁹ Musil, Robert: *Der Mann ohne Eigenschaften*. Berlin 1975, 39 (zuerst 1931); „Man entfaltete Luxus; aber beileibe nicht so überfeinert wie die Franzosen. Man trieb Sport; aber nicht so nährisch wie die Angelsachsen. Man gab Unsummen für das Heer aus; aber doch gerade nur so viel, daß man sicher die zweitschwächste der Großmächte blieb.“ *Ebenda* 40.

³⁰ *Ebenda* 41.

³¹ Siehe in diesem Kontext die in Triest verlaufende Diskussion um die Einordnung der österreichischen Traditionskontexte, insbesondere bei Magris, Claudio: *Der Habsburger-Mythos in der österreichischen Literatur*. Salzburg 1966; Hierzu auch Jaworski, Rudolf: Die aktuelle Mitteleuropadiskussion in historischer Perspektive. In: *HZ* 247 (1988) 529–550, hier 545 f.

³² Auch Hofmannsthal gab sich gegen Ende des Krieges keinen Illusionen über eine österreichische Führungsrolle hin. Anlässlich einer Pragreise und der Registrierung des fortgeschrittenen tschechischen Nationalgefühls schreibt er am 10.3.1917 an Bodenhausen: „Ihr habt ja keine Ahnung da draußen in Eurem geschichtslosen, ganz momentanen Dasein, was

Die aktuelle Mitteleuropa-Diskussion und ihre Vorgeschichte

Die Renaissance von „Mitteleuropa“ im öffentlichen Sprachgebrauch nach 1989/90 verdeutlicht sich an unterschiedlichen regionalen Bindungen, von denen im Folgenden das Visegrád-Abkommen im Zentrum stehen soll, mit dem eine enge regionale Zusammenarbeit zwischen Polen, Ungarn und der ČSFR bis hin zu einer Zollunion vereinbart war. Dieses Abkommen, entstanden mit einer „Erklärung über die Zusammenarbeit zwischen der Republik Ungarn, der Tschechischen und Slowakischen Föderativen Republik und der Republik Polen auf dem Weg zur Europäischen Integration“, wurde von den drei Präsidenten Havel, Antall und Wałęsa auf der Burg Visegrád in Ungarn am 15. Februar 1991 unterzeichnet.³³

Die Erfindung der Visegrád-Gruppe erfolgte auf Initiative des neuen polnischen Premierministers Tadeusz Mazowiecki und wurde vom tschechoslowakischen Präsidenten Václav Havel aufgegriffen. Diese Institution schien zunächst Ausdruck einer regionalen, übernationalen Zusammenarbeit einer mitteleuropäischen Kernregion zu sein. Gründe für die anfangs erfolgreiche Koordination lassen sich an vier Aspekten erkennen:

1. Positive Konnotation regionaler Bindungen Anfang 1990 in der Tradition des Dissidenten-Diskurses der siebziger und achtziger Jahre, der unter der Idee einer liberalen Autonomie innerhalb des Ostblocks (ein Wunsch nach „Finnlandisierung“) stand. Es handelte sich dabei um eine vor allem von ungarischen (Konrád) und tschechischen (Kundera) Dissidenten in Gang gesetzte Debatte um eine Manifestation gesellschaftlicher Pluralität in Osteuropa.

2. Gemeinsame Interessen, die zur Konstruktion einer regionalen Interessenidentität führen. Zu erwähnen wären der Aufbau einer marktwirtschaftlichen Demokratie, die Bildung regionaler Sicherheitsstrukturen, der Wunsch nach regionaler Stabilität sowie der Wunsch nach völliger Integration Mitteleuropas in Westeuropa.

in diesem Österreich jetzt vorgeht, Volk gegen Volk mitten in der gemeinsamen schweren Not, und die Rechnung vom Jahrhundert präsentiert und die Verknüpfungen und Verschuldungen von Jahrhunderten – Gegenwart und bereit, Blut zu fordern. Dies, dies ist jetzt die Agonie, die eigentliche des tausendjährigen heiligen römischen Reiches deutscher Nation, und wenn aus diesem Kataklysmas nichts hervorgeht und in die Zukunft hinübergeht in das *neue* Reich, vermehrt um ein paar Millionen Deutsch-Österreicher, nichts als ein glatter, platter Nationalstaat – was das alte Reich nie war, es war unendlich mehr, es war ein *heiliges* Reich, die einzige Institution, die auf Höheres als auf Macht und Bestand und Selbstbehauptung gestellt war – dann ist für mein Gefühl, der Heiligenschein dahin, der noch immer, freilich so verblichen und geschwächt, über dem deutschen Wesen in die Welt geleuchtet hat.“ Zit. nach Le Rider, Jacques: Hugo von Hofmannsthal. Historismus und Moderne in der Literatur der Jahrhundertwende. Wien-Köln-Weimar 1997, 246.

³³ Weitere Beispiele regionaler Zusammenarbeit seit 1989 sind der „Baltische Rat“, der bereits 1939–1940 existierte und der am 12.5.1990 neu gegründet wurde; der „Ostseerat“; der „Schwarzmeerkooperationsrat“; und die schon am 10. und 11. November 1989 von den Außenministern Italiens, Ungarns, Österreichs und Jugoslawiens in Budapest ins Leben gerufene „Mitteleuropäische Initiative“ (CEI), zunächst unter dem Namen „Quadrangolare“, 1990 dann durch Aufnahme der ČSFR zur „Pentagonale“ erweitert. Mitglieder sind heute: Slowenien, Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Makedonien, Tschechien und die Slowakei, assoziiert sind Bulgarien, Rumänien, Weißrußland die und Ukraine.

3. Unsicherheiten des Zwischenzustandes, der Mittellage, und zwar aktuell wie historisch, innen- wie außenpolitisch: dabei handelt es sich um Unsicherheiten in der Phase der ersten Systemtransformation, verstärkt durch die Lage zwischen dem wiedervereinigten Deutschland und der noch existenten Sowjetunion, zu der zunächst noch eine fortdauernde ökonomische Abhängigkeit bestand; ferner waren sowjetische Truppen in Ungarn, der ČSFR (bis Juni 1991) und Polen (bis Oktober 1993) stationiert. Die Erfahrung einer gemeinsamen Bedrohung – historisch mit dem Zwischeneuropa-Konzept negativ belegt und tradiert – wirkt stabilisierend im Hinblick auf regionale Interessenbündnisse.³⁴ Allerdings findet man eine merkwürdige Aktualisierung des Zwischeneuropa-Konzeptes im europapolitischen Manifest der tschechischen Kommunisten, in dem ein neutraler Gürtel von Schweden über das ehemals sowjetisierte Mitteleuropa bis nach Österreich propagiert wird.³⁵

4. Druck seitens der EU, regionale Initiativen zu gründen.

Diese Faktoren bereiten den Weg für konvergierende politisch-ökonomische Prozesse im Visegrád-Mitteleuropa, die sich erstmals im erwähnten Treffen im Februar 1991 (nach einem früheren Treffen in Bratislava im April 1990) institutionalisieren.³⁶ Ins Leben gerufen wurde eine enge Zusammenarbeit bis hin zu einer Zollunion, und das trotz gerade erst wiedergewonnener nationaler Souveränität, trotz eines von Anfang an vorliegenden ökonomischen Wettbewerbs und auch trotz fehlenden Vorbildern, die allerdings ansatzweise kompensiert wurde durch kommunikative Konstrukte wie das Treffen der Könige Böhmens, Polens und Ungarns im Jahre 1335, an das die Präsidenten in ihren Tischreden erinnerten. Verstärkt wurde die Bereitschaft zur Zusammenarbeit ferner durch den Wahlsieg der Opposition in allen drei Staaten (im Gegensatz zu den Transformationsstaaten auf dem Balkan) sowie durch die Tradition des Protestes von 1956, 1968 und 1980/81.³⁷

³⁴ Während der Litauen-Krise im Januar 1991 erfolgte innerhalb von wenigen Tagen ein gemeinsamer Appell der drei Außenminister für die Auflösung des Warschauer Paktes. Verstärkt wurde die Bedrohungsvision sicher durch den konservativen Rückschlag in Moskau ab Mitte 1990.

³⁵ Pro demokratickou Evropu [Für ein demokratisches Europa]. In: www.kscm.cz vom 1.9.2000.

³⁶ Hierzu Buncce, Valerie: The Visegrad Group. Regional Cooperation and European Integration in Post-Communist Europa. In: Mitteleuropa. Between Europe and Germany. Hrsg. v. Peter Katzenstein. Oxford/Providence 1997, 240–284. Auf S. 252 wird das Ziel von Visegrád folgendermaßen charakterisiert „to maximize their shared goals of building independent, democratic, and capitalist states; expanding and guaranteeing freedom and human rights; dismantling the totalitarian order; and proceeding rapidly with the process of full integration with Europe.“ Konkrete Schritte waren die Vereinbarung eines regelmäßigen Informationsaustausches in Form von überregionalen Arbeitsgruppen, die Etablierung von regelmäßigen Konsultationen der Fachressorts, die Angleichung in Fragen der Legislative und die Gründung einer Zollunion sowie die Koordinierung in der Vorbereitung auf den EU-Beitritt.

³⁷ „Thus the history of the opposition in the first competitive elections after socialism, and the similarities of their geopolitical location, as well as their agendas for transformation, all worked to homogenize in effect the structure, the experiences, the interests, and the goals of the new regimes in Poland, Hungary, and Czechoslovakia.“ Ebenda 258.

In diesem Prozeß politischer Kooperation fungierte die Idee von „Mitteleuropa“ gewissermaßen als ideeller Kitt, in ihrem Gebrauch war Integration und Exklusion intendiert, mit ihr ließ sich ein kollektives Zusammengehörigkeitsgefühl konstruieren, das auf der Distinktion von Verwandtschaft/kulturelle Nähe und Fremdheit/kulturelle Ferne gegenüber dem Balkan und erst recht gegenüber den Nachfolgestaaten der Sowjetunion beruht. Verknüpft wird die Thematisierung von „Mitteleuropa“ mit Attributen wie demokratisch, rechtsstaatlich, fortschrittlich, modern in antinomischer Abgrenzung zu Osteuropa bzw. zum Balkan, wobei implizit auf ältere Modelle sozialer bzw. nationaler Abgrenzung zurückgegriffen wird, erwähnt sei hier nur das West-Ost-Ideologem von einer aus Frankreich und Großbritannien betrachteten abnehmenden zivilisatorischen Entwicklung, je weiter man nach Osten gelangt.³⁸

Sowohl bei der Konstruktion von Visegrád als auch bei dessen Destruktion ab 1993 spielen Aspekte der Grenzziehung eine zentrale Rolle. Hierzu erscheint ein Rekurs auf den Diskurs der achtziger Jahre hilfreich, der die aktuellen Wahrnehmungen entscheidend determiniert. Unmittelbar nach der Verhängung des Kriegsrechts in Polen kommt es zu einer bemerkenswerten Rekonstruktion „Mitteleuropas“ im zugegebenermaßen eingeschränkten öffentlichen Diskurs (Samisdat und Exilpresse) durch osteuropäische Intellektuelle, für die die scheinbar zementierte und vom Westen auch akzeptierte Teilung des Kontinents nicht länger tolerierbar war. Die semantische Verkürzung des Terminus Europa auf Westeuropa³⁹ zeugte zudem von einer gravierenden Unkenntnis des Westens hinsichtlich der gesamteuropäischen Traditionen, war man doch anscheinend gewillt, eine Europäische Union nur bis zur Elbe und zum Böhmerwald zu bilden. Eine wichtige semantische Konnotation, die sich hinter der Nomination „Europäische Gemeinschaft“ verbarg, lag für die osteuropäischen Intellektuellen im Verlust der westlichen Option. „Euer Friede und unserer. Anatomie einer Zurückhaltung“, so skizzierte Václav Havel im Titel seines Essays Mitte der achtziger Jahre diese Situation.

Kontextuelle Voraussetzungen dieser neuen Mitteleuropa-Diskussion sind zum einen die vielfältigen, vergeblichen Versuche einer Reform des stalinistischen Modells 1956, 1968 und schließlich 1980/1981, aber auch die enttäuschenden Erfahrungen aus der Entspannungspolitik und dem KSZE-Prozeß, die zunächst keinen Ausweg aus dem Status quo zu weisen schienen. Selbst einem aufgrund seines Kniefalls im Warschauer Ghetto in Osteuropa so populären Politiker wie Willy Brand unterlief bei einem späteren Besuch zur Zeit des Kriegsrechts in Polen der fatale Fehler, zwar das Gespräch mit offiziellen polnischen Stellen zu führen, sich aber den Vertretern der verbotenen Solidarność zu verweigern, ein Indiz für viele osteuro-

³⁸ Diese Antinomie vertritt auch Hofmannsthal, der die österreichische Geschichte als einen Abwehrkampf gegen Asien konstruiert und der aus einem Nordwest-Südost-Ideologem die Bestimmung Österreichs ableitet: „Österreich ist gegen Osten und Süden ein gebendes, gegen Westen und Norden empfangendes Land.“ Hofmannsthal: Wir Österreicher und Deutschland 394.

³⁹ Siehe hierzu Schulze Wessel, Martin: Die Mitte liegt westwärts. Mitteleuropa in tschechischer Diskussion. In: Bohemia 29 (1988) 325–344; Jaworski: Die aktuelle Mitteleuropa-Diskussion.

päische Intellektuelle für das Desinteresse westlicher Politiker an ihrer Situation.⁴⁰

Der zentrale Bezugspunkt der Mitteleuropa-Diskussion war somit die in Jalta festgeschriebene Ordnung und die darauf basierende Neudefinition von West- und Osteuropa. Die explizite Thematisierung von „Mitteleuropa“ kann so zur Chiffre eines Protests gegen die Spaltung Europas avancieren, wenn auch bewußt im Kontext einer „Antipolitik“ wie bei György Konrád.⁴¹ Konrád versteht „Mitteleuropa“ als ein historisch fundiertes kulturelles Projekt, wobei er sich der utopischen Dimension seines „dritten Weges“ – Konrád erwartet nach Abzug der sowjetischen Truppen und der Aufhebung des Einparteiensystems „interessante demokratisch-sozialistische Experimente in den mitteleuropäischen Staaten“ –, durchaus bewußt ist, wenn er „Mitteleuropa“ als eine kulturpolitische Antihypothese zur geopolitischen Realität Ost- und Westeuropas konzipiert:

Mitteleuropäer ist der, den die Teilung unseres Erdteils verletzt, berührt, [...], beunruhigt und beengt. [...] Mitteleuropäer ist, wer die Teilung Europas weder für natürlich noch für endgültig hält. Möglicherweise könnte die Europäisierung Europas durch die Mitteleuropäisierung Mitteleuropas erst richtig vorankommen. [...] Mitteleuropäer zu sein ist eine Weltanschauung, keine Staatsangehörigkeit.⁴²

Bei „Mitteleuropa“ bzw. „mitteleuropäischer Identität“ handelt es sich um eine konzeptionelle Prägung mit einem zutiefst kulturpolitischen Anspruch, mit dem nach Konrád eine integrative, Blockgrenzen transzendierende Dimension mit der Zugehörigkeit zum Westen betont wird. Hebt demgegenüber Milan Kundera, der zweite Exponent der neuen Mitteleuropa-Diskussion auch stärker die exklusive, anti-russische Dimension hervor – Kundera spricht in seinem Modell der „zwei Europa“ von der „Entführung Mitteleuropas nach Osten“ und von einem natürlichen Antagonismus zwischen der Vielfalt „Mitteleuropas“ und der Einheit Rußlands –,⁴³ so verweisen beide doch auf den österreichischen Traditionskontext. Das neue K(undera)-und-K(onrád)- Mitteleuropa wird so, auch in Anlehnung an das Vorbild österreichischer Staatsvertrag 1955, zur Chiffre einer Revision des negativen Österreichbildes nach 1918 und einer gemeinsamen Tradition im Kontext der nostalgischen Verklärung des Habsburger-Mythos, bei der man unweigerlich an Robert Musil und an Joseph Roth erinnert wird:

⁴⁰ Andererseits galt „Mitteleuropa“ in den achtziger Jahren als Antwort auf die Desiderate der Abrüstungspolitik, womit sich über die lagertranszendierende Konnotation eine Alternative zur West-Ost-Bindung zu eröffnen schien, über die es zu einer partiellen Annäherung an den Dissidenten-Diskurs kam.

⁴¹ „Antipolitik“ umfaßt unabhängige, gemeinsame Aktivitäten außerhalb des Rahmens der offiziell kanonisierten Politik. Siehe hierzu den gleichlautenden Essayband Konrád, György: Antipolitik. Mitteleuropäische Mediationen. Frankfurt/Main 1985.

⁴² Konrád: Mein Traum von Europa 187.

⁴³ Kundera, Milan: Die Tragödie Mitteleuropas. Abdruck in: Deutschland, aber wo liegt es? 214–227. „Heute ist ganz Mitteleuropa von Rußland unterworfen, mit Ausnahme des kleinen Österreich, das eher durch Zufall als durch Notwendigkeit seine Unabhängigkeit bewahrt hat; doch herausgerissen aus seinem mitteleuropäischen Rahmen hat es sehr viel von seinem individuellen Charakter und seine ganze Bedeutung verloren. Das Verschwinden

Kakaniens größte Energie verbarg sich in seinem Gemischtsein. Elf Völker kamen irgendwie miteinander aus. Sie schufen einen Gemeinsamen Mitteleuropäischen Markt. An den alten Kaiser hatten wir uns schon gewöhnt, wir hatten keine allzugroße Angst vor ihm.⁴⁴

So die retrospektive Idealisierung bei Konrád, bei Kundera heißt es:

Das österreichische Kaiserreich hatte die große Chance, Mitteleuropa zu einem starken geeinten Staat zu machen. Aber die Österreicher waren leider selbst hin- und hergerissen zwischen einem arroganten pangermanischen Nationalismus und ihrer eigenen mitteleuropäischen Mission. Es gelang ihnen nicht, eine Föderation gleichberechtigter Nationen zu bilden, und ihr Scheitern war ein Unglück für ganz Europa. Die anderen Nationen Mitteleuropas sprengten in ihrer Unzufriedenheit ihr Reich 1918 auseinander, ohne zu begreifen, daß es trotz seiner Unzulänglichkeiten unersetzlich war.⁴⁵

Seit den achtziger Jahren sind somit Bezeichnungen wie „Völkerkerker“ und „unterdrückte Nationen“ zur Charakterisierung der Habsburgermonarchie weitgehend obsolet, erscheint doch angesichts der Totalitarismen des 20. Jahrhunderts die Lage in der alten k.u.k.-Monarchie, jener „Experimentierkammer der Weltgeschichte“ – so der österreichische Sozialistenführer Victor Adler – als ein fast schon harmonisches Zusammenleben der unterschiedlichsten Völker.⁴⁶ Bei Kundera (wie auch bei Havel) scheint zudem eine stärkere Anlehnung an Palackýs und Masaryks Mitteleuropa-Konzept der kleinen Völker vorzuliegen, das ja gegen makroökonomische Zusammenschlüsse à la Naumann das Recht auf kulturelle Besonderheit und Existenz setzt, beide konzipieren zudem ein Mitteleuropa ohne Deutschland!

Demgegenüber erscheint die starke Zurückhaltung polnischer Intellektueller bei der Thematisierung von „Mitteleuropa“ signifikant. Wird Mitteleuropa bei Konrád und Kundera mehr oder weniger habsburgisch konnotiert, so dringt in den polnischen Debattenbeiträgen, beispielsweise bei Czesław Miłosz, stärker die großdeutsch-imperiale Konnotation durch. Allerdings weist auch in anderen Kulturen die orthographisch-lexikalische Varianz auf divergierende Konnotationen. Das Tschechische kennt die Bildungen „střední Evropa“ (mittleres Europa) als geographische Bezeichnung, „Střední Evropa“ (Mittleres Europa) als Föderationsidee und den Germanismus „Mitteleuropa“ als Hegemonialkonzept, wie es bei Naumann

der kulturellen Heimat Mitteleuropas war sicherlich eines der größten Ereignisse dieses Jahrhunderts für die ganze westliche Zivilisation. So wiederhole ich meine Frage: Wie konnte es so unbemerkt und wortlos verschwinden?“ E b e n d a 225. Dieser Text erschien zunächst unter dem Titel „Únos západu“ [Die Entführung des Westens] in der Exilzeitschrift „150 000 slov“ [150 000 Worte] im Januar 1985, er wurde unter anderem Titel auf Englisch (The Tragedy of Central Europe) und deutsch publiziert, Abdruck u. a. in: Aufbruch nach Mitteleuropa. Rekonstruktion eines versunkenen Kontinents. Hrsg. v. Erhard Busek u. Gerhard Wilflinger. Wien 1986, 133–144.

⁴⁴ Konrád: Mein Traum von Europa 185.

⁴⁵ Kundera: Die Tragödie Mitteleuropas 219 f.

⁴⁶ Adler, Victor: Aufsätze, Reden, Briefe. Bd. 8. Wien 1922–1929, 377. Ursprünglich ging Adler von der Erwartung aus, in Zisleithanien könne es unter aktiver Mitwirkung der Sozialdemokratie zu einem tragfähigen Ausgleich zwischen den nationalen Gruppen kommen, der zugleich ein Vorbild für einen praktischen Internationalismus böte. Angesichts der inneren Stagnation nach 1905 war jedoch Adler davon überzeugt, daß Österreich auf den Schindanger der Geschichte gehöre. E b e n d a, Bd. 11, 251 f.

formuliert ist.⁴⁷ Auffälligerweise verwenden ja eine ganze Reihe englischsprachiger Titel, die sich mit Mitteleuropa befassen, ebenfalls den Germanismus.

Unabhängig von den unterschiedlichen Konnotationen wird das Konzept „Mitteleuropa“, das geographisch im Zentrum, kulturell im Westen, politisch im Osten verortet wird, in dieser Dissidenten-Diskussion zu einem zentralen Teil der kulturellen Identitätssuche, die zugleich eine Antwort auf die Sowjetisierung Osteuropas darstellt. Mit der Thematisierung von „Mitteleuropa“ ist ein Protest gegen die Dominanz der alles subsumierenden Kategorien Ost- und Westeuropa im politischen Diskurs artikuliert, aber auch eine Wendung gegen die Restauration des nationalen Denkens (Konrád). Diese positive Konnotation von „Mitteleuropa“ scheint die regionale Integration nach 1989 zu beeinflussen.

Die aktuelle Situation Europas östlich der EU

Die sinkende Attraktivität von Mitteleuropa als einem Konzept regionaler Identität läßt sich an der sinkenden Bereitschaft zur Visegrád-Kooperation verdeutlichen, für die das Jahr 1993 einen Wendepunkt darstellt. Zunächst kommt es zu einem gravierenden Wechsel im internationalen System. Die zunehmende Desintegration der Sowjetunion, Jugoslawiens und der ČSFR führt zu veränderten Interessenlagen der Visegrád-Staaten und sogar zu Spannungen innerhalb der Gruppe, vor allem aber zu neuen kulturellen Grenzziehungen in Abhängigkeit von sozioökonomischen Entwicklungschancen. Zwar enthält „Mitteleuropa“ auch weiterhin ein dezidiert exkludierendes Bedeutungspotential in der Konstruktion eines manichäischen Gegensatzes zu einem als asiatisch abqualifizierten Rußland bzw. zu einem in Blut getauchten Balkan, mit dem sich Qualifizierungen hinsichtlich einer natürlich-kulturellen Zugehörigkeit zu Europa formulieren lassen.⁴⁸

Das Schlagwort verliert aber zunehmend seine integrative Funktion der mehr und mehr auf Differenzierung und Distinktion bedachten Länder der Visegrád-Gruppe. Diese Perspektive wird auch innerhalb des westeuropäischen medialen und politischen Diskurses aufgegriffen, indem bestimmten Ländern das Gütesiegel „mitteleuropäisch“ von einem auf den anderen Tag abgesprochen oder zuerkannt wird – „je nach ihrem aktuellen politischen Verhalten“.⁴⁹ Daß sich dieser extreme Kultur-determinismus, der mit einem nicht weniger extremen politischen Voluntarismus einher geht, auch auf ein Visegrád-Land wie die Slowakei übertragen ließ, bewies eine Schlagzeile einer tschechischen Zeitung, die die Überlegungen des damaligen Premiers Václav Klaus zur Teilung der Tschechoslowakei 1992 auf den Punkt brachte: „Allein nach Europa oder zusammen mit der Slowakei bis zum Balkan?“⁵⁰

⁴⁷ Hierzu Schulze Wessel: Die Mitte liegt westwärts 326.

⁴⁸ Siehe hierzu Garton Ash: Zeit der Freiheit.

⁴⁹ Ebenda 422.

⁵⁰ Garton Ash hat zu recht diesen neuen Vulgär-Huntingtonismus kritisiert, dessen schlichte These lautet: „Wer das abendländische Christentum, die Renaissance, die Aufklärung, das Deutsche Reich oder Österreich-Ungarn, die Barockarchitektur und Kaffee mit Schlagobers zu seinem Kulturerbe zählen kann, der ist vorbestimmt für die Demokratie.“ Ebenda 421.

Auch die neue Rolle des wiedervereinigten Deutschlands trägt zu diesem Perspektivwechsel bei. Wachsende Desintegration außerhalb der Visegrád-Zone und zunehmende ökonomische Dominanz deutscherseits lassen genau die Konnotationen wieder aufleben, die an den Diskurs vor 1945 erinnern. Deutsche Investitionen werden mit dem Stereotyp vom „Ausverkauf“ Polens bzw. Tschechiens belegt,⁵¹ andererseits ist gerade diese ökonomische Verflechtung ein Beleg mitteleuropäischer bzw. europäischer Integration. Dennoch, das Ziel europäische Integration desavouiert multilateral-regionale Initiativen und führt zu einem stärkeren Bilateralismus, der den jeweiligen Interessen der einzelnen Visegrád-Mitglieder offenbar eher nützt. Faßt man die Argumente gegen eine mitteleuropäische Regionalisierung zusammen, die seit 1993 vorgetragen werden, dann ergibt sich folgendes Bild:

1. Kritik an überflüssigen bürokratischen Strukturen, die zudem eine Doppelung schon bestehender Strukturen (EU, NATO) darstellen.

2. Furcht, daß eine regionale Bindung den Integrationsprozeß in EU und NATO verzögern könnte. In diesem Zusammenhang wird häufig auf einen entsprechenden Kommentar Mitterands verwiesen. Konrád spricht in diesem Zusammenhang nicht ganz zu Unrecht vom „Vorzimmer Visegrád“.⁵²

3. Wachsende Spannungen und Konkurrenzen innerhalb der Visegrád-Gruppe. Bis 1992 war das dominierende außenpolitische Thema die Abschottung nach Osten, d.h. gegenüber Rußland. So beschwört die Bürgerlich-demokratische Partei (Občanská demokratická strana, ODS) in ihrem Wahlprogramm von 1992 den „ewig instabilen Südosten Europas“ sowie den Osten, in dem sich ein Sturm erhebe, mit dem das „jahrhundertealte russische koloniale Imperium zerfällt.“⁵³ So konnte argumentativ eine möglichst schnelle und enge Bindung an die Nordatlantische Allianz vorbereitet werden, während man Pläne zur Intensivierung der Kooperation im Rahmen der „Višegrádská Trojka“ als sicherheitsbedrohend ablehnte, schienen diese doch die schnelle Integration in die politischen, militärischen und ökonomischen Strukturen zu behindern. In diesem Kontext erteilte die ODS dem als utopisch charakterisierten Modell einer „Brücke zwischen Ost und West“ eine Absage und propagierte statt dessen schon früh den tschechischen Weg.⁵⁴ Nach dem Verlust der

⁵¹ Zwischen 1989 und 1992 stiegen die westdeutschen Importe in die ČSFR um 166 %, nach Polen um 108 %, nach Ungarn um 66 %, während die Exporte der ČSFR nach Deutschland um 173 %, die Polens um 72 % und die Ungarns um 23 % zunahmen. Die Quote im Rußlandhandel sank auf ca. 5 %. Die deutsche Dominanz zeigt sich ferner in Direktinvestitionen, in Aktivitäten großer und mittelständischer Unternehmen, in finanziellen Hilfen und Krediten sowie in institutionellem Einfluß. Siehe hierzu Katzenstein, Peter: Germany and Mitteleuropa. An Introduction. In: Mitteleuropa. Between Europe and Germany 1–38, hier 23 ff.

⁵² Konrád, György: Die alte Brücke. In: Ders.: Identität und Hysterie. Frankfurt/M. 1995, 141–154, hier 149.

⁵³ Svobodna a prosperita. Volební program Občanské demokratické strany. Volby 1992 [Freiheit und Wohlstand. Wahlprogramm der Bürgerlich-demokratischen Partei zu den Wahlen 1992]. 30 f.

⁵⁴ Der ehemalige Außenminister Jiří Dienstbier hat ein sogenanntes „Triangelmodell“ vorgeschlagen, nach dem Mitteleuropa auf der Basis eigener Handelsverflechtungen mit dem

Regierungsverantwortung 1998 läßt sich bei der ODS zudem ein stärkerer Wandel zu mehr Euroskepsis beobachten.⁵⁵

4. Wechsel von der Generation der Dissidenten zur Berufspolitik, womit eine wachsende Differenzierung der Visegrád-Staaten nebst Herausbildung eigener Identifikationen und Präferenzen verbunden ist. Dies ging bekanntlich soweit, daß der tschechische Premier Václav Klaus lange glaubte, durch seine konservative Wirtschaftspolitik könne ein vorgezogener EU-Beitritt der Tschechischen Republik erfolgen, zumal in Ungarn wie in Polen die Reformkommunisten die Wahlen gewannen und die Slowakei sich unter dem autoritären Regime von Mečiar selbst aus dem Integrationsprozeß hinauskatapultierte.

Zwar erwiesen sich die Vorstellungen von Klaus als unrealistisch, doch immerhin war er letztlich erfolgreich in der Destruktion von Visegrád. Im semantischen Zentrum der aktuellen Mitteleuropa-Diskussion scheint sich eine erneute Substitution abzuzeichnen: wie schon in den siebziger und achtziger Jahren wird Europa zum eigentlichen Pol der Attraktion, dem gegenüber Rußland das konstitutive Andere bildet.⁵⁶ Die Unsicherheit der Mittellage eines „Zwischeneuropa“ (oder gar eines „Cordon sanitaire“), womit eine andere Tradition assoziiert ist, führt in den Reformstaaten zu einer Abwertung des Terminus „Mitteleuropa“ seit etwa Mitte der neunziger Jahre.

Diese Ausführungen mögen die Bedeutung kontextueller Bezüge verdeutlichen. Sprachliches Handeln weist wie alles symbolische Handeln immer über den konkreten verbalen und non-verbalen Austausch hinaus auf das in die Kommunikation eingebrachte Wissen, das die Kommunikationspartner einander als selbstverständlich und vorausgesetzt unterstellen. Und genau hierin liegt die besondere interkulturelle Dimension eines politischen Schlüsselwortes wie „Mitteleuropa“ in einem kulturübergreifenden politischen Diskurs.

Westen auch Rußland zu ökonomischer Prosperität verhelfen soll. Dieser Plan (Brückenfunktion) verbinde – so das Programm der ODS – die tschechoslowakische Wirtschaft auf Dauer in riskanter Weise mit dem unruhigen postsowjetischen Raum. Hierzu Dančák, Břetislav: *Genese spolupráce ve střední Evropě* [Die Genese der Zusammenarbeit in Mitteleuropa]. In: *Integrační pokusy ve středoevropském prostoru II* [Integrationsbemühungen im mitteleuropäischen Raum II]. Hrsg. v. D e m s. Brno 1999, 30 ff.

⁵⁵ Vgl. hierzu Hlavu vzhůru. Volební program ODS 1998 [Kopf hoch. Wahlprogramm der ODS 1998].

⁵⁶ György Dalos sprach schon in den achtziger Jahren von einem Europa erster und zweiter Klasse, wobei sich das heutige positive Image Europas in Form von nach außen wie innen befriedeten, demokratisch-stabilen Wohlfahrtsstaaten darstellt.

„VOLKSWERDUNG DURCH MYTHOS UND GESCHICHTE“¹: DIE DEUTSCH-SLAWISCHEN BEZIEHUNGEN BEI FRIEDRICH NAUMANN UND T. G. MASARYK

Von Christian Rühmkorf

Im Jahre 1913 schreibt der Jenaer Verleger und Publizist Eugen Diederichs in seinem Verlagsbericht über einen seiner Autoren, er sei „der bedeutendste politische und wissenschaftliche Kopf der Tschechen, [...] der ‚Friedrich Naumann‘ der Slawen“.² Er spricht von T. G. Masaryk, dessen Werk „Rußland und Europa“ er in diesem Jahr in seinem Verlag erscheinen läßt. Die persönliche und geschäftliche Beziehung beider beginnt, als Diederichs – beeindruckt von Masaryks Nekrolog auf Tolstoj – den Tschechen im Kurort Bad Schandau besucht. Die Gegenüberstellung Masaryks und Naumanns durch Eugen Diederichs wäre allerdings kaum erwähnenswert, wenn nicht beide Autoren nur wenige Jahre später ihre wirkungsmächtigsten Werke über nahezu ein und denselben Gegenstand veröffentlicht hätten: Europa. Auf dem Papier entwickeln beide Autoren ihre Konzeptionen über die Fundamente einer europäischen Nachkriegsordnung, Masaryk nennt sie „Nová Evropa“ (1917),³ Naumann „Mitteleuropa“ (1915).⁴

Wenn diese Schriften hier als politische Entwürfe eines zukünftigen Europas bezeichnet werden, so ist diese Charakterisierung nicht im Sinne einer planmäßigen Beschreibung zu verstehen, die in differenzierter und distanzierter Weise die Strukturen eines Nachkriegseuropas darstellt. Denn beide Schriften sind gleichermaßen von der emotionalen Aufgeladenheit der historischen Situation wie der sich nun bietenden Möglichkeit staatlicher Neuordnung geprägt. Sie sind der Versuch, diese sich unverhofft eröffnenden Chancen zu ergreifen und die neue Völkerordnung im Sinne ihrer Autoren zu gestalten. Die Dynamik der Zeit spiegelt sich nicht nur in Gedankenführung und Worten der Autoren wider, sondern ist auch unmittelbarer Anlaß der Entstehung beider Schriften. „Absichtlich“, formuliert Naumann zu Beginn sei-

¹ Titel des Verlagsverzeichnisses von Eugen Diederichs aus dem Jahre 1928.

² Diederichs, Eugen: Selbstzeugnisse und Briefe von Zeitgenossen. (Mit einer Vorrede v. Rüdiger Beer. Zusammenstellung u. Erl. Ulf Diederichs). Düsseldorf-Köln 1967, 45. – Vgl. auch Hecker, Hans: Die Tat und ihr Osteuropa-Bild 1909–1939. Köln 1974, 19.

³ Masaryk, Thomas G.: Das neue Europa. Der slavische Standpunkt. Osnabrück 1976 (Neudruck der Ausgabe Berlin 1922).

⁴ Naumann, Friedrich: Mitteleuropa. Berlin 1915. In diesem Aufsatz zitiert nach der Wissenschaftlichen Edition im Rahmen der Werkausgabe in 6 Bänden: Werke. Schriften zum Parteiwesen und zum Mitteleuropaproblem. Bd. IV. Hrsg. v. Theodor Schieder, bearb. v. Thomas Nipperdey und Wolfgang Schieder. Köln-Opladen 1964.

nes Buches, „schreibe ich mitten im Krieg, denn nur im Krieg sind die Gemüter bereit, große umgestaltende Gedanken in sich aufzunehmen“.⁵

Doch die europapolitischen Wortmeldungen Naumanns und Masaryks dürfen im Umkehrschluß auch nicht als spontane, aus der Situation heraus entstandene Visionen verstanden werden, die über Nacht die Propheten erteilten. Sie sind vielmehr das Manifest einer mehrjährigen Auseinandersetzung mit den nationalen und politisch-ökonomischen Verhältnissen und Möglichkeiten innerhalb Europas.⁶ Naumanns „Mitteleuropa“ waren entsprechende Vorstudien vor allem in seiner Hauszeitschrift „Die Hilfe“ vorausgegangen, Masaryk hatte bereits in einigen Memoranden, insbesondere aber in der seit Oktober 1916 in London erscheinenden Wochenschrift „The New Europe“ seine Überlegungen publiziert.

Sowohl „Mitteleuropa“ als auch „Das neue Europa“ waren gleichzeitig klassische Propaganda-Schriften und politische Programm-Schriften des Ersten Weltkrieges, deren Wirkung weit über ihre ursprüngliche Funktion in den Kriegszieldebatten 1914–1918 hinausging. Der Grund dafür ist zum einen darin zu suchen, daß das Andenken Friedrich Naumanns als ‚Gallionsfigur‘ des deutschen Liberalismus und T. G. Masaryks als Staatsgründer und ersten Präsidenten der Tschechoslowakei in beiden Ländern bis heute hochgehalten wird. Zum anderen aber verkörpern ihre Schriften wichtige Stationen für den Europa-Diskurs. Denn es kommen Positionen zum Ausdruck, die bis heute die zwei wichtigsten Tendenzen der Debatte um Sinn, Zweck und Gestalt eines wie auch immer gearteten europäischen Zusammenschlusses kennzeichnen: Auf der Seite Naumanns steht die vor allem aus wirtschaftlichen und machstrategischen Gründen als notwendig erachtete Bildung von politischen Großräumen – im Falle Mitteleuropas unter deutscher Hegemonie; Masaryk hingegen fordert eine gemeinsame Organisation Europas mit dem Ziel des Schutzes der kleinen Völker vor dem Appetit der Großen, als Rechtsordnung, die auf dem Selbstbestimmungsrecht der Völker beruht und sich auf demokratische Prinzipien beruft.

Beide Autoren haben mit ihren Schriften erhebliche Resonanz in der jeweils nationalen und internationalen Öffentlichkeit erzielt. Naumann noch mehr als Masaryk, da er sich allein mit dem Titel seines Buches in einen seit Friedrich List breiten historischen und zeitgenössischen Diskurs eingeordnet hatte.⁷ Um so mehr muß es ver-

⁵ Ebenda 489.

⁶ Dazu Wolfgang Schieder in der Einleitung zur zitierten Werkausgabe des Buches „Mitteleuropa“, 391–398 sowie passim.

⁷ Dazu immer noch grundlegend und weiterführend Meyer, Henry Cord: *Mitteleuropa in German Thought and Action 1815–1945*. The Haag 1955, 8–18, 88–95, 194–214. – *Mitteleuropa-Konzeptionen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Hrsg. v. Richard Georg Plaschka u. a. Wien 1995. (*Zentraleuropa-Studien* 1). – Heuss, Theodor: *Friedrich Naumann. Der Mann, das Werk, die Zeit*. München-Hamburg 1968³, 361–370. – Theiner, Peter: *Sozialer Liberalismus und deutsche Weltpolitik. Friedrich Naumann im Wilhelminischen Deutschland (1860–1919)*. Baden-Baden 1983. – Schieder: *Einleitung*, 388–390. – Brandt, Harm-Heinrich: *Von Bruck zu Naumann. „Mitteleuropa“ in der Zeit der Paulskirche und des Ersten Weltkrieges*. In: *Ungleiche Partner? Österreich und Deutschland in ihrer gegenseitigen Wahrnehmung. Historische Analysen und Vergleiche aus dem 19. und 20. Jahrhundert*. Hrsg. v. Michael Gehler u. a. Stuttgart 1996, 315–352. – Zu List

wundern, daß ein detaillierter systematisch angelegter Vergleich beider Schriften in der Forschung bis heute noch nicht vorgenommen wurde.⁸ Einzig dem Kieler Ost- und Ostmitteleuropahistoriker Rudolf Jaworski gebührt das Verdienst, sich in einem kurzen Aufsatz beider Werke angenommen zu haben, um „die Entstehungsbedingungen, die Konstruktionsprinzipien und das Hauptanliegen beider Europaentwürfe vorzustellen“.⁹ Ihn interessierten dabei vornehmlich jene „Punkte, an welchen sich die konträren oder komplementären Standpunkte beider Autoren besonders deutlich demonstrieren lassen“.¹⁰ Jaworskis Ausführungen laden jedoch leicht zu einer Überhöhung des Naumannschen Werkes ein, die selbst der Naumann-Schüler und -Biograph Theodor Heuss in dieser Absolutheit nicht geteilt hätte. Jaworski schreibt:

Naumanns Buch stellt eine ruhige unpolemische, dabei aber keinesfalls unlebendige Abhandlung dar von großer geistiger Anstrengung und Konzentration gekennzeichnet und dem Bemühen um eine möglichst objektive Sicht der Dinge verpflichtet.¹¹

Mit dieser Charakterisierung des Naumannschen Duktus fällt Jaworski nicht wesentlich aus dem Tenor der zeitgenössischen Rezeption heraus.¹² Und tatsächlich hob Naumann sich vom Germanisierungs- und Machtgetöse vieler Alldeutscher

ausführlich Henderson, William O.: Friedrich List. London 1983. Deutsch unter dem Titel: Friedrich List. Eine historische Biographie des Gründers des Deutschen Zollvereins und des ersten Visionärs eines vereinten Europa. Düsseldorf-Wien 1984, insb. Teile 2 u. 5. – Wippermann, Wolfgang: Der ‚deutsche Drang nach Osten‘. Ideologie und Wirklichkeit eines politischen Schlagwortes. Darmstadt 1981, 41–43. – Zu Masaryk Birke, Ernst: Das neue Europa in den Kriegsdenschriften T. G. Masaryks 1914–1918. In: Zur Geschichte und Problematik der Demokratie. Hrsg. von Wilhelm Berges. Berlin 1958, 568–574 – Siehe auch die Einleitung von Šabata, Jaroslav: Masaryková Nová Evropa. [Masaryks Neues Europa]. In: Masaryk, Tomáš G.: Nová Evropa. Stanovisko slovenské. Brno 1994, 15–50.

⁸ Einige Bemerkungen zu Naumann und Masaryk jedoch bei Loewenstein, Bedřich: Weltkrieg und Staatskonzeption. Das „Neue Europa“ oder „die letzten Tage der Menschheit“? In: Das Jahr 1919 in der Tschechoslowakei und in Ostmitteleuropa. Hrsg. v. Hans Lemberg u. Peter Heumos. München 1993, 15–27. (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum 17).

⁹ Jaworski, Rudolf: Tomáš G. Masaryk versus Friedrich Naumann. Zwei Europavisionen im Ersten Weltkrieg. In: Occursus, Setkání, Begegnung. Sborník ku počtě 65. narozenin prof. dr. Jana Křena [Sammelband zu Ehren des 65. Geburtstags von Prof. Dr. Jan Křen]. Hrsg. v. Zdeněk Poustka u. a. Praha 1996, 123–134, hier 124.

¹⁰ Ebenda.

¹¹ Ebenda 128. – Heuss trifft den variablen Naumannschen Duktus besser: „Wenn sein Buch den gewaltigen Eindruck machte, der zunächst das sonstige Schrifttum verdunkelte, dann nicht bloß wegen des literarischen Glanzes – es ist von einer wunderbaren Freiheit der sprachlichen Gestaltung, volkstümlich beredt, eindringlich in der geduldrigen Entwirrung schwieriger Dinge und dann wieder von pathetischem Schwung [...]“. Heuss: Friedrich Naumann 363. – Zum Stil auch Schieder: Einleitung 385; Brandt: Von Bruck zu Naumann 345.

¹² Heuss: Friedrich Naumann 361–370; Meyer: Mitteleuropa in German Thought 206–214; Schieder: Einleitung 388–390; Brandt: Von Bruck zu Naumann 345–348; Theiner: Sozialer Liberalismus 244–248; Schubert, Markus: Die Mitteleuropa-Konzeption Friedrich Naumanns und die Mitteleuropa-Debatte der 80er Jahre. Sindelfingen 1993. (Libertas Paper 3).

ab.¹³ Seine moderate Tonlage kann jedoch nicht ohne weiteres als Ausdruck einer wie auch immer gearteten Objektivität gedeutet werden. Sie muß vielmehr als das Bindemittel gewertet werden, das die divergierenden nationalen Identitäten und Ansprüche verkittet, und somit eine als zwingend gesetzte deutsche Führungsrolle mit den Befindlichkeiten und Empfindlichkeiten der nichtdeutschen kleineren Völker versöhnen soll. Es muß hinterfragt werden, wie sehr Naumann tatsächlich dem Bemühen um eine möglichst objektive Sicht der Dinge verpflichtet war und ob sein Ton nicht vielmehr ein samtener Überwurf ist, unter dem alle mitteleuropäischen Völker sich sammeln und hierarchisch geordnet einrichten sollen.

Naumann leite, so Jaworski weiter, den deutschen Führungsanspruch innerhalb des künftigen Mitteleuropa

im Unterschied zu vielen alldeutschen und weltpolitischen Eiferern seiner Zeit [...] nicht aus einer natürlichen völkischen Verlegenheit (sic!) oder aus brutaler Machtentfaltung ab, sondern sucht die deutsche Führungsrolle [...] sorgfältig aus der Geschichte, aus der organisatorischen und ökonomischen Leistungskraft der Deutschen zu begründen und was vielleicht noch entscheidender ist: er setzt diesen Anspruch nicht als vorgegeben voraus, sondern formuliert ihn als eine Aufgabe für die Zukunft.¹⁴

Tatsächlich führt Naumann einen Nachweis über die deutsche Führungsfähigkeit, der seine vermeintliche Konsistenz durch die Zutaten Organisationstalent, ökonomischer Erfolg und historische Tradition erhält. Es ist eine ‚Identitätsmelange‘ entstanden, die – versehen mit „pathetischem Schwung“ – dem Geschmack eines historisch gebildeten Publikums in Deutschland entgegen kam und die entsprechend gern und leicht geschluckt wurde. Statt der von Jaworski unterstellten Sorgfalt im Umgang mit Geschichte, lassen sich bei Naumann allerdings vielmehr stereotype Versatzstücke und mythisch verklarte Traditionslinien ausmachen, welche die erheblichen Mühen seiner Herleitung und Rechtfertigung einer zu schaffenden mitteleuropäischen, deutsch dominierten Identität dokumentieren. Wollte man es also salopp formulieren, so könnte man sagen, Jaworski sei der Besonnenheit Naumanns auf den Leim gegangen. Denn das oft behutsame, überlegte Abwägen Naumanns über das Für und Wider eines mitteleuropäischen Zusammenschlusses unter deutscher Ägide, ja die Tatsache allein, daß er überhaupt abwägt, täuscht nur allzu leicht darüber hinweg, daß hinter seinen Ausführungen festgefügte, statische Denkmuster stehen; Denkmuster, welche die deutsche Hegemonie in Mitteleuropa als notwendige Konsequenz einer dauerhaften spezifisch deutschen Wesenhaftigkeit fordern. Auch in Masaryks Text lassen sich in ähnlicher Weise determinierte gedankliche Muster erkennen, nur mit einer diametral entgegengesetzten Ausrichtung, wie noch zu zeigen sein wird. Vor allem die verifizierende und identitätsstiftende Funktion, die dabei der Geschichte zukommt, sollte bei einer kritischen Betrachtung der Werke stärker ins Auge gefaßt werden.

¹³ Vgl. dazu auch Jaworski, Rudolf: Friedrich Naumann a Češi [Friedrich Naumann und die Tschechen]. In: Friedrich Naumann. Příspěvky k pochopení osobnosti a díla [Friedrich Naumann. Beiträge zum Verständnis der Persönlichkeit und des Werks]. Hrsg. v. Centrum liberálních studií. Praha 1996, 32.

¹⁴ Ders.: Masaryk versus Naumann 128 f.

Stereotypenanalyse: Ein Blick hinter die Texte

Beide Schriften dienen demselben Ziel: ein Konzept für eine neue europäische Ordnung zu schaffen. Beide sind das kommunikative Produkt einer international konfliktreichen Zeit, in der nationale Identität einerseits und die Einordnung der eigenen Nation in einen europäischen Kontext andererseits als eminent wichtige Gegenwartsprobleme wahrgenommen wurden. Masaryk und Naumann nehmen diese Gegenwartsfragen als Angelpunkte zur Entwicklung ihrer Konzepte. Die jeweils eigene Nation steht, wenn auch nicht immer konzeptionell, so doch gedanklich im Mittelpunkt ihrer Ausführungen.

Beide Schriften stellen aufgrund dieser Standortgebundenheit – es sprechen eine deutsche und eine slawische Stimme – ein Textmaterial dar, das die Frage nach dem in ihm enthaltenen jeweiligen nationalen und historischen Selbstverständnis nahelegt. Dieses Selbstverständnis aber konstituiert sich aus dem wechselseitigen Bedingungsgeflecht von nationalem Fremdbild und nationalem Eigenbild.¹⁵ Die Berührungspunkte beider Entwürfe, gewissermaßen ihre gemeinsame Schnittmenge, bilden also die deutsch-slawischen Beziehungen in Vergangenheit und Gegenwart. Das Medium, in dem diese Identitäten und Völkerbilder transportiert werden, in dem sie sich gleichsam widerspiegeln, sind vor allem die nationalen Stereotypen. Denn stereotype Vorstellungen von einer anderen Nation sind eng mit dem Selbstverständnis der urteilenden Nation verkoppelt; sie formieren „Wir-Gruppen“¹⁶ und sind deshalb „integraler Bestandteil des nationalen Selbstverständnisses“, wie Michael Jeismann formuliert.¹⁷ Gerade historische Umbruchzeiten und internationale Konflikte sind Phasen „intensiverer öffentlicher Kommunikation“¹⁸ und Diskussion, in denen es darum geht, den ‚Gegner‘ in einer die kollektiven Gefühle ansprechenden Art und Weise auf bestimmte negative Eigenschaften und Ziele festzulegen und ihn damit langfristig zu stigmatisieren. Nationale Stereotypen werden dann zu „direkten Manipulationsinstrumenten“.¹⁹ Als solche lassen sie Rückschlüsse zu auf die derzeitigen Identitäts- und Integrationsbedürfnisse einer Gesellschaft.²⁰

In diesem Beitrag soll nun der Versuch unternommen werden, die Facetten stereotyper Fremd- und Eigenbilder hinsichtlich der deutsch-slawischen Beziehungen, wie sie in beiden Texten thematisiert werden, anhand einiger aussagekräftiger Zitate

¹⁵ Hahn, Hans Henning: Einleitung. In: Historische Stereotypenforschung. Methodische Überlegungen und empirische Befunde. Hrsg. v. Dem s. Oldenburg 1995, 9.

¹⁶ Vgl. Jaworski, Rudolf: Osteuropa als Gegenstand historischer Stereotypenforschung. GG 13 (1987) 63–76, hier 71.

¹⁷ Jeismann, Michael: Was bedeuten Stereotypen für nationale Identität und politisches Handeln? In: Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität. Hrsg. v. Jürgen Link u. Wulf Wülfing. Stuttgart 1991, 88. (Sprache und Geschichte Bd. 16). – Vgl. auch Jaworski: Osteuropa 71.

¹⁸ Hahn, Hans Henning: Stereotypen in der Geschichte und Geschichte im Stereotyp. In: Historische Stereotypenforschung 190–204, hier 195 f.

¹⁹ Ebenda 194.

²⁰ Hahn: Einleitung 10.

herauszuarbeiten. Daher müssen zunächst einmal die sprachlichen Träger, Objekte und Inhalte stereotyper Aussagen in den Werken Naumanns und Masaryks aufgefunden gemacht werden.²¹ In der Interpretation sollen die Texte sodann auf zwei Ebenen untersucht werden, der horizontalen und der vertikalen: vertikal in dem Sinne, daß die einzelnen Aussagen in ihrer semantischen Tiefe zu erfassen sind, indem insbesondere nach den Konnotationen und dem emotionalen Gehalt der benutzten Begriffe gefragt wird; horizontal in dem Sinne, daß die einzelnen Äußerungen nach inhaltlichen Kriterien im Sinne der Fragestellung neu miteinander verknüpft werden, um dadurch einem Gesamtbild näherzukommen. Das Fremdbild steht dabei im Vordergrund, da es gemäß der Dialektik von Hetero- und Autostereotyp einen tendenziell unverfälschteren Blick auf das nationale und historische Selbstverständnis ermöglicht.

Dieser Ansatz scheint bei der gegebenen Thematik besonders vielversprechend, begnügt er sich doch nicht mit dem Referieren der kognitiv feststellbaren Inhalte und politischen Zielsetzungen, sondern versucht, „hinter die Texte“ zu schauen, um festgefügte Denkmuster und ihre sich sprachlich manifestierende Wirkungsmacht zu durchleuchten. Von besonderem Interesse ist dabei, welche sinn- und identitätsstiftende Rolle Naumann und Masaryk der Geschichte einräumen, um ihre Nation zu charakterisieren und sie für ihre politische Zielsetzung prädestiniert erscheinen zu lassen. Vor einer Analyse beider Texte ist jedoch kurz der jeweilige diskursive Rahmen zu konkretisieren, in den Naumann und Masaryk ihr nationales Fremdbild und Eigenbild einbetten.

Die grundlegende Prämisse, auf der Naumanns Mitteleuropagebäude ruht, ist seine Überzeugung, daß eine „Geschichtsperiode der Staatenverbände und Massenstaaten“ angebrochen sei.²² Alle kleinen und mittleren Mächte seien zukünftig nicht mehr in der Lage, eigenständig „große Politik“ zu machen.²³ Einziger Spielraum, den ein kleiner Staat noch habe, sei „die Ausnutzung des Streites der Großen“.²⁴ Die Voraussetzung, um „große Politik“ betreiben zu können, ist für Naumann die Souveränität: „das heißt die Freiheit der weltgeschichtlichen Entschließung“.²⁵ Diese Freiheit kann aber nur dann bestehen, wenn die Bedingungen für die militärische und wirtschaftliche Unabhängigkeit eines Staates gegeben sind. Da das Deutsche Reich für sich genommen zu klein sei, gäbe es nur die Möglichkeit, Deutschland zu einem ähnlich potenten Staatsgebilde auszubauen wie die USA, Rußland und Großbritannien, oder sich einem der bereits vorhandenen Machtblöcke anzuschließen. Gedanklich spielt Naumann den Anschluß an Rußland oder England durch; da aber ein Anschluß zugleich Unterordnung bedeutet, kommt er zu dem Schluß: „So etwas tut ein großes Volk nicht [...]“.²⁶ Diese Diskrepanz zwischen Machtpotential

²¹ Hecker, Hans: Völkerpsychologische Gesichtspunkte zur osteuropäischen Geschichte. *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 25 (1977) 364 f. – Jaworski: Osteuropa 64.

²² Naumann: Mitteleuropa 493.

²³ Ebenda 492.

²⁴ Ebenda 493. Wenn Naumann von den „Großen“ spricht, so meint er die drei Machtblöcke USA, Großbritannien und Rußland. Ebenda 663 f.

²⁵ Ebenda 493.

²⁶ Ebenda 675.

und faktischer Macht läßt nur einen Weg offen: „[...] selber Mittelpunkt zu werden“,²⁷ also die Gründung eines eigenen Machtzentrums, eines mitteleuropäischen Großstaates „als [...] Verteidigungsbund“ und „Wirtschaftsgebiet“²⁸ – unter deutscher Hegemonie.

Masaryk eröffnet einen diametral entgegengesetzten Diskurs. Seine Parole lautet unmittelbar vor Kriegsausbruch: Weg von Österreich! Doch nicht nur das. Die Formel für eine prinzipielle Neuordnung Europas heißt: Weg von supranationalen Staatsgebilden, da sie „durch Eroberungen entstanden sind“,²⁹ und hin zu Staaten auf der Grundlage des nationalen Selbstbestimmungsrechtes. Konkretes Ziel ist ein unabhängiges demokratisches Böhmen. Das Recht der Nationalität, der Demokratie und des Sozialismus habe, so Masaryk, seine Grundlage im „Humanitäts-Prinzip“³⁰ und das wiederum sei abgeleitet „aus dem christlichen Gebote der Nächstenliebe“.³¹ Zur Stützung seines Diskurses beruft Masaryk sich auf Johann Gottfried von Herder, den „Hohepriester der reinen Menschlichkeit“.³² Dieser habe die „Nationen als die natürlichen Organe der Menschheit“ proklamiert, „indem er zugleich die Staaten als ‚künstliche‘ Organe ablehnt“.³³ Die Humanitätsidee sei „zur Grundlage jeder modernen Moral geworden“ und in ihrem Ursprung auf die Zeit des Humanismus und der Reformation zurückzuführen.³⁴ Beide Autoren verfolgen ein konkretes politisches Ziel, beide sind darauf angewiesen, ein nationales Eigenbild zu zeichnen, das als Antriebskraft und Legitimierung des jeweiligen nationalen Anspruches wirkt; und sie bedürfen beide eines Fremdbildes, das quasi als komplementäres Gegenbild fungiert und ihre Ziele plausibel macht.

Die Analyse: Fremdbild und Eigenbild bei Masaryk und Naumann

Einprägsam beschreibt Naumann, wie er sich die Struktur seines „Mitteleuropa“ und die Beteiligung der anderen Nationen daran vorstellt. Für die Darstellung der

²⁷ Ebenda 676.

²⁸ Ebenda 491.

²⁹ Masaryk: Das neue Europa 32 f.

³⁰ Ebenda 36. – Zu Masaryks Rezeption des Humanitätsprogramms siehe Hoffmann, Roland J.: T. G. Masaryk und die tschechische Frage. Nationale Ideologie und politische Tätigkeit bis zum Scheitern des deutsch-tschechischen Ausgleichsversuchs vom Februar 1909. München 1988, 167–188. (Veröffentlichungen des Collogium Carolinum 58).

³¹ Masaryk: Das neue Europa 36. – Zum Verhältnis von Religiosität und Demokratie in Masaryks Denken siehe Seibt, Ferdinand: T. G. Masaryk und Edvard Beneš: Die „Bürgerherren“ im politischen Profil. In: Die „Burg“. Einflußreiche politische Kräfte um Masaryk und Beneš. Bd. 1. Hrsg. v. Karl Bosl. München-Wien 1973, 33–36 (Vorträge der Tagung des Collogium Carolinum in Bad Wiessee am Tegernsee vom 23. bis 26. November 1972). – Batscha, Zwi: Eine Philosophie der Demokratie. Thomas G. Masaryks Begründung einer neuzeitlichen Demokratie. Frankfurt/M. 1994.

³² Masaryk: Das neue Europa 28. – Zu Masaryks Rezeption von Herder siehe Barnard, Frederick M.: Humanism and Titanism: Masaryk and Herder. In: T. G. Masaryk (1850–1937). Vol. I, Thinker and Politician. Hrsg. v. Stanley B. Winters. London 1991, 23–43.

³³ Masaryk: Das neue Europa 28 f.

³⁴ Ebenda 36.

problematischen Konstruktion seines übernationalen mitteleuropäischen Staates hat Naumann zwei aussagekräftige Metaphern gewählt, die auf den ersten Blick widersprüchlicher Natur zu sein scheinen: ein „Kunstwerk“ und eine „große Maschinerie“. Der Gegensatz wird sich jedoch auflösen, untersucht man die Struktur beider Metaphern genauer:

Jeder übernationale große Staat ist ein Kunstwerk, ein Wagnis, ein täglich sich erneuernder Versuch. Er ist wie eine große Maschinerie, die beständig irgendwo repariert werden muß, damit sie arbeitsfähig bleibt. Und wie jedes Kunstwerk bestimmt wird durch den Künstler und den Stoff, so erwächst der Großstaat aus der führenden Nation und den begleitenden Völkern, aus den Ideen und Sitten der Herrschenden und den Qualitäten der Beherrschten, aus dem Können großer Männer und dem Willen breiter Massen, aus Geschichte, Geographie, Landwirtschaft, Handwerk und Technik.³⁵

„Das Kunstwerk“

Naumann gliedert das Kunstwerk in seine zwei konstitutiven Elemente auf, den Künstler und den Stoff. Er konstruiert eine Analogie zu seinem Staatsgebilde, in der Eigen- und Fremdbild deutlich hervortreten. Der Großstaat gleicht insofern einem Kunstwerk als dieser ebenfalls entsteht und besteht durch einen Gestalter und das zu Gestaltende, durch eine kreative, schaffende Kraft und das Material. Die Rolle, welche Naumann den kleinen slawischen Nationen im Rahmen dieses Kunstwerkes metaphorisch zuschreibt, ist eindeutig: sie sind der „Stoff“. Verfolgen wir diese Analogie gedanklich weiter, so wird deutlich, daß der Stoff bearbeitbar und formbar sein muß. Und ein Objekt, das noch formbar ist, ist zugleich auch unfertig, in dem Sinne, daß seine eigene feste und endgültige Struktur noch nicht voll entwickelt ist.

Auf der realen organisatorischen Ebene des Großstaates nehmen die kleinen Nationen für Naumann dementsprechend die Rolle „der Begleitenden“, „der Beherrschten“, „der breiten Masse“ ein. Die beiden ersten Begriffe zeichnen sich in ihrer Bedeutung insbesondere dadurch aus, daß sie passiver Natur sind und den kleinen Nationen lediglich einen Objektstatus zuerkennen. Sie haben eine Funktion – so wie die Existenz der Untertanen dem König erst seinen königlichen Status ermöglicht –, aber keine eigene Zielsetzung. Da sie nicht imstande sind, diese aus sich selbst heraus zu entwickeln, bedürfen sie der Einwirkung von außen.

Interessanter ist allerdings der Begriff der „breiten Masse“, da er vieldeutiger und deshalb auch in seinen Konnotationen diffuser ist. Je diffuser und unschärfer ein Wort in seinen Bedeutungen ist, desto größer ist in der Regel auch der Freiraum für die Emotionen, die es auslöst.

Semantische Merkmale wie „ungeordnet“, „willenlos“, „ungegliedert“ füllen den Begriff der „breiten Masse“ aus,³⁶ und prägen in der Wahrnehmung des Lesers auch

³⁵ Naumann: Mitteleuropa 666. – Im Folgenden wird bei der Interpretation der wiederholte Hinweis auf dieses sowie auf alle weiteren zentralen Zitate nicht mehr in den Anmerkungen angegeben, sofern die textualen Bezüge eindeutig sind.

³⁶ Gerhardt, Ute/Link, Jürgen: Zum Anteil der Kollektivsymbolik an den Nationalstereotypen. In: Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts 28. Gerhardt und Link interpretieren das Wort „Masse“ aus einer Schrift von Gustav

den Gegenstand der Betrachtung – die kleinen Nationen. Besonders augenfällig jedoch wird diese Sinnrichtung der Formulierung „breite Masse“ erst in der Antithese. Die Individualität „großer Männer“ kontrastiert die Entpersönlichung des Menschen, wenn er als Masse in Erscheinung tritt. In diesem Sinne lösen sich auch die Züge einer eigenen Nationalität auf.³⁷ Naumann macht – zumindest in den gedanklichen Grenzen seiner Metapher – keinen Unterschied mehr zwischen Tschechen, Slowaken, Südslawen und Polen. Überspitzt formuliert: Die kleinen Nationen im Osten des Deutschen Reiches verschmelzen unter Naumanns Feder zu einer strukturlosen Ansammlung entindividualisierter, entscheidungsunfähiger und darum auf führende Eliten angewiesener Menschen.

Damit sind wir bei dem anderen Element des Kunstwerks angelangt, dem Künstler. Der Desubjektivierung der fremden Nationen steht auf der anderen Seite die Evokation eines Subjektstatus der eigenen, also der deutschen Nation gegenüber. In der Metapher des Kunstwerks nehmen die Deutschen die Position des kreativ schaffenden Künstlers ein. In der Naumannschen Darstellung stehen sich also die stoffliche, noch formlose Masse und das Individuum gegenüber. Interessant ist, daß durch diese Analogie zum Künstler die Deutschen nicht nur als *Nation* – gegenüber den begleitenden *Völkern* – dastehen, sondern daß sie darüber hinaus als homogene Einheit, als ‚denkender Organismus‘ erscheinen. So steht ihnen im mitteleuropäischen Staatenverbund die Rolle der „führenden Nation“, der „Herrschenden“ zu. Als solche gestalten sie durch ihre „Ideen und Sitten“. Naumann legt also den Schwerpunkt des deutschen Wesens und Wirkens auf die geistige Tätigkeit, denn nicht nur Ideen sind reine Produkte des Geistes, sondern auch die Sitten. Meyer's Konversationslexikon aus den Jahren 1908–1913 führt aus, daß „die Sitte eine geistige Macht ist und durch geistige Überlieferung sich fortsetzt“.³⁸ Es wäre hypothetisch, Friedrich Naumann zu unterstellen, er spräche den kleinen Nationen die Sitten ab. Jedoch läßt sich wohl soviel folgern, daß die Deutschen in jedem Falle die ‚höheren Sitten‘ pflegen, welche es wert sind, über die Grenzen der eigenen Nation hinaus zu wirken. Dieses geistige Potential rechtfertigt in der Stringenz Naumannscher Gedankenführung die angestrebte herausragende Stellung der deutschen Nation innerhalb Mitteleuropas.

Diezel in ähnlicher Weise, allerdings bezogen auf den deutsch-französischen Antagonismus in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

³⁷ Siehe auch Mayer, Eduard von: Technik und Kultur. Gedanken über die Verstaatlichung des Menschen. Berlin 1906, 139–141 (Kulturprobleme der Gegenwart, Zweite Serie: Bd. III). Er definiert „Masse“ – zwar polemisch, aber im Kern zutreffend – wie folgt: „Masse ist: der Mensch, rein als Menge genommen; [...] Masse wird der Mensch, wo er in Menge zusammen ist, jedoch nicht nach persönlichen Gefühlsbänden von je zwei oder drei Personen als Kernzellen größerer Menschengruppen, sondern zufällig oder gezwungen, ohne innere Beziehungen, eine absolute Gleichheit der Belanglosigkeit. [...] Masse also ist: [...] im psychologischen, seiner höheren Stufe, die Entpersönlichung der Persönlichkeiten, die Materialisierung des Menschen. Der Mensch als Persönlichkeit steht auf der Erde oben an, der Mensch als Masse steht unter dem Tier.“

³⁸ Meyer's Großes Konversations-Lexikon, Leipzig-Wien 1908–1913⁶, 20 Bde., 4 Suppl.-Bde., s. v. „Sitte“.

Es zeigt sich, daß jedes Wort in der Darstellung Naumanns seine wohlbedachte, emotionalisierende Wirkung hat und sich einfügt, wenn es in seiner ganzen Bedeutungsdimension „zuende gedacht“ wird. Nicht zuletzt ist es der antithetische Aufbau des gesamten Zitats, der die Kontraste verschärft, indem Naumann „dem Können großer Männer“ den „Willen breiter Massen“ entgegensetzt, einen Willen, der ihnen allerdings erst eingegeben werden muß.

„Die große Maschinerie“

Auf den ersten Blick steht das Bild von der großen Maschinerie in Opposition zu dem des Kunstwerks. Denn anders als der künstlerische Schaffensprozeß, welcher nicht nur durch die Idee und die Phantasie des Künstlers, sondern auch durch seine sinnlich-emotionale Wahrnehmung erheblich beeinflusst wird, ist die Konstruktion einer Maschine allein durch Rationalität bestimmt. Insofern scheint zunächst die Metapher der Maschine aus dem Rahmen zu fallen. Versuchen wir jedoch ihre Struktur zu analysieren, indem wir die Maschinerie – ähnlich wie das Kunstwerk – in ihre konstitutiven Elemente aufgliedern, so ergeben sich Parallelen.

Eine Maschine läßt sich aufteilen, gewissermaßen in ihre Einzelteile „zerlegen“. Diese Einzelteile haben, für sich genommen, keinen Sinn und sind daher nutzlos. Erst wenn sie an dem für sie vorbestimmten Platz planmäßig eingebaut werden, können sie in ihrem Wirkungsbereich einen Zweck erfüllen, der im Zusammenspiel mit den anderen Teilen zu dem gewünschten Endprodukt der Maschine führt. Dieses Zusammenspiel ist ein Ergebnis der „Idee“, der Organisation und der Konstruktion.

Damit sind wir beim zweiten konstitutiven Element der Maschine angelangt: dem Konstrukteur bzw. dem Ingenieur. Er ist der Initiator und liefert den gedanklichen Überbau. An ihm ist es, einen Plan zu entwickeln, in dem jedes der Einzelteile seinen Platz hat und seine Wirkung möglichst optimal entfalten kann. Erst der Ingenieur gibt jedem Teil seine Funktion.

Überträgt man dieses Bild der Maschine auf die Naumannsche Idee vom mittteleuropäischen Großstaat, so liegt die Rollenverteilung auf der Hand: Die kleinen Nationen sind die „Einzelteile“ der zu entwickelnden staatlichen Struktur, die zum gegenwärtigen Zeitpunkt ohne ein höheres Ziel – also funktionslos – nebeneinanderherleben. Sie in einem komplexen Staatsgebilde zu organisieren, ist die Aufgabe desjenigen, der für sich in Anspruch nimmt, die dafür geeigneten Ideen, den „sittlichen“ Hintergrund und die erforderlichen Fähigkeiten zu besitzen. Diese Rolle steht der deutschen Nation zu. Auch bei dieser Analogie wird Naumanns antithetische Gegenüberstellung der als Ingenieur ‚personalisierten‘ deutschen Nation einerseits und der als Einzelteile ‚materialisierten‘ Menge kleiner Nationen und Völker andererseits deutlich.

Die herausgestellten Gegensätze zwischen der deutschen Nation und den kleinen Nationen Ostmitteleuropas sowie die daraus resultierenden Aufgaben und Funktionen innerhalb des mitteleuropäischen Staates hat Naumann auf eine eindrückliche und wirkungsvolle, *weil* emotionalisierende Art hervorgehoben. Seine Darstellung der führenden Nation und der sie begleitenden Völker ist derartig determiniert, daß sie keine andere als die beschriebene Rollenverteilung im mitteleuropäischen Verband zuläßt.

In Masaryks Text existiert keine Beschreibung eines zukünftigen Europas nach seinen Vorstellungen, die mit der Dichte des Naumannschen Bildes vergleichbar wäre. Seine Darstellung beruht auf einer stärkeren Polarisierung zwischen denen, die bedrohen und jenen, die bedroht werden. So ist „Pangermanismus“ der zentrale Begriff, der den Leser durch die gesamte Schrift Masaryks begleitet und zum Hauptmerkmal der deutschen Gesinnung wird. Pangermanismus ist der Oberbegriff zur Charakterisierung Deutschlands und der Deutschen, zu denen Masaryk auch die Österreicher zählt.

Noch bevor Masaryk zur eigentlichen Erläuterung dessen gelangt, was den Pangermanismus kennzeichnet, stellt er das Ziel des pangermanischen Plans vor: „Die Weltherrschaft“.³⁹ Folgerichtig sieht Masaryk also den Krieg als eine notwendige Konsequenz des Pangermanismus und klärt damit auch umgehend die Kriegsschuldfrage:

Mein Vorhersehen, oder bescheidener und besser gesagt, meine Erwartung des Krieges, gründete sich auf einer sorgfältigen Beobachtung Österreich-Ungarns und Deutschlands und aufmerksamem Studium der pangermanischen Bewegung und ihrer historischen und politischen Literatur.⁴⁰

Der Krieg war in diesem Sinne ein gewollter integraler Bestandteil des Pangermanismus, eine planmäßige Etappe auf dem Weg zur deutschen Weltherrschaft. Was Masaryk unter Pangermanismus versteht und wie er diesen bewertet, ergibt sich mittelbar aus einer Vielzahl von Äußerungen. Wichtigstes Merkmal zur Distinktion zwischen Fremdbild und Eigenbild ist für Masaryk die Gegenüberstellung des Nationalitätsprinzips und des supranationalen Staatsprinzips. „Die Pangermanen stellen“, so Masaryk,

obwohl sie sich auf das Nationalitätsprinzip berufen, den Staat über die Nationalität; im Staate sehen sie den Gipfel der gesellschaftlichen Organisation, die höchste und führende Macht, und sie wiederholen öfters, das nationale Prinzip sei bereits überholt.⁴¹

Die Feststellung, daß die „Pangermanen“ den Staat als die höchste Entwicklungsstufe gesellschaftlicher Organisation betrachten und ihm gegenüber anderen Ordnungsprinzipien den Vorzug geben, könnte – in einem anderen Kontext – lediglich die Darlegung der deutschen Entscheidung für ein mögliches politisches Prinzip sein. Das Wort „Staat“ erhält allerdings in Verbindung mit dem Begriff „Macht“ eine andere Qualität, denn Macht ist die Grundlage jeder Herrschaftsausübung. Auf diese Weise wird das komplexe politische System „Staat“ – gleich ob demokratisch organisiert oder nicht – in seiner Intention auf eine institutionalisierte Form der Herrschaft reduziert.

Hier gewinnt der von Masaryk eröffnete Diskurs an Bedeutung, nach dem Macht ein Begriff ist, dessen Leitlinie sich an der „Tatsächlichkeit“, an dem tatsächlichen Zustand bemißt und nicht an dem, was „berechtigt“ ist.⁴² Es ist daher ein Merkmal der Macht, daß sie nicht der Anerkennung der ihr Unterworfenen bedarf. Dem ent-

³⁹ Masaryk: *Das neue Europa* 2.

⁴⁰ Ebenda 3.

⁴¹ Ebenda 31.

⁴² Ebenda 35 f.

gegen stehen die Nation und die Nationalität, welche, gemäß Masaryk, als die „natürlichen Organe der Menschheit“ ihren Ursprung in der Achtung vor dem Menschen und seinen Bedürfnissen haben. Indem nun die „Pangermanen“, wie Masaryk formuliert, den Staat über die Nation stellen, negieren sie nicht nur die Freiheit der Entscheidung, in welches Prinzip der Ordnung sich der Mensch eingliedern möchte, sondern auch das Prinzip menschlichen Zusammenlebens schlechthin: die Nächstenliebe. Vor diesem Hintergrund erhält auch eine Aussage wie die folgende eine besondere Bedeutung: „[...] die Zentralmächte sind anational und geradezu antinational.“⁴³ Im Zusammenhang mit Masaryks Herleitung der Nation wird das Wort „antinational“ in seinen Konsequenzen gleichbedeutend mit ‚antichristlich‘ oder ‚antimoralisch‘. Wenn also die Deutschen sich bewußt für den Staat entscheiden, wie Masaryk es darstellt, so bewegen sie sich außerhalb eines Minimalkonsenses der ethischen Vorstellungen des Abendlandes. In einem Volk mit derartigen Grundsätzen muß zwangsläufig eine potentielle Bedrohung für Europa gesehen werden.

Als hauptsächliche Stoßrichtung der antinationalen „pangermanischen Eroberungspolitik“ betrachtet Masaryk den Osten, denn

aus den pangermanischen Plänen und den politischen Grundsätzen von Männern wie Bismarck und jetzt aus der gesamten Kriegführung und der Friedenspolitik Deutschlands und Österreichs geht klar hervor, daß der Gegenstand der deutschen Offensive der Osten ist – der Drang nach Osten.⁴⁴

Im Begriff vom „deutschen Drang nach Osten“ kommen sehr komplexe Vorstellungen über die deutsch-slawischen Beziehungen in Vergangenheit und Gegenwart zum Ausdruck, wonach die Deutschen seit den Zeiten der mittelalterlichen deutschen Ostsiedlung gen Osten vorgedrungen seien, mit dem Ziel, die dort lebenden Slawen zu unterwerfen.⁴⁵ Das Schlagwort und die damit verbundene Vorstellung von einem „epochen- und klassentranszendenten“⁴⁶ Phänomen deutscher Expansion waren vor allem im 19. Jahrhundert immer wieder Gegenstand der tschechischen Historiographie, insbesondere bei František Palacký.⁴⁷ Hierbei spielte vor allem die von Herder geprägte Vorstellung von den friedfertigen Slawen, die durch die aggressiv nach Osten strebenden Deutschen verdrängt und unterjocht worden seien,⁴⁸ eine bedeutende Rolle als positives Autostereotyp sowie als negati-

⁴³ Ebenda.

⁴⁴ Ebenda 72.

⁴⁵ Meyer, Henry Cord: Drang nach Osten: fortunes of a slogan concept in German-Slavic relations 1849–1990, Bern 1996. Meyer erläutert das Schlagwort begriffsgeschichtlich. – Zur semantischen Untersuchung des Schlagwortes Lemberg, Hans: Der „Drang nach Osten“. Schlagwort und Wirklichkeit. In: Deutsche im europäischen Osten. Verständnis und Mißverständnis. Hrsg. v. Friedhelm Berthold Kaiser, Köln-Wien 1976, 1–17. (Studien zum Deutschtum im Osten, H. 13). – Wippermann: Drang nach Osten 133. Hier wird der Versuch unternommen, Genese und Funktion, Träger und Adressaten dieses Schlagwortes mit Hilfe von ideologiekritischen Methoden zu analysieren.

⁴⁶ Ebenda 133.

⁴⁷ Ebenda 50.

⁴⁸ Ebenda. – Kohn, Hans: Die Welt der Slawen. Bd. 1, Die West- und Südslawen. Frankfurt/M. 1960, 10.

ves Heterostereotyp.⁴⁹ Auch Masaryk macht sich in seiner Schrift diese determinierten Vorstellungen zu nutze.

In Daniel Sanders' 1860 veröffentlichtem Wörterbuch der Deutschen Sprache ist das Wort „Drang“ mit den Bedeutungen „das zu etwas Drängende, mit unwiderstehlicher Gewalt dazu Treibende, gewaltiger Trieb, Streben“⁵⁰ beschrieben. Drang ist also eine triebhafte Kraft, die dem Menschen innewohnt und sein Handeln insofern beherrscht, als sie nicht steuerbar ist und sich einer vernunftorientierten Reflexion entzieht. Das Schlagwort vom „deutschen Drang nach Osten“ kennzeichnet nun ein ganzes Volk als vom gewaltigen, triebhaften Streben beseelt und ist daher um so mehr geeignet, das Moment der nicht kontrollierbaren Gewalttätigkeit hervorzuheben. Der Begriff vom „Drang nach Osten“ evoziert und schürt in besonderem Maße Bedrohungsängste bei den Bedrängten. Mit dieser intendierten Wirkung gebraucht auch Masaryk das schon emotional geprägte Schlagwort.⁵¹ Allerdings erhält es hier eine weitere Bedeutungs- und Wirkungsnuance in Verbindung mit dem Ausdruck von „den pangermanischen Plänen“. Durch das Zusammenspiel der Worte Drang und Plan entsteht hinsichtlich der Deutschen die Vorstellung von einer Antriebskraft, die aus einer Mischung von planmäßig-berechnendem, verstandesorientiertem Vorgehen und gleichzeitig triebgesteuertem Handeln resultiert. Die Angst einflößende Vorstellung von einer intelligenten, berechnenden, aber unberechenbaren Macht wird zu einem wesentlichen Merkmal des Fremdbildes.

Interessant ist nun, auf welche Weise Masaryk jenen geopolitischen Raum im Osten charakterisiert, gegen den sich der deutsche Drang richtet. Er bezeichnet ihn als „die Zone der kleinen Nationen“⁵² und beschreibt ihn folgendermaßen:

Für die ganze Entwicklung Europas und zum Verständnis dieses Krieges ist es sehr wichtig, sich die Bedeutung der besonderen Zone der kleineren und kleinen Nationen zu vergegenwärtigen, welche sich zwischen Westen und Osten, präziser gesagt, zwischen den Deutschen und Russen, erstreckt. Vom Norden anfangen, von Lappland bis zum Süden nach Griechenland, wohnt nachbarlich, Volk an Volk, eine Reihe von kleineren und kleinen Nationen.⁵³

Das Charakteristikum dieser „Klein-Völker-Zone“⁵⁴ ist, wie Masaryk herausstellt, daß sich in ihr nur kleine und kleinste Nationen angesiedelt haben. Vor dem Hintergrund seines Diskurses gewinnt diese Feststellung an Bedeutung, denn wie zuvor ausgeführt wurde, sind Nation und Nationalitätsprinzip aus dem „Humanismus“ erwachsen und tragen somit auch dem Gebot der christlichen Nächstenliebe Rechnung, anders als die durch Eroberung entstandenen supranationalen

⁴⁹ Vgl. Lemberg: Drang nach Osten 9, der bereits das Schlagwort als Heterostereotyp qualifiziert.

⁵⁰ Sanders, Daniel: Wörterbuch der Deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart. Bd. 1. Leipzig 1860, 311 f. – So zitiert und herausgearbeitet auch bei Lemberg: Drang nach Osten 4; Wippermann: Drang nach Osten 2.

⁵¹ Auch Lemberg: Drang nach Osten 2, sowie dort die Anm. 6 verweisen schon auf die Verwendung dieses Schlagwortes in Masaryks „Neues Europa“.

⁵² Masaryk: Das neue Europa 24 f.

⁵³ Ebenda.

⁵⁴ Ebenda 25.

Staaten. In dieser Zone, zu der auch die tschechische Nation gehört, scheinen sich nun die Zustände verwirklicht zu haben, die Masaryk als völkergemeinschaftliches Ideal auf der „Grundlage der Sittlichkeit“⁵⁵ vorschweben. Diesen Eindruck von nahezu idyllische Zuständen erweckt Masaryk auch durch seine Art der Beschreibung, die das Bild einer friedlichen ‚Reihenhauszeile‘ nachzeichnet: Hier „wohnt nachbarlich“ eine Nation neben der anderen, „Volk an Volk“. Ein schmaler *locus amoenus* also zwischen einer russischen Skylla und einer deutschen Charybdis; eine Reihe von kleinen Völkern in Mitteleuropa, die alle friedfertig sind und sich deshalb in der ständigen Gefahr befinden, Opfer zu werden. Territoriale Streitigkeiten innerhalb dieses Gürtels oder nationale Interessenkonflikte werden ausgeblendet. Der Gegensatz zwischen Fremdbild und Eigenbild, also zwischen aggressiven, eroberungssüchtigen Deutschen und kleinen Völkern, von denen die Mehrzahl slawisch ist, könnte kaum schärfer konturiert und konnotiert sein.

Masaryk erwähnt wohl, daß „die Mehrzahl der Kriege der letzten Jahrhunderte“⁵⁶ sich in dieser Zone abgespielt hat oder dort ihren Ursprung hatte. Der Grund jedoch liegt nicht in der nationalen Struktur dieses Raumes, sondern allein darin, daß „die großen Nationen [...] diese kleinen Völker“ bedrohen, „welche ihre Selbständigkeit zu verteidigen suchen“.⁵⁷

Simplifizierung und Reduktion der Existenz der anderen Nation zu einem Bild, das in besonderer Weise geeignet ist, den eigenen Anspruch zu legitimieren, kennzeichnen die Darstellungen beider Autoren. Das wechselseitige Bedingungsgeflecht von Fremdbild und Eigenbild tritt deutlich hervor: je bedrohlicher die einen, desto friedfertiger die anderen; je denkender, zielgerichteter und handelnder die einen, desto passiver und zielloser die anderen.

Im Vergleich beider Texte ergibt sich allerdings ein qualitatives Ungleichgewicht hinsichtlich der Bedeutung des Fremdbildes für die Konstituierung des nationalen Selbstverständnisses. Während Masaryk die Deutschen und die Österreicher als brutale, jegliche Rechtsgrundsätze ablehnende Feinde stigmatisiert und als solche für seine Kampfschrift funktionalisiert, spielen die Slawen in Naumanns Konzept eher eine untergeordnete Rolle. Nur in wenigen Passagen in „Mitteleuropa“ finden die deutsch-slawischen Beziehungen eine direkte Erwähnung. Dann jedoch dienen sie als negative Projektionsfläche, um die ökonomische und organisatorische Leistungskraft der Deutschen zu belegen und hervorzuheben.

Beiden Autoren ist jedoch gemein, daß sie ihrem nationalen Gegenüber Eigenarten zuschreiben, die als eine Art Nationalcharakter im Wesen des jeweiligen Volkes verankert und dauerhaft festgelegt sind.

Strukturelemente Mitteleuropas

So wird im Folgenden deutlich, daß Naumann die untergeordnete Bedeutung der slawischen Völker nicht als ein Resultat der aktuellen, z. B. wirtschaftlichen, Situa-

⁵⁵ Ebenda 36.

⁵⁶ Ebenda 25.

⁵⁷ Ebenda.

tion betrachtet, sondern als einen Zustand, der in der Geschichte begründet liegt und sich schon vor Jahrhunderten gezeigt hat. Im Zusammenhang mit der Ansiedlung von Deutschen im südosteuropäischen Raum kommt er zu folgender Feststellung:

Die Deutschen in Österreich haben im Laufe des letzten Jahrhunderts viel verloren. Sie waren vom 18. Jh. her die staaterhaltende und staatsbildende Nation und sind heute in der Donaumonarchie ein Volk unter Völkern. Ihre vergangenen Verdienste werden nicht gewürdigt, ihrer Mühen für die Hebung der Kleinvölker wird nicht gedacht. Vor vielen Jahrhunderten wurden sie von fremdländischen Königen und Bischöfen gerufen, um Gewerbetätigkeit und Landwirtschaft zu heben. [...] So wurden sie überall zwischen den Alpen und Karpaten mit Absicht zerstreut als Salz der Erde und haben treu und redlich ihre bürgerliche Pflicht erfüllt. Sie haben die Straßen gebaut, auf denen jetzt andere fahren, die Schulen angelegt, in denen jetzt gegen sie unterrichtet wird. Und dabei haben sie das Gefühl, daß nicht ein großer, innerlich starker Gegner sie überwunden hat, sondern daß sie oft den kleinen Machenschaften der vielen unterlagen, dem Trotz derer, die doch nicht imstande sind, sie zu ersetzen.⁵⁸

Die Ausführungen Naumanns lassen sich in zwei Abschnitte untergliedern. Der erste betrifft die deutsch-slawischen Beziehungen in der Vergangenheit, der zweite behandelt das gegenwärtige Verhältnis. Seinen zeitlichen Bezug grenzt Naumann nur sehr vage mit der Umschreibung „vor vielen Jahrhunderten“ ein. Zur Darstellung der vergangenen und derzeitigen deutsch-slawischen Beziehungen greift er – ebenso wie Masaryk – auf jenes geschichtliche Phänomen zurück, das in der deutschen und internationalen Historiographie mit den Begriffen „deutsche Ostkolonisation“, „deutsche Ostsiedlung“, „deutscher Drang nach Osten“ zusammengefaßt wird⁵⁹ und sich über einen Zeitraum von mehr als 800 Jahren erstreckte.⁶⁰ Dieser epochenübergreifende Prozeß der Ansiedlung Deutscher im ost- und südosteuropäischen Raum, muß – will man ihm gerecht werden – ohne Zweifel in multi-kausalen Zusammenhängen betrachtet werden.

Naumanns Darstellung aber ist durch eine Simplifizierung von Ursache und Folge gekennzeichnet. Er vermittelt den Eindruck, als gäbe es für dieses historische Phänomen nur einen Grund, nämlich, daß die kleinen slawischen Nationen sich bereits vor vielen Jahrhunderten durch kulturelle und wirtschaftliche Rückständigkeit auszeichneten. Da sie zu nennenswerten eigenständigen Leistungen in diesen Bereichen nicht imstande waren, bedurften sie – und das betont Naumann wiederholt – der „Hebung“, also der Hilfe und der Unterstützung durch Deutsche. Die untergeordnete Stellung der slawischen Völker, die Naumann ihnen auch innerhalb seiner Mitteleuropakonstruktion zuweist, betrachtet er als eine historische Kontinuität, die bis zum heutigen Tag gegeben ist.

⁵⁸ Naumann: Mitteleuropa 570.

⁵⁹ Siehe Anm. 45.

⁶⁰ Dazu Gross, Hermann: Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Südostdeutschtums und die deutsch-südosteuropäischen Wirtschaftsbeziehungen. In: Festschrift zum 65. Geburtstag von Gotthold Rhode. Hrsg. v. Ulrich Haustein. Stuttgart 1981, 299–309, hier 299. (Ostmittleuropa: Berichte und Forschungen). Der Aufsatz von Hermann Gross wäre im übrigen eine interessante Quelle zur Untersuchung der Kontinuität von stereotypen Wirtschaftsvorstellungen über die deutsch-slawischen Beziehungen.

Doch auch die deutsche Hegemonie wird in der Geschichte verankert. „Als Salz der Erde“ haben die Deutschen in früheren Jahrhunderten den unfruchtbaren osteuropäischen Boden mit ihrer Kultur und ihrer Tüchtigkeit ‚angereichert‘ und nutzbar gemacht. Die Gegenüberstellung von Deutschen und slawischen Kleinvölkern ist darüber hinaus noch in zweierlei Hinsicht interessant: Durch die monokausale Darstellung Naumanns erscheint es, als hätten sich die ins Land gerufenen Deutschen völlig selbstlos einer Art kultureller Mission gewidmet, als seien sie uneigennützig in die kulturelle Diaspora gegangen. Indem er herausstellt, daß die Deutschen schon seinerzeit in Sachen Kulturmission gen Osten unterwegs waren, begründet und rechtfertigt Naumann historisch den gegenwärtigen Führungsanspruch in seinem Mitteleuropagebilde. Der Rekurs auf die Geschichte dient als Legitimation und Untermauerung des gegenwärtigen Fremd- und Eigenbildes. Darüber hinaus ist das von Naumann entworfene Geschichtsbild als eine rückwärts gerichtete Projektion zeitgenössischer nationaler Wunschphantasien anachronistisch: Naumann suggeriert, die Deutschen seien damals als Angehörige eines bereits bestehenden deutschen Nationalstaates, also im vollen Bewußtsein einer geistig-kulturellen Einheit, in die südosteuropäischen Regionen gezogen. Daneben stehen kontrastiv die in nationaler Hinsicht unorganisiert nebeneinanderlebenden Kleinvölker, die Naumann im einzelnen nicht benennt. Durch die vereinfachende Polarisierung zwischen „Kleinvölkern“ einerseits und „Deutschen“ andererseits konstruiert Naumann historisch eine lange, über Jahrhunderte zurückreichende geistige Nationalstaatstradition der Deutschen, welche zu dem Zeitpunkt noch gar nicht existierte.

Die deutsch-slawischen Beziehungen der Gegenwart sind dadurch bestimmt, daß die deutsche Vorherrschaft nun zunichte gemacht wird: Die Deutschen „sind heute in der Donaumonarchie ein Volk unter Völkern.“⁶¹

Bemerkenswert ist nun, daß in Naumanns Ausführungen diese Nivellierung der Verhältnisse nicht etwa das Ergebnis der jahrhundertelangen erfolgreichen Einwirkung und „Hebungstätigkeit“ ist, sondern das Resultat „kleiner Machenschaften“⁶² der kleinen slawischen Völker. Nicht mit Zivilisation und ‚innerer Stärke‘, sondern mit Intriganz und Renitenz erkämpften sich die Slawen ihre nationale Emanzipation. Demgegenüber werden die Deutschen mit Attributen wie „treu“, „redlich“ und „bürgerlich“ bedacht. Ihre gutgemeinte und ehrliche „Kulturwohlfahrt“ machen sich die Slawen zunutze und zueigen, beantworten sie gleichwohl aber mit Widerstand im Kleinen. Doch Naumann läßt auch explizit keinen Zweifel daran, daß – trotz der Angleichung – die Deutschen in diesem Raum Repräsentanten einer höherwertigen Kultur sind, da die slawischen Völker „doch nicht imstande sind, sie zu ersetzen.“⁶³

So wie Naumann den kleinen slawischen Völkern kulturelle und wirtschaftliche Rückständigkeit als dauerhaftes Charakteristikum attestiert, so stellt Masaryk die eroberungssüchtige pangermanische Gesinnung als ein Wesensmerkmal der Deutschen dar:

⁶¹ Naumann: Mitteleuropa 570.

⁶² Ebenda.

⁶³ Ebenda.

⁶⁴ Masaryk: Das neue Europa 133.

Der pangermanische Bund verdankt seine Entstehung nicht bloß geographisch und historisch gegebenen Umständen, sondern auch innerlichster Geistesverwandtschaft seiner Mitglieder: Preußen, Österreich und die Türkei sind ihrem Wesen nach dynastische, militaristische, eroberungssüchtige Staaten, antinational und antidemokratisch; [...] ⁶⁴

Bemerkenswert ist zunächst, in welcher Weise Masaryk den eigentlichen Sinn des Begriffs „Pangermanismus“ ausweitet und so von seiner ursprünglichen Bedeutung loslöst. Denn als einen staatlichen Stützpfeiler des „pangermanischen Bundes“ betrachtet er auch die Türkei, einen Staat, eine Nation also, deren Rückführung auf germanische Wurzeln unter sachlichen Gesichtspunkten absurd erscheinen muß. Doch gerade in dieser Bedeutungsverschiebung manifestiert sich die Konstruktion eines Fremdbildes, die sich bewußt loslöst von politischen Kategorien und Klassifizierungen und statt dessen eine Art von Wesenhaftigkeit in den Vordergrund stellt. So beruht das Zusammengehen Preußens und Österreichs mit der Türkei nicht auf einer politischen Entscheidung – die jederzeit umkehrbar wäre –, sondern hat seinen Ursprung in einer „innerlichsten Geistesverwandtschaft“ und damit wiederum in einem Zustand, der bereits lange vor einem historisch-politischen Inerscheintreten dieser Nationen als Staaten gegeben schien. Nur aufgrund dieses geistigen Brückenschlags zwischen diesen Staaten ist es möglich, daß Masaryk Preußen, Österreich und die Türkei zusammen in den „pangermanischen Topf“ wirft und „ihrem Wesen nach“ als „dynastisch“, „militaristisch“, „eroberungssüchtig“, „antinational“ und „antidemokratisch“ kennzeichnet. Die Zuweisung dieser überwiegend staatlich-politischen Eigenschaften als Bestandteil des „Wesens“ stigmatisiert den „pangermanischen Bund“ insofern dauerhaft, als diese Wesensmerkmale immer schon latent vorhanden waren und auf lange Sicht noch vorhanden sein werden.

Der Rückgriff auf sonst nur Individuen inhärenter Eigenarten wie das Vorhandensein eines Geistes, einer Seele und einer emotionalen Befindlichkeit zur Beschreibung ganzer Nationen, ist in besonderem Maße geeignet, Völkerbilder dauerhaft zu prägen, da sie das aus eigener Erfahrung resultierende Bewußtsein und Gefühl des Lesers ansprechen. Es sind dies Eigenarten, die er aufgrund seiner eigenen Natur kennt. Eine Völkertypologisierung in dieser Weise entzieht sich einer vernunftorientierten Betrachtung und gibt dem Stereotyp die Möglichkeit, sich für alle Zeiten emotional im Bewußtsein zu verankern. Dies zeigt sich auch darin, daß Masaryk ganze Völker personalisiert, indem er sie zu „Anwälten“ grundverschiedener Sittlichkeitsvorstellungen erklärt:

Die Verbündeten sind Anwälte der Humanität, die Pangermanen sind die Anwälte der Gewalt; die Verbündeten verteidigen den Fortschritt, Österreich-Ungarn und Deutschland setzen sich für das Mittelalter ein. ⁶⁵

Durch die Bezeichnung „Anwälte der Gewalt“ definiert Masaryk die „Pangermanen“ auch hier als ihrem Wesen nach schlecht: Anders als jemand, der Gewalt als notwendiges Übel ansieht und anwendet, werden die Deutschen durch Masaryks Begrifflichkeit zu erklärten Fürsprechern der Menschenverachtung und des Bösen schlechthin, welche Gewalt um ihrer selbst willen predigen, verteidigen und anwen-

⁶⁵ Ebenda.

den. Die antithetische Gegenüberstellung zur „Humanität“ verstärkt die emotionalisierende Wirkungsmacht der Worte.

Ähnlich verhält es sich mit dem Begriff „Mittelalter“. In diesem Zusammenhang entfaltet er gerade dadurch seine Wirkung, daß er nicht näher bestimmt wird und somit in besonderem Maße Raum für diffuse Emotionen und Konnotationen läßt: Mittelalter – Epoche der Rechtlosen und der Herrschenden, welche das Recht nach Lust- und Willkürprinzip festlegen, um es bald darauf wieder – legitimiert durch einen vermeintlich göttlichen Willen –⁶⁶ zu ändern. „Fortschritt“ hingegen ist in der Vorstellung des Einzelnen greifbarer und im allgemeinen für jeden eine positive Entwicklung. Mit „Fortschritt“ ist die Idee von Verbesserung der gesamten Lebensumstände verknüpft.⁶⁷ Masaryk beurteilt in seiner Darstellung die Völker nach ihrer vermeintlichen Wesenhaftigkeit, und zwar in den schlichten Kategorien von „gut“ und „böse“ und erzielt durch diese Art der Polarisierung nicht nur eine dauerhafte Stigmatisierung der Deutschen, sondern auch eine große Breitenwirkung seiner Schrift.

Dasselbe Phänomen, also die Übertragung von individuellen Charakterkategorien auf Völker und Nationen, ist auch in Naumanns Schrift zu beobachten, so z. B. in einer Äußerung über das Verhältnis der österreichischen und ungarischen Slawen zu den Deutschen und dem Mitteleuropagedanken:

Der österreichische und auch der ungarische Slawe ebenso wie der ungarische Rumäne versprechen sich von vornherein von einer Verbrüderung mit den Reichsdeutschen nicht allzuviel Gutes, weil sie in ihren kommunalen und provinziellen Umgebungen meist einen unaufhörlichen Streit mit den dortigen Deutschen haben, wobei sie diese als ihre inneren Feinde ansehen und nach ihnen das ganze Deutschtum zu beurteilen pflegen. Meist ist zwar glücklicherweise ihre Neigung zu den Russen noch geringer als die zu den Deutschen, und sie wollen gern Österreicher bleiben, aber sie beklagen eine Weltordnung, die sie überhaupt nötig, zwischen zwei solchen ihnen fremden Großkörpern sich ihren Platz zu suchen. Sie werden sich vielfach bemühen, auch bei dieser Gelegenheit der Konstruktion Mitteleuropas nationale Einzelvorteile zu erreichen, da sie selbst als geborene Partikularisten sich für die Entstehung von Mitteleuropa nur in zweiter Linie interessieren, in erster aber für ihre besondere Nationalität.⁶⁸

Bemerkenswert ist zunächst, daß in Naumanns Darlegungen das slawische Denken und Handeln sich auf Streitigkeiten in den engen Grenzen der „kommunalen und provinziellen Umgebungen“ beschränkt. Die slawischen Aktivitäten erscheinen also weder konstruktiv noch gehen sie gedanklich über den eigenen

⁶⁶ Vgl. Masaryks Ausführungen an anderer Stelle in „Das Neue Europa“: „Preußen-Deutschland hat mit seiner Idee des preußischen Königtums von Gottes Gnaden das mittelalterliche Kaisertum erneuert; Österreich-Ungarn [...] hält ebenso wie Preußen an der Idee des mittelalterlichen Imperiums fest. Beide Staaten statuieren gegen den Willen des Volkes die Fiktion vom Willen Gottes und geben sich für dessen Sprecher aus.“ *E b e n d a* 20.

⁶⁷ Wichtig im Zusammenhang mit den Begriffen „Fortschritt“ und „Mittelalter“ sind die Hinweise von Seibt: Masaryk und Beneš 34 f., der im Denken Masaryks eine gegenteilige Einstellung nachweist, nämlich eine „massive Fortschrittskritik“ und „eine ganz ungewöhnliche Hochschätzung des Mittelalters“. Dieser Widerspruch zu meiner hiesigen diskursanalytischen Auslegung ist allerdings nur insofern von Bedeutung als er den propagandistischen und somit situativ gebundenen Charakter der Schrift Masaryks unterstreicht.

⁶⁸ Naumann: Mitteleuropa 508 f.

„Provinzmuff“ hinaus. Über diesen begrenzten Rahmen nicht hinausschauen zu können, erscheint als ein Wesenszug zumindest der österreichischen und ungarischen Slawen. Auch auf einer höheren politischen Ebene sind sie nicht imstande, in größeren Zusammenhängen zu denken: Die Notwendigkeit, sich zu einem staatlichen „Großkörper“ zusammenzuschließen, wie es dem Naumannschen Grundsatz entspricht, erkennen sie nicht, und diese Option ist ihnen auch unbehaglich.

Die Ursache dieses Verhaltens sieht Naumann im slawischen Wesen begründet, denn er betrachtet sie als „geborene Partikularisten“. Aus dieser – wenn auch zunächst nur verbalen – Verankerung der slawischen Partikularorientierung im Genetischen erwachsen verschiedene gedankliche Konsequenzen: Zum einen basiert dieses Verhalten der Slawen nicht auf einer konkreten freien Willensentscheidung, sondern ist vielmehr Bestandteil ihrer wesensmäßigen Veranlagung. Daraus resultiert aber unweigerlich, daß ihr Handeln mehr instinkt- als vernunftbestimmt ist.⁶⁹ Wenn dem aber so sei, so findet man darin einen möglichen Grund für die von Naumann konstatierte kulturelle Rückständigkeit der Slawen. Denn Vernunft und bewußtes Handeln müssen ohne Zweifel als Grundpfeiler einer gemeinschaftlichen Kultur angesehen werden. Sind diese Voraussetzungen aber nur bedingt gegeben, so ist auch eine Nationalkultur nur bedingt und in sehr engen Grenzen möglich, über-nationale Gestaltungsfähigkeit – wie sie für Mitteleuropa unverzichtbar ist – jedoch völlig unmöglich. Daher muß diese Aufgabe in deutschen Händen liegen.

Die stereotypisierende Darstellung der Slawen als ein Typus, dem bestimmte Wesensmerkmale wie mangelnde Kulturfähigkeit und Partikularismus zugeschrieben werden, determiniert auch hier das Fremdbild dauerhaft.

Die deutlich hervortretende negative Tendenz in der Einschätzung slawischer Wirtschaftstätigkeit durchzieht den gesamten Text Naumanns. Auffällig ist allerdings, daß sie zumeist nur marginal durchschimmert und daher nur schemenhaft das festgefügte Völkerbild Naumanns offenbart. So auch in dem folgenden Zitat, in dem Naumann die wirtschaftlichen Leistungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika bewertet:

Aus einer Übersicht über die Einwanderungen seit 1821 ergibt sich, daß aus Deutschland und Österreich-Ungarn mehr Zuwachs kam als aus Großbritannien mit Irland, noch aber wurde dieser Zuwachs in die alte englische Urgemeinde hineingearbeitet. Doch steigern sich die Schwierigkeiten, seit Russen, österreichische und ungarische Slawen und Rumänen, Italiener und auch Ostasiaten weit mehr nachdrängen als Engländer, Deutsche, Iren und Skandinavier. Das mag staatspolitisch nicht sehr gefährlich sein, weil alle diese Elemente sich sofort auf den Boden des schon kurz beschriebenen demokratischen Systems stellen und große Landverteilungsaufgaben nicht vorliegen, aber wirtschaftlich bedeutet es eine gewisse durchschnittliche Proletarisierung, die den fabelhaften Aufschwung des vergangenen Jahrhunderts vielleicht etwas lähmt.⁷⁰

⁶⁹ Vgl. in diesem Zusammenhang auch Lammich, Maria: Das deutsche Osteuropabild in der Zeit der Reichsgründung. Boppard am Rhein 1977 (Beiträge zur Konfliktforschung), die in der von ihr untersuchten Zeitschrift „Grenzboten“ ähnliches nachweist. Sie schreibt: „Die ‚slawische Welt‘ erschien als eine Welt, in der ‚nationale und religiöse Instincte, nicht Principien durchschlagend‘ seien“. Ebenda 39.

⁷⁰ Naumann: Mitteleuropa 691 f.

Naumann trifft in zweifacher Hinsicht Unterscheidungen, die den Slawen abermals eine Sonderrolle zuschreiben. Zunächst stellt er fest, daß Einwanderer aus Deutschland und Österreich-Ungarn verhältnismäßig unproblematisch in die bereits dort ansässige „englische Urgemeinde“ integriert werden konnten. Wenn Naumann von Österreich-Ungarn spricht, so meint er jedoch ausschließlich die deutschen Bevölkerungsteile; und so wird deutlich, daß allein sie das staatliche Gebilde Österreich-Ungarns repräsentieren. Denn in seiner Darstellung erfahren die österreichischen und ungarischen Slawen sowie auch die russischen im Zusammenhang mit der Einwanderung in die Vereinigten Staaten eine exzeptionelle Beurteilung. Diese Art der unbewußten sprachlichen Distinktion zeigt sich in vielen Äußerungen Naumanns.

Auch der Grund, weshalb die Slawen in eine besondere Kategorie unter den Einwanderern fallen, ist in Anbetracht der bisherigen Ergebnisse nicht neu: Ihre Integration gestaltet sich aufgrund der national-partikularistischen Eigenschaften weitaus problematischer als die der Deutschen. Eine konkrete „staatspolitische“ Gefahr sieht er durch ihre Zuwanderung in die Vereinigten Staaten von Nordamerika zwar nicht gegeben. Doch allein indem er die Möglichkeit einer staatspolitischen Gefahr mit den zuwandernden Slawen verbindet, bestärkt Naumann immer wieder den Eindruck einer grundsätzlichen Unfähigkeit des slawischen Menschen, sich in größere staatliche Gebilde einzuordnen.

Wesentlich weniger subtil äußert sich die Stigmatisierung der Slawen als wirtschaftlich unfähig. Denn in diesem Punkt zeigt sich nach Naumanns Meinung in Amerika der eigentliche Unterschied zwischen reichsdeutschen und deutsch-österreichischen Einwanderern auf der einen Seite und österreichisch-ungarischen Slawen auf der anderen Seite: Die slawischen Immigranten sind verantwortlich für eine „gewisse durchschnittliche Proletarisierung“ der amerikanischen Wirtschaft. Sie exportieren die ihnen eigene uneffektive Arbeitsmethode und -haltung und gefährden dadurch den amerikanischen Wirtschaftsaufschwung des gesamten vergangenen Jahrhunderts, der gemäß Naumanns Darstellung entstanden ist, als noch überwiegend Deutsche und Deutsch-Österreicher einwanderten.

Im Begriff „Proletarisierung“ schwingen darüber hinaus noch andere Konnotationen mit. Indem Naumann den Slawen einen proletarisierenden Einfluß zuschreibt, werden sie gleichsam zu Proletariern erklärt. Und als solche ordnet er sie in die Reihe derer ein, welche die unterste Schicht der arbeitenden Bevölkerung repräsentieren. Daraus ergeben sich verschiedene gedankliche Konsequenzen, die die bisherigen Ergebnisse bestätigen und ergänzen: Erstens manifestiert sich hier abermals die unterschiedliche Wertigkeit der deutschen und der slawischen Nationen, die, gleich einer gesellschaftlichen Schichtung, hierarchisch ist. Zweitens fallen die Slawen durch diese begriffliche Wahl in die Kategorie derer, die zwar eine Funktion in einem komplexen Wirtschaftsprozess erfüllen, doch keinen Einfluß auf Idee und Gestaltung haben. In dieser Begrifflichkeit äußert sich somit latent das, was bereits aus dem eingangs analysierten Zitat über die Analogie des Kunstwerks und der Maschine herausgearbeitet wurde. Denn auch dort kam den kleinen slawischen Nationen lediglich die Rolle des „Stoffs“ bzw. der „Maschinenteile“ zu. Und schließlich ist der Begriff des Proletariats unweigerlich verknüpft mit dem

Begriff der „breiten Masse“, wie Naumann ihn im eben erwähnten Zitat angewendet hat.

Determiniert werden all diese Einzelergebnisse letztlich dadurch, daß Naumann die verschiedenen wirtschaftlichen Standards als Ausdruck eines bestimmten „Wirtschaftstemperaments und -charakters“⁷¹ interpretiert. Darin offenbart sich die Auffassung, daß wirtschaftliche Leistungsfähigkeit keine Frage der nationalen, politischen und strukturellen Rahmenbedingungen eines Staates ist, sondern der grundlegenden biologischen Eigenschaften der verschiedenen Rassen. Denn sonst wäre es nicht möglich, daß die Slawen – wie Naumann es darstellt – ihre über die Jahrhunderte währende Arbeitshaltung auch in den Vereinigten Staaten an den Tag legen.

Die hierarchischen Strukturen zwischen den Nationen Mitteleuropas, welche in der Naumannschen Darstellung immer wieder zutage treten, sind durch die Verankerung im Genetischen für alle Zeiten festgelegt. Eine Veränderung ist demnach nur möglich, wenn sich auch die Veranlagungen der Völker wandeln. Durch die Zeichnung so gearteter Völkerbilder rechtfertigt und festigt Naumann zugleich die Herrschaftsstrukturen, auf welchen sein Mitteleuropaplan fußt.

Die gedanklichen Strukturen, welche in Naumanns Konzept dem deutsch-slawischen Verhältnis zugrunde liegen, sind Ausdruck von Machtwillen und Machtgefühl. Es ist die Macht der Kulturnation gegenüber den kulturlosen Völkern, der Wirtschaftlichkeit gegenüber der Mißwirtschaft, der Zielgerichtetheit gegenüber der Ziellosigkeit. Und da die Gesamtheit der positiven Werte nur auf der Grundlage von Vernunft und Ordnung möglich ist und Naumann diese für Deutschland in Anspruch nimmt, rechtfertigen sich seine Bestrebungen: „Die Natur der Völker soll von uns erhöht werden durch ordnende Vernunft“⁷² sowie: „Indem wir unsere Nationalität hochhalten, sollen wir die ihre in unseren Händen tragen.“⁷³ Beide Sätze begründen eine generelle Höherwertigkeit und einen umfassenden Sendungsauftrag des Deutschtums und offenbaren das festgefügte Denkmuster, wie es sich in der gesamten Darstellung Naumanns abzeichnet.

In Masaryks Darstellung der deutsch-slawischen Beziehungen finden diese gedanklichen Strukturen ihr komplementäres Pendant. Hier manifestiert sich ein Überlegenheitsgefühl auf der Grundlage der Polarisierung zwischen Unsittlichkeit und Sittlichkeit, zwischen Gewalt und Friedfertigkeit, zwischen göttlich legitimierter Monarchie und Demokratie, Menschenverachtung und christlich-humanistischer Nächstenliebe.

Perzeption und Konstruktion: Geschichtsbilder bei Masaryk und Naumann

In der Analyse habe ich bisher ein wesentliches Element für die Konstituierung der Völkerbilder beider Autoren nahezu ausgeklammert; es verdient ein besonderes Augenmerk: die Geschichte. Der Umgang mit Geschichtlichkeit stellt einen Grundpfeiler beider Konzepte dar, der in vielen Facetten der Völkerbilder seine stützende Kraft entfaltet und die grundverschiedenen Ansprüche beider Bücher über

⁷¹ Ebenda 597.

⁷² Ebenda 554.

⁷³ Ebenda 499.

alle Epochen hinweg trägt. Gerade die Divergenz der gegenwärtigen Ansprüche, der Ziele und des nationalen Selbstverständnisses, wie sie im Vergleich beider Bücher deutlich hervortritt, läßt die Einordnung beider Nationen in die historischen Koordinaten Raum und Zeit zu einem eminent wichtigen Untersuchungsfeld werden. Vor allem auch deshalb, weil der geschichtliche Erfahrungshorizont der deutschen und der tschechischen Nation wiederum viele Überschneidungen aufweist.

Insbesondere Naumanns Einarbeitung von Geschichte muß mehr Beachtung geschenkt werden; sie kann auf keinen Fall mit Jaworskis Hinweis abgetan werden, Naumann leite den deutschen Führungsanspruch unter anderem „sorgfältig aus der Geschichte“ her. Denn gerade Naumann äußert sich konkret über Sinn, Aufgabe und Ausgestaltung von Geschichtsschreibung und gibt zuweilen sogar Kostproben.

Naumann mißt den Historikern bei der Schaffung eines mitteleuropäischen Bewußtseins eine große Bedeutung als „Erzieher der Völker“ bei.⁷⁴ Indem Naumann den Historiker zum „Historiengestalter“ erklärt,⁷⁵ zeichnet sich bereits ab, worin dessen erzieherische Tätigkeit zu bestehen hat: Vergangenes soll *gestaltet* werden nach den nationalen Befindlichkeiten und Bedürfnissen der Gegenwart und der nächsten Zukunft. So schreibt er:

Hat er [der Historiker] aber den Stoff um sich gehäuft wie farbige Stifte für ein Mosaik, dann muß sich zeigen, ob er noch mehr ist als nur ein Sammler, ob er ein Wiederbeleber zu sein vermag, der dem Stoffe gebietet, daß er Gestalt und Wille werden soll. Er muß etwas in den Stoff hineinragen, was in ihm selber wächst.⁷⁶

„Wiederbeleber“ soll der Historiker nicht nur in dem Sinne sein, daß er seinen Zeitgenossen das Geschehene möglichst anschaulich präsentiert und vor ihren Augen Revue passieren läßt. Wiederbeleben soll er die Geschichte in erster Linie, damit sie – teleologisch gedeutet – für die nationalen und übernationalen Ziele der Gegenwart dienstbar gemacht werden kann. Denn es ist seine Aufgabe, etwas in die Darstellung „hineinzutragen, was in ihm selber wächst“; er soll also das historische Material mit den Ideen und Postulaten der Jetztzeit ausfüllen, um in der Bevölkerung das Bewußtsein für die Zielgerichtetheit der Geschichte zu schaffen, aus der heraus sich ihr eigenes Dasein mit all seinen Ansprüchen rechtfertigt. Mit anderen Worten: Der Historiker hat die Aufgabe, ein historisches Fundament zu gießen für die politischen Notwendigkeiten der Gegenwart. Die Kunst dient Naumann abermals als Analogie, um zu erläutern, welcher Weg zu dieser Art der Geschichtsschreibung führt:

Wenn der Maler Max Liebermann einmal zu mir sagte: ‚Kunst ist Weglassen‘, so hat er damit die Grenze gezogen zwischen handwerksmäßiger Nachstrichelei [...] und einer künstlerischen Durchgeistigung, die Hauptsachen und Nebendinge zu scheiden weiß und mit Bewußtsein Zwischendinge fallen läßt und das verstärkt, was unbedingt gesehen werden soll.⁷⁷

Kurz gesagt: durch Reduktion auf die ‚brauchbaren‘ Ereignisse kann und muß die Geschichte im Dienste der Politik und der Nation stehen, ohne daß sie offensicht-

⁷⁴ Ebenda 527.

⁷⁵ Ebenda. Hervorhebung durch den Verfasser.

⁷⁶ Ebenda 528.

⁷⁷ Ebenda.

lich verfälscht wird. Beides – Politik und Geschichte – seien für die Herstellung Mitteleuropas unabdingbar. Ihr Zusammenwirken im Hinblick darauf beschreibt Naumann folgendermaßen:

Es [Mitteleuropa] kann nicht von Geheimräten allein zurechtgedacht werden. Der Geheimrat ist wahrhaftig im Vordergrund der Politik an seiner Stelle sehr nötig, aber hinten aus dem Wald der Geheimnisse heraus muß es dabei rauschen und brausen von weiter Vorzeit und von alten Rittern, von sehendem Volk und verlorenen und gewonnenen Schlachten, von gemeinsamem Wuchs aus Sumpf und Gestrüpp. Der Naturton der Geschichte selbst muß gefunden werden, der Wille, der in den Dingen waltet, vor und über aller schreibenden Vernunft.⁷⁸

In der Tat merkt man hier der Naumannschen Arbeit an, daß sie „mit Fleisch und Blut aus dem Kriege entstanden“⁷⁹ ist. Denn auch seine Idee von der Historie ist vielmehr der Stoff, aus dem die kriegerischen Sagen sind, als der Versuch zu erzählen, „wie es wirklich gewesen ist“. Das erklärt sich auch daraus, daß der Krieg – wie bereits aufgezeigt wurde – ein konstituierendes Element Mitteleuropas, ja gewissermaßen sein Katalysator sein soll. Naumanns Verständnis von Geschichte tritt uns als eine bewußte Verklärung entgegen, die in die Vergangenheit jenes projiziert, was er für die Gegenwart als unerläßlich betrachtet: kollektives Bewußtsein und kollektive Identität mit mitteleuropäischer Perspektive.⁸⁰

Aufschlußreich für die Analyse seines Umgangs mit Geschichte ist ein Blick auf die Epochen, die Naumann für die Herleitung einer mitteleuropäischen Identität in Anspruch nimmt. Wenn er es als Aufgabe der Geschichtswissenschaft betrachtet, unter anderem „von gemeinsamem Wuchs aus Sumpf und Gestrüpp“ zu berichten, wie das obige Zitat belegt, so lassen diese bewußt nebulös gehaltenen Andeutungen vermuten, daß er auf die Zeit der Germanenstämme anspielt. Er dichtet ein Bewußtsein für nationale Gemeinsamkeiten in eine Zeit hinein, in der sich das Wissen über die Menschen des Nachbarstammes vielmehr auf die Erwartung der nächsten Auseinandersetzung konzentriert haben dürfte. Man braucht in der Tat nicht davon auszugehen, daß Naumann – als einer der bekannten Intellektuellen seiner Zeit – seine Worte für ‚bare Münze‘ genommen hat. Seine Ausführungen sind allerdings Indiz dafür, wie groß das Bedürfnis nach einer tiefgehenden Verankerung einer neuen politischen Idee und Vision in der eigenen Geschichte war.

Wesentlich konkreter verortet Naumann die Wurzeln Mitteleuropas im Mittelalter. In seiner Darstellung erscheinen die Deutschen bereits in dieser Epoche als Zentrum und ‚Erzieher‘ aller mitteleuropäischen Völker. Denn das ist für Naumann ein Faktum, das er als eine historische Tradition begreift, aus der heraus sich abermals der hegemoniale Anspruch zu Beginn des 20. Jahrhunderts herleitet und rechtfertigt. Bereits im Mittelalter gab es eine „besondere mitteleuropäische Lebens- und Kulturgemeinschaft“, ⁸¹ deren Anziehungskraft vom deutschen Volk und Kaiser ausging:

⁷⁸ Ebenda 529 f.

⁷⁹ Ebenda 766.

⁸⁰ Ebenda 596. Hier äußert Naumann die Hoffnung, daß sich eines Tages der „Typ des mitteleuropäischen Menschen“ herausbildet.

⁸¹ Ebenda 533.

Die Deutschen füllten die Mitte Mitteleuropas, an allen ihren Rändern aber zogen sie benachbarte Völker an sich heran: das heilige römische Reich deutscher Nation. Dieses alte Reich ruckt und stößt jetzt im Weltkrieg unter der Erde, denn es will nach langem Schläfe gern wieder kommen.⁸²

Mit diesem Bild vom alten Reich unter der Erde, das auf seine Rückkehr wartet, reaktiviert Naumann einen altgedienten Mythos, von dem er sicher sein durfte, daß seine Leserschaft mit dem Stoff vertraut war: die Kyffhäuser-Sage. Im Verlauf der Jahrhunderte wandelte sich – je nach Bedarf – die konkrete politische Einvernahme des Mythos vom schlafenden Kaiser. Insbesondere nach den Befreiungskriegen zu Beginn des 19. Jahrhunderts stand Barbarossa Pate für die deutschen Einheitssehnsüchte. Der Mythos wurde auch in der Folgezeit – wie Jürgen Lotz schreibt – „zum Quell vaterländischer Emotionen.“⁸³

Für das kollektive Bewußtsein – die kollektive Erinnerung – war damit die Kontinuität zum alten Reich hergestellt, und man konnte sich – nach Wolfgang Hardtwig – „einrichten in etwas Gewohntem, wenn auch Verändertem“.⁸⁴ Die Tatsache, daß Naumann abermals auf den Barbarossa-Mythos zurückgreift, ist ein Beleg dafür, daß dieser sich zuvor als integrativ und somit wirkungsmächtig erwiesen hatte und eine Anknüpfung an diese Mythentradition Erfolg versprach. Die Parallele zum Heiligen Römischen Reich deutscher Nation gibt Naumanns föderativem Konzept eine „scheinhistorische Tiefendimension“.⁸⁵

Aber gerade durch die Verschiedenheit der Beanspruchung und durch die mehrfache Wiederbelebung des Mythos in Epochen mit unterschiedlichen politischen Wert- und Zielvorstellungen tritt sein Inhalt in den Hintergrund; entscheidend ist, daß der Rekurs auf bereits etablierte Mythen eine gewisse Vertrautheit und Nähe zu dem erzeugt, was in diesem Sinne als eigene Geschichte und Zukunft angeboten wird.⁸⁶ Es zeichnet sich ab, daß historisches Selbstverständnis und modernes politisches Denken ineinandergreifen und das eine immer zugleich auch das andere ist.⁸⁷

Daneben aber ist die Reaktivierung dieses ausschließlich deutschen Mythos Ausdruck für die deutsche Dominanz im zu schaffenden mitteleuropäischen Staatenbund. Seine integrative Kraft muß auf die kleineren Nationen und Völker Mitteleuropas ohne Wirkung bleiben. Eine Geschichtlichkeit auf der Basis integrierender Mythen, die alle mitteleuropäischen Völker einschließt, gibt es nicht. Vor allem die slawischen Nationen gehen aus der Naumannschen Darstellung nahezu ohne jegliche Geschichtlichkeit hervor. Sie scheinen geradezu geschichtslos.

⁸² Ebenda.

⁸³ Lotz, Jürgen: Wie ein Mythos Geschichte verdrängt. Friedrich Barbarossa als Herrscher und Reichssymbol. *Damals* 11 (1990) 959–997, hier 972. – Vgl. auch Timm, Albrecht: Der Kyffhäuser im deutschen Geschichtsbild. Göttingen o. J. (Historisch-politische Hefte der Ranke-Gesellschaft, Heft 3). – Friz, Diana M.: Wo Barbarossa schläft – der Kyffhäuser. Der Traum vom Deutschen Reich. Weinheim 1991.

⁸⁴ Ebenda 50.

⁸⁵ Brandt: Von Bruck zu Naumann 317.

⁸⁶ Zu diesem Phänomen Wülfing, Wulf (u.a.): Historische Mythologie der Deutschen: 1798–1918. München 1991, 6 f.

⁸⁷ Ebenda 43.

Exemplarisch konnte gezeigt werden, daß Geschichte ein essentieller Bestandteil des Eigenbildes ist. Sie erlaubt gewissermaßen die Verankerung der momentanen nationalen Befindlichkeiten und Bedürfnisse in der Vergangenheit, da die Möglichkeiten, Geschichte wahrzunehmen, sehr variabel sind. Dies geschieht, indem selektiv Epochen, einzelne Ereignisse oder auch nur einzelne historische Persönlichkeiten herausgegriffen werden, die gewissermaßen als ‚triviales‘ Allgemeingut angesehen werden können. In diese werden schließlich alle politischen Bestrebungen und Forderung der Gegenwart projiziert. Der Brückenschlag gelingt zumeist, da die Vergangenheit in ähnlicher Weise emotionalisiert wird wie die Gegenwart und beide somit als ein Kontinuum mit ein und demselben Ziel erscheinen: Deutsches bzw. mitteleuropäisches Gemeinschaftsgefühl war in Naumanns Darstellung kennzeichnend für die Zeit der Germanen, des Mittelalters, des 19. Jahrhunderts und des Ersten Weltkrieges; es war ein epochenübergreifendes Gefühl, das teleologisch auf die Schaffung Mitteleuropas ausgerichtet war.

Das Pathos, das der gelernte Pastor in seine Ausführungen hineinträgt, findet seinen zitierenswerten Höhepunkt in einem Appell an die Geschichte und die Historiker, der die sprachlichen Züge eines Gebets an den Allmächtigen hat:

Geschichte der Vergangenheit, du wunderbares Chaos, du Menge der Gestalten, wir bitten dich, uns freundlich zu helfen! Wenn du willst, so kannst du alles zerstören! Wenn du willst, so kannst du alles erleichtern! Tretet hinzu ihr kundigen Sachwalter der Historie, ihr Deuter der werdenden Geschichte der Völker, öffnet eure Sinne dem oft verborgenen Suchen nach dem Werden Mitteleuropas! Ihr sollt nichts verdecken und verschleiern, was gewesen ist, aber ihr sollt herausheben, was man dann erst sieht, wenn man Mitteleuropa zu denken und zu suchen beginnt! Heute sind die Ohren offen für euer Wort! Die Nationen der Mitte des Erdteils wollen wissen, was aus ihnen werden soll, alle Nationen zwischen Ost und West. Sprecht und wir wollen hören!⁸⁸

Hat Naumann schon den Germanen eine mitteleuropäische Ahnung eingehaucht, so läßt auch Masaryk die tschechoslowakische Nation nur wenige Jahrhunderte später in Erscheinung treten:

Die tschechoslowakische Nation hat gleich in ihren Anfängen gegen Deutschland und Österreich eine bedeutende Kraftentfaltung gezeigt; der erste tschechische Staat (Samo im 7. Jahrh.) erstreckte sich gegen den Süden bis zum slowenischen Territorium, und das Großmährische Reich reichte im Süden auch bis zu den Jugoslawen. Später hatte der tschechische Staat, wie bereits erwähnt, sogar Zeiten eines gewissen Imperialismus. Böhmen hat sich mit Österreich und Ungarn erst 1526 zu einer Personalunion vereinigt; vom 7. bis 16. Jahrhundert, somit durch ein ganzes Jahrtausend, hat es einen selbständigen Staat gebildet.⁸⁹

Indem Masaryk die Entstehung der tschechoslowakischen Nation in direkte Verbindung mit der Abwehr des deutschen und österreichischen Andrangs stellt und die Kraftentfaltung auf diese Gegnerschaft zurückführt, entsteht der Eindruck, als hätte sich diese Nation als erklärtes Bollwerk gegen die Deutschen gegründet. Auffällig ist in diesem Zusammenhang auch der Umgang mit den Bezeichnungen „tschechoslowakische Nation“, „Deutschland“ und „Österreich“. Es sind dies die Ländernamen, welche in der gegenwärtigen Kriegssituation die von Masaryk forcierte Diskussion

⁸⁸ Naumann: Mitteleuropa 550 f.

⁸⁹ Masaryk: Das neue Europa 91.

bestimmen: Der tschechoslowakische Nationalstaat ist das Ziel vor allem der tschechischen Nationalbewegung, das gegen Deutschland und Österreich durchgesetzt werden muß. Indem Masaryk diese Konstellation anhand der Begriffe auf das 7. Jahrhundert überträgt, eine Zeit, die mehr als 1200 Jahre zurückliegt, projiziert er zweierlei in diese Zeit: zum einen erweckt er die Vorstellung, als hätte es schon im 7. Jahrhundert das volksübergreifende, kollektive Bewußtsein der Tschechen und Slowaken gegeben, eine nationale Gemeinschaft zu sein. Die Erwähnung Samos als ersten tschechischen Staat hat eine ähnliche Wirkung, die sich allerdings auf das tschechische Volk beschränkt.⁹⁰ Zum anderen macht er sich durch die Verwendung dieser Staats- und Nationsbezeichnungen Emotionen zu Nutze, die besonders in der gegenwärtigen Kriegs- und Kampfsituation hervortreten und überträgt sie auf eine frühere Epoche. Es entsteht der Eindruck einer über Jahrhunderte währenden, kontinuierlichen Gegnerschaft, die nun – im Ersten Weltkrieg – endlich einer Entscheidung zugeführt werden kann und muß.

Die Projektion eines kollektiven und vor allem klassentranszendenten Nationalbewußtseins in die Geschichte, wie es sich erst Mitte des 19. Jahrhunderts herausgebildet hat, wird auch in folgenden Äußerungen über die 1526 vollzogene Personalunion Böhmens mit Österreich deutlich:

Das tschechische Volk hat sich im Jahre 1526 die Habsburger zu Königen gewählt, das tschechische Volk hat volles Recht darauf, die Habsburger weiterhin nicht anzuerkennen, weil sie der Nation die Treue gebrochen haben;⁹¹

und:

Mit demselben Rechte, mit dem die Habsburger zu böhmischen Königen gewählt worden waren, hören sie auf, böhmische Könige zu sein – das Volk hat sie berufen, das Volk entläßt sie jetzt.⁹²

Für das nationale Bewußtsein der Tschechen ist das Jahr 1526 von besonderer Bedeutung, denn von diesem Zeitpunkt an bis zum Ende des Ersten Weltkrieges befand sich Böhmen unter habsburgischer Herrschaft. In seiner Darstellung geht Masaryk mit einem großzügigen Federstrich über dieses Ereignis hinweg, als sei die Herrschaftsübernahme der Habsburger ein durch das gesamte tschechische Volk demokratisch legitimierter Akt gewesen. Doch es geht nicht darum, die Aussagen Masaryks auf ihren Wahrheitsgehalt hin zu untersuchen. Vielmehr kommt es darauf an, die Methoden und Mechanismen der Völkerkonstituierung anhand der ideologischen Wahrnehmung von Geschichte aufzuzeigen. Und im Masarykschen Rekurs auf das Jahr 1526 manifestiert sich, wie bewußt einer gegenwärtigen demokratischen Grundhaltung ein historisches Fundament und eine weit zurückreichende Kontinuität verliehen werden – letztlich, weil es ein Erfordernis zu sein scheint, ihre

⁹⁰ Graus, František: *Nationenbildung der Westslawen im Mittelalter*. Sigmaringen 1980, 17. (Nationes. Historische und philologische Untersuchungen zur Entstehung der europäischen Nationen im Mittelalter Bd. 3). Graus sieht erst das 9./10. Jahrhundert als jene Epoche an, in der die ersten Staaten oder staatenähnlichen Gebilde auf westslawischem Gebiet entstanden sind, „die eine gewisse Kontinuität bewahrt haben“. Daher könne in diesem Zusammenhang nicht das sogenannte Reich des Samo angeführt werden.

⁹¹ Masaryk: *Das neue Europa* 94.

⁹² Ebenda 98.

Glaubhaftigkeit in der Gegenwart zu bekräftigen. Eine genuin national-demokratische Gesinnung, der Beweis für eine lange historische Existenz und ein Gründungsmythos von der erklärten Gegnerschaft zum Deutschtum, auf der Masaryks Argumentation für ein unabhängiges Böhmen beruhen, sollten sich im Bewußtsein der Alliierten niederschlagen. In ihrer Hand lag nach dem Krieg die staatliche Zukunft der tschechischen Nation.

Masaryk verankert diese Pfeiler einer tschechischen bzw. tschechoslowakischen Nationalität sowie ihren Konflikt mit Deutschland und Österreich zumeist in der Epoche der Reformation und der Gegenreformation. In seinen Ausführungen dominieren die Attribute „mittelalterlich“, „theokratisch“ und „jesuitisch“ für die Mittelmächte Deutschland und Österreich, während „Reformation“ und Inauguration der „neue[n] Zeit“ das nationale Eigenbild Masaryks kennzeichnen:

Kulturell haben sich die Tschechen durch ihre Reformation ausgezeichnet; sie haben sich die ersten in Europa, als Volk, gegen die mittelalterliche Theokratie, die sich auf das deutsch-römische Reich stützte, erhoben. Aus der Prager Universität, der ersten Universität in Mitteleuropa, ist Johannes Hus hervorgegangen, der durch seinen Märtyrertod die ganze Nation zum Widerstand gegen die mittelalterliche Theokratie Roms entflammt hat: mit Hus hat derart das tschechische Volk die neue Zeit eingeleitet. [...] Die tschechische Nationalkirche, die Brüder Union, bedeutete nach übereinstimmendem Urteil der Geschichtsschreiber den Versuch, das reinste Christentum zu verwirklichen.⁹³

Der Reformation kommt für den Nachweis einer frühen historischen Existenz der tschechischen Nation eine große Bedeutung zu. Zwar steht Jan Hus im Vordergrund dieser Darstellung, jedoch primär als eine Art Sprachrohr der Tschechen, denn sie „als Volk“ waren es, welche sich durch „ihre“ Reformation kulturell ausgezeichnet haben. Nicht Hus als Einzelperson hat die „neue Zeit eingeleitet“, sondern das „tschechische Volk“ *durch* Hus,⁹⁴ wie Masaryk in seinen Ausführungen evoziert. Es zeigt sich hier derselbe national vereinnahmende Rückgriff auf geschichtliche Ereignisse und Epochen zur Konstruktion eines ständeübergreifenden national-kollektiven Bewußtseins und Willens *ex post*, wie in der Darstellung des „ersten tschechischen Staates“ Samo im 7. Jahrhundert und der Königswahl im Jahre 1526. Zu beobachten ist hier dieselbe funktionalisierende Wahrnehmung von Geschichte, wie sie für Naumann hinsichtlich seiner Konstruktion einer historisch frühen national-deutschen und mitteleuropäischen Identität nachgewiesen werden konnte.

Die darüber noch hinausgehende besondere emotionale Wirkungsmacht der Masarykschen Ausführungen erklärt sich daraus, daß Vergangenheit und Gegenwart im Bewußtsein des Lesers nicht mehr trennscharf zu unterscheiden sind. Das hat seine Ursache darin, daß Masaryk zur Beschreibung der fremden und der eigenen Nation immer wieder auf die gleichen Reizwörter und Gesinnungsmerkmale zurückgreift und zwar unabhängig davon, ob er auf historische Ereignisse und Epochen rekurriert oder die gegenwärtigen Verhältnisse im Krieg schildert. So waren Deutschland und Österreich „antidemokratisch“, „antinationale“, „klerikal“, „mittelalterlich“,

⁹³ Ebenda 100.

⁹⁴ Zu Masaryks Rezeption von Jan Hus u.a. Schmidt-Hartmann, Eva: Thomas G. Masaryk's Realism. Origins of a Czech Political Concept München 1984, 121–125 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 52).

„theokratisch“ und auch „jesuitisch“ zu Zeiten des Konstanzer Konzils, als Jan Hus wider die Zusicherungen Sigismunds 1415 hingerichtet worden war, sowie zu Zeiten der Gegenreformation, und sie zeichnen sich durch die gleiche Gesinnungen auch in der gegenwärtigen Situation des Ersten Weltkrieges aus. Indem über die Begrifflichkeiten Vergangenheit und Gegenwart ihre Konturen verlieren und ineinander fließen, erlangen diese Völkerbilder ihre dauerhafte Gültigkeit. Insbesondere der Vorwurf des „Jesuitismus“ ist auf eine derartige Wirkung ausgelegt:

Preußen-Deutschland hat Österreich absorbiert, hat aber dabei auch eine ordentliche Portion Österreichertums mitgeschluckt und jetzt absorbiert und schluckt es auch schon den Mohammedanismus. Preußen hat die Reformation verraten; Preußen ist weltlicher Jesuitismus – in seinem Bestreben, die mittelalterliche Theokratie, koste es, was es wolle, zu erhalten, bedient es sich derselben Methoden wie die Societas Jesu.⁹⁵

Hier offenbart sich, wie Vergangenheit und Gegenwart miteinander verschmelzen: Preußen als protestantisch geprägter Staat war solange kein erklärter Feind insbesondere der Tschechen, bis es im Ersten Weltkrieg das Bündnis mit der früheren politischen Macht der Gegenreformation, Österreich-Ungarn, eingegangen war. Indem es das tat, löste es sich, nach Darstellung Masaryks, von den gemeinsamen religiös-demokratischen Idealen der Reformation; Masaryk konstruiert einen ehemaligen religiös-moralischen Konsens zwischen Preußen und Tschechen, der sein Gegenüber im kirchlichen Machtapparat der „Theokratie Roms“ sah. Nun aber wurde Preußen zum Judas an den Vertretern des „reinsten Christentums“.⁹⁶ Hier entfaltet der konnotativ schwer beladene Begriff des „Jesuitismus“ seine Wirkung: Preußen versucht ungeachtet der konfessionellen Gegensätze, seine Machtstellung durch die Verbindung mit dem katholischen Österreich-Ungarn zu halten und sogar auszubauen. Die Verleugnung der Religion zur Erreichung politischer Ziele, die Masaryk hinsichtlich Preußens suggeriert, legt die Parallele zu der dem Jesuitenorden zugeschriebenen Maxime, „der Zweck heiligt die Mittel“ als Ausdruck einer verkommenen und skrupellosen Moral nahe.⁹⁷ Doch nicht nur das. Die weltliche Tätigkeit der Jesuiten als „nationale Sicherheitsberater“⁹⁸ der Habsburger Kaiser, sowie die hierarchisch-militärische Struktur ihres Ordens haben ein Bild von ihnen geprägt, das sich in Masaryks Darstellung problemlos als Schablone zur Zeichnung eines ebenso gearteten „militaristischen“ Preußen eignet. Militärische Struktur, Zielsetzung sowie Tätigkeitsfelder der Jesuiten, insbesondere aber ihre Rolle zur Zeit der Gegenreformation, entfalten im Zusammenhang mit der gegenwärtigen Situation des Krieges ihre neue Wirkungsmacht.

Eine genaue Konnotationsanalyse der Masarykschen Ausführungen läßt drei historische Ebenen erkennen, auf die er rekurriert und innerhalb derer er analog

⁹⁵ Masaryk: Das neue Europa 77.

⁹⁶ Ebenda. „Die tschechische Nationalkirche, die Brüderunion“ bedeutete „[...] den Versuch, das reinste Christentum zu verwirklichen.“

⁹⁷ Dazu Ebner, Albert: Der Jesuitenorden. Zürich - Einsiedeln - Köln 1982, 73–75; sowie Fischer, Heinz-Joachim: Der heilige Kampf. Geschichte und Gegenwart der Jesuiten. München 1987, 154–166.

⁹⁸ Ebenda 119.

seine Polarisierung zwischen ‚gut‘ und ‚böse‘ vornimmt: es ist zum einen die biblische Erzählung des Verrats Jesu an den römischen Machtapparat durch Judas; zum anderen der Verrat Hussens und seiner religiösen Grundsätze durch Sigismund; und schließlich die Zertrümmerung der tschechischen Nation als Vertreterin der „neue[n] Zeit“⁹⁹ „durch die geeinigte Macht von ganz Europa“¹⁰⁰ im Dreißigjährigen Krieg.

All diese historischen Ereignisse beruhen auf einer Auseinandersetzung zwischen dem Recht und der Macht, zwischen Moral und Unmoral, Sittlichkeit und Unsittlichkeit. Und es ist diese Bedeutung der Auseinandersetzungen, welche Masaryk stereotyp und konnotativ in den gegenwärtigen Konflikt des Ersten Weltkrieges und somit in sein Eigen- und Fremdbild hineinträgt.

In einem letzten Beispiel zeigt sich schließlich die gänzliche Herauslösung eines historisch geprägten Begriffs aus seinem Kontext und seine Anwendung auf die Gegenwart:

Die Deutschen haben sich, ebenso wie die mongolischen Magyaren, gegen die Slaven mit dem Erbfeind der Christenheit, der Türkei, versöhnt und vereinigt. In diesem Kriege bilden das vereinte Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei eine einzige Liga gegen Europa, eine antinationale, undemokratische, dynastische, eroberungssüchtige Liga.¹⁰¹

Die wiederholte Bezeichnung des Kriegsbündnisses zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und der Türkei als „Liga“ stellt einen direkten begrifflichen Bezug zum gegenreformatorischen Konflikt her. Der Sieg der katholischen Liga in der Schlacht am Weißen Berg wurde zum Trauma der protestantischen böhmischen Stände. Der begriffliche Rekurs auf dieses historische Ereignis zur Beschreibung der gegenwärtigen Verhältnisse geschieht hier ohne direkten kontextualen Bezug zu dieser Epoche selbst und ist daher rein auf konnotative Wirkung ausgelegt, die eine Stigmatisierung der fremden Nationen mit historisch vorgeprägten Inhalten zum Ziel hat. Der gesamte reformatorische und gegenreformatorische Konflikt, dessen historische Wahrnehmung im kollektiven Gedächtnis der daran beteiligten Nationen bereits deutlich determiniert ist, wird über die Sprache in die Gegenwart transportiert. Es entsteht eine direkte emotional geprägte Verbindungslinie zwischen der nationaltschechischen Emanzipationsbewegung des 19. und 20. Jahrhunderts und der böhmischen Reformbewegung des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts.¹⁰²

Die stereotype Festlegung der Völker auf bestimmte Eigenschaften und Prägungen, wie sie sich in beiden Konzeptionen manifestiert, ist geeignet, alte Bedrohungsängste und Überlegenheitsgefühle zu fördern und neue hervorzurufen. Sie dient als Instrument zur Erreichung militärischer und in ihrer Folge auch politischer Ziele in der gegenwärtigen Kriegssituation. Die einzelnen konstitutiven Elemente des Fremdbildes, die sich in ihrer Absolutheit zu einem statischen

⁹⁹ Masaryk: Das neue Europa 43 f.

¹⁰⁰ Ebenda.

¹⁰¹ Ebenda 61.

¹⁰² Dazu auch Kořalka, Jiří: Jan Hus und die Hussiten in den deutsch-tschechischen Beziehungen des 19. Jahrhunderts. GWU 8 (1984) 495–507, hier 503.

Gesamtbild einer ganzen Nation verdichten, wirken darüber hinaus kontrastiv als Projektionsfläche für eine konkrete Ausformung des nationalen Selbstverständnisses. Geschichte erfüllt dabei eine doppelte Funktion: Zum einen dient sie zur Legitimierung der stereotypen Vorstellungen, zum anderen wird mit ihrer Hilfe – verstärkt durch die Instrumentalisierung von Mythen – die Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart geschlagen. Zeit als Maßstab für historische Veränderung wird aufgehoben, die Dimension des jeweiligen nationalen Anspruchs erweitert und festigt sich durch die historischen Bezüge, die Masaryk und Naumann einflechten. Geschichte ist damit in beiden Konzepten zu einem Steinbruch geworden, aus dem jeder Autor sich das herausgeschlagen hat, was er für die zeitgemäße Konstruktion seiner Völkerbilder und die Anerkennung seiner Forderungen brauchte.

Wie sehr das Fortwirken stereotyper Vorstellungen mit ihren Geschichtsklitterungen auch die weitere Entwicklung nach dem Ersten Weltkrieg – also unter völlig neuen politischen Bedingungen – beeinflusste, zeigt die bekannte Äußerung des Präsidenten Masaryk in seiner Botschaft an die Nationalversammlung am 22. Dezember 1918, mit der er den Deutschen im neuen Staat lediglich den Status eines Gastes zubilligt:

[...] das von unseren Deutschen bewohnte Gebiet ist unser Gebiet und bleibt unser Gebiet [...]. Wir haben unseren Staat aufgebaut; damit bestimmt sich die staatsrechtliche Stellung unserer Deutschen, die ursprünglich ins Land kamen als Immigranten und Kolonisten [...].¹⁰³

Der tschechische Historiker Antonín Klímek bewertet diese Äußerung als hart und ungerechtfertigt vor dem Hintergrund der vielen Jahrhunderte, die diese Migration zurückliegt, faßt sie aber dennoch auf als Reaktion auf die pangermanische Überzeugung: wo Deutsche leben, ist Deutschland.¹⁰⁴ Die Wirkung der Masarykschen Worte war jedoch der anstehenden Integrationsaufgabe im neu gegründeten Staat nicht gerade förderlich und erweist beispielhaft, wie stereotype Geschichtsauffassungen Vergangenheit und Gegenwart mit fataler Folge verschmelzen lassen.

Die heutige Bedeutung beider Texte liegt unter anderem darin, daß sie einen Einblick in den europäischen Bewußtseinsstand ihrer Entstehungszeit ermöglichen. Sowohl Naumann als auch Masaryk befassen sich bereits zu Beginn dieses Jahrhunderts mit den Problemen, die auch heute die Diskussion um ein europäisches Zusammenwachsen flankieren. Der Vergleich beider Texte offenbart deutlich das Spannungsverhältnis zwischen „Partnerschaft und Führung“¹⁰⁵ bzw. zwischen dem Postulat der politischen Großraumbildung und der Wahrung nationaler Identität und Selbstbestimmung. Die heutige Europaskepsis auf tschechischer Seite hat zum

¹⁰³ Masaryk, Tomáš G.: *Cesta demokracie* [Wege der Demokratie]. Bd. 1. Praha 1934, 10 u. 20.

¹⁰⁴ Klímek, Antonín: *Boj o hrad* [Der Kampf um die Burg] Bd. 1: *Hrad a pětka. Vnitropolitický vývoj Československa 1918–1926 na půdorysu zápasu o prezidentské nástupnictví* [Die Burg und die Pětka. Die innenpolitische Entwicklung der Tschechoslowakei 1918–1926 vor dem Hintergrund einer Skizze des Kampfes um die Nachfolge im Präsidentenamt]. Praha 1996, 126.

¹⁰⁵ Schieder: Einleitung 399.

Teil ihre Wurzeln in einem Fremdbild, wie es in Masaryks „Nová Evropa“ zutage tritt. Beide Texte können daher auch anregen, diese alten aber aktuellen Schwierigkeiten in der Europadebatte zu überdenken und zu erwägen, wie ein solches Spannungsverhältnis – insbesondere hinsichtlich der EU-Osterweiterung – dauerhaft aufgefangen werden kann.

DIE HALTUNG DER TSCHECHISCHEN UND
POLNISCHEN POLITISCHEN ELITEN
ZUR MITTELEUROPA-KONZEPTION
FRIEDRICH NAUMANN

Von Tadeusz Kopyś

Die Pläne, in Ostmitteleuropa einen Wirtschaftsverband unter deutscher Führung zu gründen, reichen bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurück. Damals bemühten sich der österreichische Ministerpräsident, Felix Fürst zu Schwarzenberg, und sein Handelsminister, Karl Ludwig von Bruck, um die Schaffung eines mitteleuropäischen Zollvereins nach dem Vorbild des seit 1834 bestehenden „Deutschen Zollvereins“. Die Umsetzung scheiterte jedoch am wachsenden Gegensatz zwischen Österreich und Preußen. Erst der Abschluß eines Verteidigungsbündnisses zwischen Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reich schuf 1879 die Voraussetzungen für eine weitere Zusammenarbeit der beiden Mächte in Ostmitteleuropa und auf dem Balkan. Es sollte sich schon bald zeigen, daß die ursprünglich rein militärische Allianz im wachsenden Interesse der Bündnispartner am südosteuropäischen Raum und in der immer deutlicher werdenden Rivalität zwischen Rußland und Österreich auf dem Balkan eine solide Grundlage hatte.¹

Darauf setzte auch der Beitrag des liberalen Politikers und Publizisten Friedrich Naumann zur deutschen Kriegszieldebatte. In seinem Buch „Mitteleuropa“ forderte er die Zusammenfassung des militärischen und wirtschaftlichen Potentials der mitteleuropäischen Völker in einem zentral geführten „Oberstaat“. Über kulturelle Fragen im weitesten Sinne sollten die Völker dagegen autonom entscheiden dürfen, da in diesem Bereich eine Vergemeinschaftung weder notwendig noch sinnvoll sei. Mit Rücksicht auf zukünftige Friedensverhandlungen sowie den Völkerwillen, auf den sich der mitteleuropäische Verband stützen müsse, vermied Naumann Äußerungen zu Umfang und innerer Gliederung der Union. Er ließ damit viel Raum für Diskussionen und Spekulationen unter den Eliten der Völker, die aufgerufen waren, sich am Mitteleuropa-Projekt zu beteiligen.²

¹ Pajewski, Janusz: *Mitteleuropa. Studia z dziejów imperializmu niemieckiego w dobie I wojny światowej* [Mitteleuropa. Studien zur Geschichte des deutschen Imperialismus im Ersten Weltkrieg]. Poznań 1959, 1–6. – Geiss, Imanuel: *Der polnische Grenzstreifen 1914–1918. Ein Beitrag zur deutschen Kriegszielpolitik im Ersten Weltkrieg*. Hamburg 1960 (Diss.) 23–41. – Hartung, Fritz: *Deutsche Geschichte 1871–1919*. Leipzig 1939, 313. – Grossfeld, Leon: *Polityka państw centralnych wobec sprawy polskiej w latach 1914–1918* [Die Politik der Mittelmächte in der polnischen Frage 1914–1918]. Warszawa 1962, 54–60. – Eine ähnliche Thematik berührt die Arbeit von Lemke, Heinz: *Allianz und Rivalität. Die Mittelmächte und Polen im Ersten Weltkrieg (bis zur Februarrevolution)*. München 1977.

² Naumann, Friedrich: *Mitteleuropa*. Berlin 1915.

Es muß jedoch betont werden, daß schon Naumanns reichsdeutsche Zeitgenossen – Publizisten wie Wissenschaftler – eine mitteleuropäische Union für nicht realisierbar hielten. Zwar hätte es für ein solches Bündnis politische und wirtschaftliche Voraussetzungen gegeben, doch fehlten die kulturellen Bindungen zwischen den Völkern Mitteleuropas. Ähnlich wie Österreich-Ungarn hätte eine solche Union ein Vielvölkerstaat sein müssen und keine straff zentralistische Führung, wie die militärischen Kreise des Deutschen Reiches dies wünschten, vertragen. Auch gab es in der deutschen Politik die Befürchtung, daß die Einbeziehung so vieler Völker in die Union keineswegs zur Stärkung, sondern im Gegenteil zur Schwächung, ja Auslöschung der deutschen Hegemonie in diesem Teil Europas führen würde. Trotzdem waren fast alle Publizisten der Meinung, daß Länder wie Litauen, Kurland, Polen oder Belgien zu schwach wären, um selbständige Wirtschaftseinheiten zu bilden, und hielten zumindest eine Zollunion für notwendig.³

Im Deutschen Reich stieß das Mitteleuropa-Projekt auf lebhaftes Interesse. Für die heftigsten Diskussionen sorgte es auch in der Habsburgermonarchie, denn man erkannte dort, daß Deutschland vor allem an den Märkten des Donauraumes interessiert war. Im vorliegenden Beitrag sollen die Reaktionen der politischen Eliten von Tschechen und Polen auf die Pläne zur Schaffung eines mitteleuropäischen Wirtschaftsverbandes analysiert werden. Der Vergleich erscheint lohnenswert, weil das Niveau der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung bei den beiden Völkern unterschiedlich war und sich Polen und Tschechen auch hinsichtlich ihres Anteils am politischen Leben der Monarchie unterschieden. Ihre Eliten reagierten deshalb auch höchst unterschiedlich auf das Naumann-Projekt.⁴

Die Quellengrundlage dieser Untersuchung bilden Publizistik und Memoiren aus den Kriegsjahren und der unmittelbaren Nachkriegszeit. Um sich ein Bild von der öffentlichen Meinung zu machen, wurde teilweise auch die Tagespresse ausgewertet. Die Posener Blätter „Dziennik Poznański“ (Posener Tagblatt) und „Głos Narodu“ (Volksstimme) wurden berücksichtigt, obwohl sich an der staatsrechtlichen Stellung der Provinz Posen auch bei Realisierung des Mitteleuropa-Projektes nichts ändern

³ Brandenburg, Erich: Deutschlands Kriegsziele. Leipzig 1917, 30–31, 70. – Weiterführend: Mecklenburg-Schwerin, Johann Albrecht zu: Deutsche Ziele: Reden bei der ersten öffentlichen Partei-Kundgebung/Deutsche Vaterlandspartei. Berlin 1917, 8–14. – Falkenhayn, Erich von: Die oberste Heeresleitung 1914–1916 in ihren wichtigsten Entschlüssen. Berlin 1920, 189.

⁴ Die Pläne der deutschen Wirtschaft in Polen sind relativ wenig erforscht. In Polen hat sich Janusz Pajewski mit dem Mitteleuropa-Projekt beschäftigt. Pajewski, Janusz: Odbudowa państwa polskiego [Der Wiederaufbau des polnischen Staates]. Warszawa 1978. – Ders.: Mitteleuropa. – Andere Studien beschränken sich auf die Darstellung der deutschen Politik im besetzten Polen. Die mit dem Naumann-Plan verbundenen politischen Erwägungen der Polen selbst werden nicht berührt. Unter den tschechischen Historikern hat sich vor allem Zdeněk Jindra mit dem deutschen Imperialismus beschäftigt, allerdings entspricht seine Interpretation ganz den ideologischen Vorgaben der späten fünfziger Jahre. Jindra, Zdeněk: K otázce pronikání německého imperialismu na jihovýchod v období před rokem 1918 [Zur Frage des Vordringens des deutschen Imperialismus nach Südosten vor dem Jahr 1918]. Praha 1961. – Ders.: Der Plan der deutschen Hegemonie in Mitteleuropa. In: Ders./Křížek, Jurij: Beiträge zur neuesten Geschichte der mitteleuropäischen Völker. Praha 1960, 49–94.

sollte. Dennoch waren die dort lebenden Polen von den Mitteleuropa-Plänen sehr wohl betroffen, was ihre Ansichten für uns interessant macht. Die im österreichischen Galizien favorisierte austropolnische Lösung der polnischen Frage spiegelt sich besonders deutlich in der „Nowa Reforma“ (Neue Reform). Was das politische Spektrum betrifft, so beschränkt sich der vorliegende Beitrag auf jene Gruppierungen, die nach dem Krieg in der Tschechoslowakei und Polen an die Regierung kamen. Sie hatten in der Kriegszeit teilweise emigrieren müssen, so die tschechischen Realisten um Tomáš G. Masaryk und Edvard Beneš. Da Naumann wirtschaftlichen Fragen große Bedeutung beimaß, wurden auch die Positionen führender tschechischer Wirtschaftsvertreter und polnischer Nationalökonomten berücksichtigt. Neben dem politischen Ziel der staatlichen Unabhängigkeit hatten tschechische und polnische Politiker stets auch den wirtschaftlichen Vorteil ihrer Völker im Blick.

Die tschechische Sicht auf das Mitteleuropa-Projekt

Die tschechische Nationalbewegung war entschieden gegen die Mitteleuropa-Idee. Sie hielt die Konzeption Friedrich Naumanns für ein Ergebnis der deutschen Großmachtpolitik, deren Ziel in der Erringung der ökonomischen Vorherrschaft – erst in der Mitte Europas, dann auf dem ganzen Kontinent – lag. Im Rahmen des Habsburgerreiches stand die böhmische Wirtschaft konkurrenzlos da. In Mitteleuropa konnte nur die reichsdeutsche Industrie mit ihr konkurrieren. Innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie aber war Böhmen die mit Abstand am höchsten entwickelte Provinz. Entsprechend der von František Palacký im 19. Jahrhundert vorgezeichneten politischen Linie waren die Tschechen bestrebt, die Einheit und Unabhängigkeit Österreich-Ungarns zu bewahren, und stellten sich gegen ein wirtschaftliches Zusammengehen mit Deutschland. In den ersten beiden Kriegsjahren blieben die tschechischen Politiker ihrer Linie treu, gemeinsam mit den anderen Völkern verteidigten die Tschechen die Monarchie. Bis Mai 1916 gewährten tschechische Banken der Regierung in Wien vier Kriegsanleihen. Die Zusicherungen der deutschen Behörden für eine friedliche und freie Entwicklung der Völker Mitteleuropas ließen die tschechische öffentliche Meinung jedoch nicht unbeeindruckt und zeitigten auch im Bereich der Wirtschaft Spuren.

Die Presse betonte immer wieder, die Rettung des Staates sei die wichtigste Aufgabe seiner Bürger, und verortete die Stärke einer Gesellschaft in der wirtschaftlichen Stärke ihres Staates. Mit Hinweis auf die österreichische Hymne, derzufolge Österreich niemals untergehen werde, stellte ein Kommentator der Brünnener „Lidové noviny“ (Volkszeitung) fest, daß es notwendig sei, den Staat zu verteidigen, in dem das tschechische Volk Schutz gefunden habe und in der letzten Zeit unerhört aufgeblüht sei.

Unsere wirtschaftliche Stärke ist von unseren Gegnern zu Beginn des Krieges geringgeschätzt worden, und wir selbst waren uns ihrer nicht bewußt [...]. Den Endsieg können wir nur mit dieser Waffe erringen, die uns der Feind aufgezwungen hat. Er wollte uns wirtschaftlich vernichten, er wollte uns aushungern. Dagegen müssen wir uns mit unserer wirtschaftlichen Stärke wehren.⁵

⁵ Čtvrtá hospodářská bitva [Die vierte Schlacht der Wirtschaft]. Lidové noviny vom 17.4.

Je länger der Krieg dauerte, desto erstrebenswerter erschien den Tschechen der Status eines neutralen Staates. Das Beispiel Dänemarks, Schwedens und zunächst auch Rumäniens bestätigte diesen Eindruck. Den kleinen Völkern Mitteleuropas würde nichts anderes übrigbleiben, als die Schaffung eines neutralen Staates bei möglichst geringer Abhängigkeit von Deutschland zu erreichen.

Im Falle ihres Sieges wird Mitteleuropa die erste Forderung der Mittelmächte sein. [...] Kein Zolltarif der Welt wird daran etwas ändern, und deshalb müssen wir uns dagegen wehren, notfalls mit Gewalt.⁶

Der Führer der Jungtschechen, Karel Kramář, hatte noch wenige Wochen vor Ausbruch des Krieges einen Plan nach Rußland geschickt, der die Bildung eines panslawischen Staates als Gegengewicht zum kaiserlichen Deutschland vorsah. Die Bildung eines selbständigen tschechischen Staates kam wegen des Expansionsdranges der deutschen Industrie auch in den kühnsten Gedankenspielen nicht vor. Kramář war überzeugt, daß ein „deutscher Friede“ unter allen Völkern Mitteleuropas nur den Ungarn von Nutzen sein würde, denn er hätte es diesen ermöglicht, die Hegemonie in ihrer Reichshälfte aufrechtzuerhalten. Die Jungtschechen waren jedoch davon überzeugt, daß die böhmischen Länder eine entscheidende Rolle im österreichisch-ungarischen Staatsgefüge spielen mußten.⁷

Wesentlich für die Einschätzung der Lage in den Kriegsjahren waren Konzepte, die in den Jahren 1905 bis 1914 Eingang in die tschechische Politik gefunden hatten. Danach galt der Weltkrieg als Konflikt zwischen Slawen und Germanen. Die Verhinderung des Mitteleuropa-Planes wurde dementsprechend zum höchsten Ziel tschechischer Politik, denn hinter einer Fassade von Gleichberechtigung und Wirtschaftsliberalismus verbarg sich die Instrumentalisierung der Völker Mitteleuropas für die Bedürfnisse des deutschen Großkapitals. Die Umsetzung dieses Plans hätte auf lange Sicht eine Unterwerfung der slawischen Völker unter die deutsch-ungarische Hegemonie zur Folge gehabt. Deshalb knüpften tschechische Politiker Kontakte zu Politikern anderer slawischer Völker und bemühten sich darum, eine Zusammenarbeit zur Zerschlagung der Habsburgermonarchie sowie auch des Königreiches Ungarn in die Wege zu leiten. Sie verständigten sich mit polnischen Politikern, doch zeigten sich Differenzen im Verhältnis zu Rußland. Władysław Studnicki kritisierte die tschechische *raison d'être* und stellte sie in Opposition zu den polnischen Forderungen. In der tschechischen Zeitschrift „Samostatnost“ (Selbständigkeit) rief er die Tschechen zur Teilnahme am Mitteleuropa-Projekt auf und erklärte, daß er in jedem, der sich zum Freund Rußlands mache, einen Gegner sehe.⁸

1916. – Povinnost občanů rakouských [Die Pflicht österreichischer Staatsbürger]. Lidové noviny vom 13.5.1916.

⁶ Lidové noviny vom 17.6.1916. – Wojna a mniejsze państwa [Der Krieg und die kleineren Staaten]. Czas vom 29.1.1916.

⁷ Herman, Karel/Sládek, Zdeněk: Slovanská politika Karla Kramáře [Die Slawenpolitik von Karel Kramář]. Rozpravy Československé akademie věd 81 (1971) Heft 2, 51.

⁸ Studnicki, Władysław: Szkice polityczne z zakresu polityki międzynarodowej [Politische Essays zur internationalen Politik]. Warszawa 1917, 109. – Beneš, Edvard: Úvahy o slovanství [Gedanken über die Slawen]. London 1947, 146–150. – Stambolski, E.:

Zu den deutschen Kriegszielen gehörte die politische Unterordnung und wirtschaftliche Ausbeutung des Nahen Ostens. Deutschland besaß in Afrika Kolonien, die nur von relativ geringem Wert waren, und trachtete deshalb danach, im Osmanischen Reich und auf dem Balkan eine hegemoniale Position zu erringen. Damit verbunden war die Tatsache, daß das Recht auf staatliche Eigenständigkeit keinem der Völker Mitteleuropas zugestanden wurde. Die tschechischen Realisten hielten die Zerstörung Österreich-Ungarns für eine historische Notwendigkeit. Allerdings nahmen sie die Zerschlagung zuerst des ungarischen Staates und dann der gesamten Monarchie erst während der Emigration im Westen in ihren Forderungskatalog auf. Diese Art Politik war bezeichnend für die Vertreter der kleinen Völker, die sich wirtschaftlich schnell entwickelten und die Einführung neuer Zollschränken nicht fürchteten – wohl aber die politischen Ambitionen mächtiger Nachbarn.⁹

Die tschechischen Politiker hatten erheblichen Anteil an der Zeichnung eines negativen Bildes der Naumann-Konzeption im Westen. Sie stellten sich entschieden gegen die Versuche der Westmächte, Österreich-Ungarn zum Ausscheiden aus dem Krieg zu bewegen und ihm in einem Separatfrieden Preußisch-Schlesien zu überlassen. Masaryk wandte sich scharf gegen einen solchen Plan und behauptete, dieser trage nicht zur Lösung der wesentlichen Fragen in Mitteleuropa bei und überlasse die Tschechen sogar in den Ländern der Wenzelskrone schutzlos der Übermacht der deutschen Wirtschaft. Die deutsche Gefahr schien um so größer, als die Tschechen anders als beispielsweise die Südslawen außerhalb Österreich-Ungarns über keine politische Unterstützung verfügten.¹⁰

Der Raum zwischen dem Finnischen Meerbusen und dem Ägäischen Meer wurde oft als „Gefahrenzone für Europa“ bezeichnet. Dieser Streifen kleiner Völker hätte, deutscher Vorherrschaft überlassen, den Grund für einen neuen Krieg geliefert. Die tschechischen Politiker in der Emigration hielten die Zerschlagung der großen Reiche und die Bildung kleinerer Nationalstaaten für unbedingt notwendig, denn andernfalls hätte Deutschland nicht nur die gesamte Region beherrscht, sondern wäre auch Rußland gefährlich nahe gekommen. Nach Ansicht Masaryks und Beneš konnte dem deutschen Expansionsstreben nur durch eine Stärkung der Völker Mitteleuropas und eine Demokratisierung Rußlands Einhalt geboten werden.¹¹

Sprawa polska na tle wojny europejskiej [Die polnische Frage vor dem Hintergrund des europäischen Krieges]. Moskva 1917, 15–20.

⁹ Belgien und Serbien standen damals als Beispiele einer solchen Politik jedermann vor Augen. Vgl.: Kann, Robert Adolf: *The multinational Empire: Nationalism and national reform in the Habsburg monarchy 1848–1918*. New York 1950, 250–254. – Die zugesicherte Gleichberechtigung der Völker im neuen Mitteleuropa wurde vom gleichzeitig postulierten Vorrang deutscher Industrie und deutscher Sprache konterkariert. Das blieb natürlich nicht unbemerkt. Kopáček, J.: *Sřřední Evropa u T. G. Masaryka a jiných státníků za první světové války* [Mitteleuropa bei T. G. Masaryk und anderen Staatsmännern während des Ersten Weltkrieges]. In: T. G. Masaryk a sřřední Evropa [T. G. Masaryk und Mitteleuropa]. Brno 1994.

¹⁰ Jindra: *Der Plan der deutschen Hegemonie* 67–70.

¹¹ Masaryk, Tomáš Garrigue: *Das Problem der kleinen Völker in der europäischen Krisis*. Praha 1922, 17–19. – Ders.: *Das neue Europa. Der slavische Standpunkt*. Berlin 1922. – Taylor, Alan John: *The Habsburg Monarchy: 1809–1918. A History of the Austrian Empire and Austria-Hungary*. London 1942, 284–286.

Im Oktober 1916 wurde in London die Zeitschrift „The New Europe“ gegründet, auf deren Seiten die Befreiung Mitteleuropas von der deutschen Vorherrschaft propagiert wurde. Bereits seit Mai 1915 erschien „La Nation Tchèque“. In diesem Blatt wurde im Dezember 1916 (Nummer 19) der Beitrag von Edvard Beneš „L'aspect économique de l'Europe Centrale pangermaniste“ veröffentlicht, in dem das Mitteleuropa-Projekt einer grundlegenden Kritik unterzogen wurde. Beneš propagierte auch die nationale Einheit von Tschechen und Slowaken. Am 11. Januar 1917 brachte „The New Europe“ eine Karte des von den Mittelmächten kontrollierten Raumes, dazu die Angabe der Bevölkerungszahl (187 Millionen) und die Unterschrift: „Dafür würde Deutschland schon heute Frieden schließen.“¹²

Naumann unternahm mehrere Reisen nach Böhmen, um Anhänger für seinen Mitteleuropa-Plan zu werben, konnte aber lediglich den Sozialdemokraten Bohumil Šmeral und den konservativen Historiker Jaroslav Goll für sich interessieren. Da seine Verhandlungen in Böhmen scheiterten, bemühte sich Naumann bei den ungarischen politischen Eliten um Unterstützung. Im Laufe der Gespräche distanzieren sich die Ungarn aber vom Vorschlag einer Wirtschaftsunion mit Deutschland. Von da an wurde die Habsburgermonarchie und hier insbesondere Ungarn zum Zentrum des Engagements für die Einheit Mitteleuropas.

In Deutschland meldeten sich immer mehr Zweifel an der Zukunft des Mitteleuropa-Projektes. Deutschen Publizisten erschienen die postulierten gemeinsamen Interessen der Donauanrainer höchst zweifelhaft, noch zweifelhafter kam ihnen allerdings die These von der kulturellen Verwandtschaft der Völker Mitteleuropas vor. Die Deutschen selbst hielten den Glauben an eine wie auch immer geartete mitteleuropäische Seele für eine gefährliche Utopie. Das stärkste Bindeglied des neuen Mitteleuropa wäre der Glaube geworden, mit der politischen und wirtschaftlichen Einheit würden die Völker einander näher kommen. Die Wirklichkeit war jedoch eine andere:

Magyaren, Polen, Tschechen, Kroaten, Rumänen, Ruthenen, die zusammen bei weitem den größten Teil der Bevölkerung des Donauraumes ausmachen, sind uns Deutschen Menschen völlig fremder Art. [...] Viele von ihnen hassen uns, weil wir ihre Lehrmeister in vielen Zweigen der Kultur gewesen sind. So hassen uns namentlich die Tschechen, die der Ansicht sind, daß wir ihnen mit Unrecht einen Teil des Bodens, der ihnen gebühre, entrissen und sie jahrhundertlang an der freien Entwicklung ihrer Nationalität verhindert hätten. Auch die Polen lieben uns nicht, namentlich der polnische Adel, weil wir sein Eldorado, das alte Polenreich, haben zerstören helfen. Die Magyaren haben lange unter der Herrschaft der österreichischen Deutschen schwer gelitten; nachdem sie ihre Gleichberechtigung errungen hatten, haben sie sich bemüht, alle erlittenen Unbilden den in ihrer Reichshälfte verbliebenen Deutschen nach Kräften heimzuzahlen.¹³

Innerhalb der Monarchie verfügten die böhmischen Länder mit ihrer hoch entwickelten Industrie, gesicherten Absatzmärkten und den Überschüssen der unga-

¹² Edvard Beneš hielt im Oktober 1916 eine Reihe von Vorträgen, die er später unter dem bezeichnenden Titel „Détruisez-vous L'Austro-Hongrie“ veröffentlichte. Weiterführend: Seton-Watson, Hugh/Seton-Watson, Christopher: The making of a new Europe. R.W. Seton-Watson and the last years of Austria-Hungary. Seattle 1981, 155–460.

¹³ Brandenburg: Deutschlands Kriegsziele 30.

rischen Landwirtschaft als Hilfsquelle über eine bequeme Stellung. Bei Verwirklichung des Mitteleuropa-Projektes war mit einer wachsenden Rivalität zwischen der böhmischen und der deutschen Wirtschaft zu rechnen. Die ungehinderte Einfuhr deutscher Industriewaren hätte die Entwicklung der Industrie in Böhmen und Mähren hemmen können. Besonders beunruhigend waren in diesem Zusammenhang die Unterschiede bei den Produktionskosten in Deutschland und Böhmen. Ein Abbau der bislang bestehenden Zollschranken zum Deutschen Reich hätte die böhmische Industrie ernsthaft gefährden können. Der Präsident der Prager Handels- und Gewerbekammer, Němec, erklärte, daß auch die Zusicherung der Gleichberechtigung innerhalb der Wirtschaftsunion die ökonomische Wirklichkeit nicht außer Kraft setzen könne.

Wir können selbst bei Einrichtung von Binnenzöllen nicht einen einheitlichen Außenzoll bilden, weil wir von der ausländischen Produktion abhängig sind und wir anderen Staaten dieselben Vorteile gewähren müssen wie unserer Wirtschaft.¹⁴

Die tschechischen Realisten sahen den Krieg als Kampf zwischen dem dynastisch-militaristischen und dem bürgerlich-demokratischen Lager. Für den Ausbruch des Krieges machten sie das dynastisch-militaristische Lager verantwortlich, weil es sich einer Lösung der südslawischen Frage entsprechend den Wünschen der dortigen Völker widersetzte. Sie behaupteten, die nationale Frage würde im Rahmen des Mitteleuropa-Projektes genauso wie auf dem Balkan unterdrückt werden. Damit solle nur der Zerfall Österreich-Ungarns und der Türkei verhindert werden, denn Deutschland brauche beide Länder, um einen sicheren Zugang nach Nordafrika und in den Nahen Osten zu gewinnen. Die Realisten begriffen den Krieg auch als blutige Lektion, die der Menschheit beweisen sollte, daß der Wiederaufbau Europas auf der Basis unabhängiger Nationalstaaten erfolgen mußte. Naumanns Projekt fand wegen unklarer Formulierungen und der Nichtberücksichtigung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker in den böhmischen Ländern nur wenige Anhänger. Naumann hatte sich auch nicht zu den Perspektiven einer selbständigen Existenz der Tschechen und Slowaken geäußert, was die Politiker in der Emigration zutiefst beunruhigte.

Bei Naumann war die nationale Frage auf eine kulturelle und sprachliche Autonomie reduziert. Die ganze Mitteleuropa-Terminologie sollte nach Ansicht Masaryks nur die traurige Perspektive eines Zusammenschlusses wirtschaftlicher und politischer Interessen und letztlich die Aufgabe der kulturellen Eigenständigkeit der kleinen Völker dieser Region verschleiern. Große Sorgen verbanden sich auch mit den Plänen der Mittelmächte, die von Rußland eroberten polnischen Gebiete unter

¹⁴ Ähnlich äußerten sich auch deutsche Unternehmer aus dem Prager Handelskammerbezirk. O „centralną Europę“ [Über „Zentraleuropa“]. Czas vom 9.2.1916. – Nowa Reforma vom 11.2.1916. – Wereszycki, Henryk: Pod berłem Habsburgów [Unter dem Zepter der Habsburger]. Kraków 1986. – Meyer, Henry Cord: Mitteleuropa in German thought and action 1815–1945. Den Haag 1955, 189–193, 209–210. Meyer weist darauf hin, daß nach der Ablehnung des Mitteleuropa-Planes in Böhmen und Ungarn (also seit 1917) der Schlüssel zum Erfolg des ganzen Projektes nicht mehr an der Donau gelegen habe, sondern in den polnischen Gebieten.

sich aufzuteilen. In diesem Zusammenhang sprachen sich an der Jahreswende 1915/1916 der „Verein zur Ermunterung des Gewerbegeistes“ in Böhmen und die Handelskammern in Prag, Budweis (České Budějovice) und Pilsen (Plzeň) gegen den Naumann-Plan aus. Nach ähnlichen Reaktionen von ungarischer Seite waren sich Politik und Wirtschaft in Böhmen einig, daß das einzige Ziel der Mitteleuropa-Pläne in der Sicherung von Rohstoffen und Absatzmärkten für die deutsche Industrie bestehe.¹⁵

Wie die Führer der böhmischen Stahl- und Chemiekartelle erklärten auch Vertreter der deutschböhmischen Industrie, ein gemeinsames Zollgebiet würde die Entwicklung der Wirtschaft in Böhmen behindern. Eugen Kubinzky, Richard Jahn, Franz Malinsky und Josef Gruber versicherten ebenso wie ungarische Regierungsvertreter, daß die Annahme der Mitteleuropa-Konzeption die Zukunft der böhmischen Industrie ernsthaft gefährdet hätte. In Finanzkreisen fürchtete man, die Tätigkeit deutscher Banken auf dem Territorium der Monarchie werde die Handlungsmöglichkeiten des österreichischen und tschechischen Kapitals einschränken. Zudem hätte die Annahme des Naumann-Konzeptes eine Absage an die nationalen Forderungen der Tschechen bedeutet, die auf eine Stärkung ihrer Position in der österreichisch-ungarischen Monarchie abzielten. Lediglich einige Vertreter der Großindustrie propagierten die Mitteleuropa-Idee, um das Lager der Anhänger eines Zusammenschlusses des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns zu vergrößern.¹⁶

Wenig vertrauenerweckend wirkte zudem die Tatsache, daß das Deutsche Reich als natürliches Vorbild für das neue Mitteleuropa präsentiert wurde. Wegen seines traditionell föderalen Staatsaufbaus sollte Deutschland das Beispiel einer toleranten Regierungsform für multiethnische Regionen abgeben. Allerdings überzeugte das Image des „Völkerbefreiers“, das Naumann dem Reich zuschrieb, wegen der Bestrebungen zur Germanisierung der Polen, Dänen und Elsässer Franzosen nicht. In der Habsburgermonarchie war in Kreisen der äußersten deutschen Rechten zunehmend von der Notwendigkeit eines Anschlusses an das Deutsche Reich die Rede, der den österreichischen Deutschen die führende Position in Cisleithanien sichern und ihre wirtschaftliche Lage verbessern sollte. Für den Fall des Zustandekommens einer engen Union zwischen den Mittelmächten war vorgesehen, der deutschen Sprache den Status eines *primus inter pares* zuzuerkennen. Außerdem sollten die Nationalitätenfragen nach und nach von den wirtschaftlichen und militärischen Angelegen-

¹⁵ Beneš: Úvahy o slovanství 140–160. – Fuchs, Gerhard/Königer, Heinz: Der deutsche Imperialismus und die Tschechoslowakei. In: Deutsch-tschechoslowakische Beziehungen in Vergangenheit und Gegenwart. Hrsg. v. Horst Köpstein. Leipzig 1964, 90–122. (Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Ges.- u. sprachwiss. Reihe. Sonderband 4). – Kovtun, Jiří: Masarykův triumf. Příběh konce velké války [Masaryks Triumph. Eine Geschichte vom Ende des großen Krieges]. Toronto 1987, 194.

¹⁶ Die Prager Národní listy (Nationalzeitung) eröffneten am 22. 7. 1915 eine Kampagne gegen den Marschall des österreichischen Reichsrates, weil dieser die Ansichten Naumanns vertreten hatte. Sprachrohr der Pangermanen war die Zeitschrift „Deutsche Presse“. Irinyi, Károly: Mitteleurópa-tervek és az osztrák-magyar politikai közgondolkodás [Die Mitteleuropa-Pläne und die politische Öffentlichkeit Österreich-Ungarns]. Budapest 1973, 151.

heiten getrennt werden, über die sich Deutschland die Entscheidungshoheit vorbehalten wollte. Das Mitteleuropa-Projekt sollte nach Naumann keineswegs zur Gleichberechtigung aller Völker führen, sondern lediglich deren bessere Behandlung sicherstellen.

Aber auch wenn ein mitteleuropäischer Oberstaat und eine mitteleuropäische Nationalitätenduldung eines Tages da sein sollten, so würde das wiederum keine Souveränität der Kleinvölker bedeuten können. Das ist schmerzlich, aber so will es die Weltgeschichte: politische Kleinbetriebe bedürfen der Anlehnung.¹⁷

Für die Herrschaft über die Völker Mitteleuropas war das befreundete Österreich-Ungarn außerordentlich wichtig. Bereits im Jahre 1900 hatte Naumann erklärt, man müsse die Einheit dieses Staates unbedingt erhalten, selbst um den Preis eines Krieges mit Rußland.

Die polnische Sicht auf das Mitteleuropa-Projekt

Unter den polnischen politischen Eliten waren die Meinungen über das Mitteleuropa-Projekt geteilt. Galizische Politiker verbanden mit Friedrich Naumanns Plänen die Hoffnung auf eine Lösung der polnischen Frage im Sinn der sogenannten austropolnischen Konzeption, d. h. durch Angliederung Kongreßpolens an Österreich-Ungarn. In diese Richtungen gingen vor allem die Überlegungen in der Sozialdemokratie und der Volkspartei. Ihre Vertreter glaubten nicht, daß Rußland oder Deutschland Polen jemals die Unabhängigkeit gewähren würden und sahen deshalb die einzige Chance für einen polnischen Nationalstaat an der Seite Österreichs, das allein eine gewisse Gewähr für die weitere politische und wirtschaftliche Entwicklung des polnischen Volkes zu bieten schien. Diese Politiker wiesen deshalb jeden Gedanken an die Bildung eines polnischen Staates an der Seite Deutschlands – etwa nach dem Delbrück-Plan einer erneuten Inthronisation der Wettiner – zurück. Eine Aufteilung Kongreßpolens unter den Mittelmächten lehnten sie erst recht ab. In der Teilnahme am deutschen Mitteleuropa-Plan sahen galizische Politiker lediglich eine Kooperation mit dem Bündnispartner Österreichs. Hielten sie es also für unvermeidlich, mit Deutschland zusammenzuarbeiten, so erblickten sie doch auch einige positive Aspekte in dieser Partnerschaft, unter anderem die Möglichkeit zu unbeschränkter wirtschaftlicher Expansion nach Osten.

Die Einbeziehung neuer Völker in den mitteleuropäischen Verband würde zu einer Änderung der nationalen Zusammensetzung des Deutschen Reiches führen und es damit toleranter gegenüber anderen Volksgruppen machen. Eine Übernahme der Reichsregierung durch die Sozialdemokratie könnte, so schien es einigen polnischen Politikern in der Emigration, zu einer Demokratisierung der Verhältnisse in Deutschland und damit auch zu einer Verbesserung des deutsch-polnischen Verhältnisses führen. Die polnischen Gebiete könnten nur dann Teil des neuen Mitteleuropa werden, wenn ihnen angemessene Entwicklungsmöglichkeiten geboten würden, und das konnte nur heißen, wenn die Einheit des einstigen Königreiches Polen wiederhergestellt würde.

¹⁷ Naumann: Mitteleuropa 92. – Jindra, Zdeněk: Germany and the Slavs in Central Europe. Praha 1961, 45–46.

Nur mit Österreich können wir sie [die Unabhängigkeit] in größerem oder kleinerem Umfange verwirklichen. [...] Es gibt bei uns einige Phantasten und Wankelmütige, die glauben, daß die Polen in Verbindung mit Deutschland, statt mit der Habsburgermonarchie große Gebiete in Litauen, Weiß- und Kleinrußland erwerben könnten. Die Naivität dieser Meinungen ist offensichtlich.¹⁸

Die austropolnische Konzeption und das Mitteleuropa-Projekt fanden einen Fürsprecher in der Person des Außenministers der österreichisch-ungarischen Monarchie, Graf Gyula Andrassy. Voraussetzung für eine breite Zustimmung zum Mitteleuropa-Plan war seine Annahme durch die Donaumonarchie – zumindest solange sie die Bedingungen noch diktieren konnte. Nachdem sie ein bloßes Werkzeug der deutschen Politik geworden war, galt dies natürlich nicht mehr. Andrassy sah Polen im neuen Mitteleuropa als souveränes Gebilde im Rahmen des mitteleuropäischen Verbandes, was bei einer Ausgliederung Galiziens aus Cisleithanien auch den Ungarn zugute gekommen wäre, da sich das Verhältnis zwischen den Slawen einerseits, Ungarn und Deutschen andererseits zugunsten der letzteren Gruppe verschoben hätte.¹⁹

Daß der Wiener Hof die Lösung der polnischen Frage dann so lange verschleppte, führte bei den Anhängern der austropolnischen Lösung zu erheblicher Verbitterung. Seit der Besetzung Kongreßpolens durch die deutsche Armee war bereits ein Jahr vergangen, ohne daß es zu einer Entscheidung über die Bildung eines Wirtschaftsverbandes oder eine Angliederung Kongreßpolens an die Habsburgermonarchie gekommen wäre. Die Habsburgtreue der Polen, die mit ihrer Politik „den Wiener Thron stets wie Efeu umkränzt und ihm als Legionäre ihr Blut geschenkt hatten“,²⁰ fand keine hinreichende Würdigung, schrieb der Sozialist Ignacy Daszyński in seinen Erinnerungen.

Angesichts des Ausbleibens einer politischen Lösung der polnischen Frage und unter Berücksichtigung der realen Möglichkeiten der polnischen Wirtschaft meldeten sich Zweifel, ob der Kampf der Polen nicht nur einer kommenden wirtschaftlichen Ausbeutung der polnischen Gebiete nach dem Krieg den Boden bereite. Immer deutlicher wurde, daß den Mittelmächten weit mehr an wirtschaftlicher Expansion als an einer Klärung der polnischen Frage im Sinne des Volkes gelegen war. Es war nicht auszuschließen, daß die Kriegsteilnahme der Polen an der Seite der Mittelmächte

[...] an den Ufern der Weichsel, in der Mitte Europas ein völkisches und wirtschaftliches Niemandsland schaffen könnte, und wenn nicht wir, die wir seit altersher seine Herren sind, es ausfüllen, dann füllen es andere aus, stärkere. Umsonst werden die Bemühungen unserer politischen Organisationen sein, umsonst Rokitny, Mołotkowy und Łowczowski²¹ [...] wenn es an Polen fehlt, wenn wir im eigenen Land zu Entrechteten herabsinken [...].²²

warnte der Kommentator von „Głos Narodu“.

¹⁸ Mazur, J.: Niemcy a sprawa polska [Deutschland und die polnische Frage]. Lausanne 1916, 60–64.

¹⁹ Sokolnicki, Michał: Polska w pamiętnikach wielkiej wojny 1914–1918 [Polen in Erinnerungen aus dem großen Krieg 1914–1918]. Warszawa 1925, 427–430. – Głos Narodu vom 11.11.1916.

²⁰ Daszyński, Ignacy: Pamiętniki [Erinnerungen]. Kraków 1926, 241–242.

²¹ Orte, an denen die polnischen Legionen an der Seite der Mittelmächte gegen Rußland gekämpft hatten.

²² Głos Narodu vom 19.12.1915.

Zu den Anhängern des Mitteleuropa-Projektes zählten auch polnische National-ökonomen. Sie verbanden mit dem Konzept keine politischen Hoffnungen und bewerteten es ausschließlich unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten. Besonders interessante Ansichten vertraten Zofia Daszyńska-Golińska und Klaudiusz Agerman, ein galizischer Industrieller, der der Volkspartei nahestand. Agerman sah in einem Beitritt zum Mitteleuropa-Projekt große Entwicklungschancen für die Textilindustrie und die Landwirtschaft in Kongreßpolen. Die Erschließung neuer Märkte in Asien sollte der polnischen Industrie nicht nur neue Absatzmöglichkeiten verschaffen, sondern auch billige Rohstoffquellen. Die bereits in verschiedenen Teilen der Welt existierenden Wirtschaftsverbände dienten ihm als Vorbild. Der mitteleuropäische Verband sollte darüber hinaus der Festigung der Freundschaft zwischen Deutschen, Ungarn und Polen dienen. Polen sollte nach der Vorstellung von Agerman im Rahmen des Verbandes als Zusammenschluß Kongreßpolens und Galiziens wiederentstehen – mit der Perspektive einer Expansion über den Bug hinaus nach Osten. Die Frage der Zuordnung der Provinz Posen ließ er offen. Zur Erschließung der polnischen Ostbezirke wollte Agerman die Arbeitsmigration aus Galizien nach Amerika einschränken. Das neue Mitteleuropa sollte

als politisch und wirtschaftlich starke Festung neben den anderen Weltblöcken stehen. [...] Und die freien Völker sollen in ihm für viele Jahre einen Hort für eine friedliche Entfaltung finden.²³

Zofia Daszyńska-Golińska sah Polen als Vermittler im Handel zwischen Ost und West. Den größten Nutzen aus einer Mitgliedschaft im Mitteleuropa der Zukunft sollte die polnische Landwirtschaft ziehen. Die polnischen Arbeiter sollten Errungenschaften erzielen, über die die deutschen Arbeiter schon seit langem verfügten. Von einer Germanisierung konnte, so glaubte Golińska, keine Rede sein, denn die Konkurrenz mit den Polen um den russischen Markt würde die Deutschen von einer Germanisierung abhalten. Dem Deutschen Reich mußte daran gelegen sein, nicht eine Kolonie, sondern einen wirtschaftlich gleichwertigen Staat als Partner an seiner Seite zu haben. Doch auch in Deutschland selbst sollte diese Verbindung zu politischen Veränderungen führen. Der Einfluß des polnischen Proletariats auf die deutsche Sozialdemokratie würde diese von ihrer bisherigen imperialistischen Haltung, „keinen Fußbreit deutschen Bodens“ aufzugeben, abrücken lassen und sie würde den Nationalitätenproblemen aufgeschlossener gegenüber treten. Daszyńska-Golińska zufolge konnte die Souveränität nur erreicht werden, wenn

[...] wir die Möglichkeit besitzen, selbst über das eigene Schicksal zu entscheiden, wenn wir als Partei angesehen werden, der man die Bedingungen nicht aufzwingt, die vielmehr über die gleichen Rechte verfügt und sich ihre Bedingungen selbst schafft.²⁴

²³ Agerman, Klaudiusz: Ukształtowanie się związku gospodarczego państw centralnych po zakończeniu wojny [Die Ausgestaltung des Wirtschaftsverbandes der Mittelmächte nach der Beendigung des Krieges]. In: *Studia Ekonomiczne*. Kraków 1916, 33–49. – Die Forderung nach Abtrennung der Provinzen Posen und Westpreußen von Preußen wurde hauptsächlich von polnischen Politikern in der Emigration erhoben. Weitergehend: Kowalczyk, Jan Jakob: *Prussian Poland. A stronghold of German militarism*. Kopenhagen 1917, 50–59.

²⁴ Daszyńska-Golińska, Zofia: *Środkowoeuropejski Związek Gospodarczy i Polska*

In diesem Zusammenhang kommt einem Standpunkt, den Golińska bereits im Dezember 1914 auf einer wirtschaftswissenschaftlichen Konferenz in Budapest vorgetragen hatte, wesentliche Bedeutung zu. Damals hatte sie erklärt, das Mitteleuropa-Projekt sei unter der Voraussetzung realistisch, daß alle Mitgliedsstaaten untereinander zwar engere wirtschaftliche Bindungen eingingen, ihre handelspolitische Souveränität aber unangetastet bliebe.²⁵

Die polnischen Politiker waren insgesamt sehr zurückhaltend, was die endgültige Bestimmung ihres Verhältnisses zum Mitteleuropa-Projekt betraf. Sie fürchteten, das ganze Projekt könnte eine vorübergehende Modeerscheinung sein, lanciert von Deutschland, um die Polen im Krieg zu einem Engagement an deutscher Seite zu bewegen. Die Verhandlungen zwischen Österreich und Deutschland in der polnischen Frage, die schon über ein Jahr dauerten, schienen diese These zu bestätigen. Im „Dziennik Poznański“ wurde besorgt geäußert,

[...] die ganze Angelegenheit wird nicht einmal den Deutschen in Österreich größere Vorteile bringen, wenn extrem nationalistische Bestrebungen im Geiste der Alldutschen bei den Verhandlungen über wirtschaftliche Fragen den Ton angeben. Nicht nur die Ungarn und Slawen, sondern auch die anderen nichtdeutschen Völker Österreichs könnten Verdacht schöpfen.²⁶

Mitte Januar 1916 organisierte die „Polnische Vereinigung der Juristen und Nationalökonomien“ eine Diskussion über die wirtschaftliche Lebensfähigkeit des Königreiches Polen. Die interessantesten Thesen hierzu kamen von Hipolit Gliwic, Adolf Wolski und Władysław Żukowski. Sie machten deutlich, daß für die wirtschaftliche Zukunft Polens nicht entscheidend sei, ob es über Märkte im Ausland verfüge, sondern ob dem Land die Möglichkeit gegeben werde, eine eigenständige Wirtschaftspolitik zu verfolgen. An anderer Stelle betonten polnische Politiker, es sei schlecht, wenn die Völker Österreich-Ungarns nach einem Beitritt zur Union ihren Nationalcharakter aufgeben müßten. Sie erwarteten die Bildung eines künstlichen Volkes der Mitteleuropäer, in dem sich der deutsche Automatismus mit dem slawischen Individualismus verbinden würde. Für Befürchtungen sorgte unter den Polen auch die Aussicht auf einen mitteleuropäischen Bundesstaat.

An der Spitze Mitteleuropas müßten sonderbar naive Politiker stehen, wenn sie nicht bemerken sollten, daß die politischen Interessen der Teilnehmer des Bündnisses weit auseinander gehen. [...] Jeder Versuch, diese Unterschiede mit irgendeiner fanatischen Wirtschaftssolidarität zu verwischen, sollte sich besser als politischer Bluff herausstellen, denn als ernsthaftes Vorhaben.²⁷

Die „Nowa Reforma“ bewertete den Naumann-Plan spontan als „Medizin gegen wirtschaftliche Gebrechen jeder Art“. Sie hielt den Plan – vorausgesetzt, daß er aus den Polen „keine Deutschen macht“ – für vorteilhaft.

[Der mitteleuropäische Wirtschaftsverband und Polen]. In: *Studia Ekonomiczne*. 31–32.

²⁵ Weiterführend ebenda 10–30. – *Studnicki*: *Szkice polityczne* 60–63.

²⁶ *Dziennik Poznański* vom 12.3.1916.

²⁷ *Wojna gospodarcza* [Der Wirtschaftskrieg]. *Czas* vom 21.6.1916. – *Europa Środkowa* [Mitteleuropa]. *Czas* vom 20.11.1915.

Ein Pole bleibt ein Pole. [...] Nach dem Krieg muß eine Revision sämtlicher Leitungsmethoden bezüglich der Polen erfolgen und eine bessere Regelung der Verhältnisse innerhalb des Staates gefunden werden.²⁸

Angesichts der Lage, in der sich das polnische Volk an der Jahreswende 1915/1916 befand, erschien es den polnischen Politikern verfrüht, sich offen zu den deutschen Vorschlägen zu äußern. Unter den österreichischen Slawen fand der Plan einer Föderation viele Anhänger. Die Versuche, eine solche Lösung herbeizuführen, reichten bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurück. Der Naumann-Plan war nur akzeptabel, wenn die Mitglieder des mitteleuropäischen Verbandes zugleich unabhängige Staaten blieben. Dann könnten alle Völker Mitteleuropas in größtmöglicher Zufriedenheit und Sicherheit vor den imperialen Ambitionen ihrer Nachbarn leben. Nach Ansicht des „*Dziennik Poznański*“ hätte eine Föderation die nationalen Wünsche selbst ihrer schwächsten Teilnehmer befriedigen können. In der gegebenen politischen Situation, in der

[...] die Polen nicht über die normalen Möglichkeiten verfügen, ihrer Meinung Ausdruck zu verleihen [...] fehlt seitens der Mittelmächte ein klares Bekenntnis zur Zukunft Polens, zu der die Polen selbst sich nicht eindeutig äußern können.²⁹

Unter diesen Umständen setzte der „*Dziennik Poznański*“ auf die Deutschen, denn daß ein Bündnis mit Rußland für eine zukünftige polnische Eigenstaatlichkeit keine Vorteile bringen würde, zumindest das war sicher.

Ein großer Befürworter der Konzeption Friedrich Naumanns war Władysław Studnicki. Vor dem Krieg mit der Nationaldemokratie verbunden, führte er seit 1914 eine Kampagne zur Wiedererlangung der Unabhängigkeit Polens. Nach der Besetzung Warschaus durch die Deutschen unterstützte er als Vertreter der konservativen Kreise den Naumann-Plan. Mehr aus politischen denn aus ökonomischen Erwägungen wollte er die polnischen Gebiete mit Deutschland verbinden, wodurch sowohl eine Bastion gegen den Panslawismus geschaffen als auch ein Ausgreifen Rußlands nach dem Nahen Osten verhindert werden sollte. In der Errichtung eines Wirtschaftsverbandes, den er als Bündnis unabhängiger Staaten in Mitteleuropa ver-

²⁸ Nowa Reforma vom 6.2.1916. Die gleiche Zeitung meldete am 3.2.1916, daß der Prager Handelskammerpräsident Němec sich gegen den Anschluß der böhmischen Länder an das neue Mitteleuropa ausgesprochen habe. Němec verwies zur Begründung auf die größere Nähe der böhmischen Wirtschaft zur ungarischen, die sich beide sehr schön ergänzten, während es mit den Deutschen doch nur Rivalität gebe. Er warnte erneut vor der unkontrollierten Einfuhr deutscher Waren nach Böhmen, die die weitere Entwicklung dort ersticken könnte.

²⁹ *Dziennik Poznański* vom 12.3.1916 und vom 4.1.1916. – An die deutsche Hilfe knüpften polnische Politiker große Hoffnungen. Sie glaubten, eine Möglichkeit zur Expansion nach Litauen und Weißrußland gefunden zu haben und wiesen darauf hin, daß die Polen mit den Völkern im Osten kulturell und ethnisch verwandt seien, aber höher ständen als jene. Durch die Wiedererrichtung des polnischen Staates würde ein Damm gegen den russischen Einfluß geschaffen. Allerdings gab es auch polnische Politiker, die die Unabhängigkeit Polens von deutschem Kapital, deutschen Monopolen und deutschem Kulturtrügertum für wichtiger hielten. Studnicki, Władysław: Die Umgestaltung Mitteleuropas durch den gegenwärtigen Krieg. Warszawa 1915, 28–29. – Sokolnicki: Polska w pamiętnikach 44–46.

stand, sah Studnicki eine Möglichkeit, die kleinen Völker der Region und die Ungarn vor der russischen Gefahr zu retten.

So einigten sich also die politischen Kreise der Polen in den von Deutschland besetzten Gebieten auf das Mitteleuropa-Projekt, wenn dies nun einmal der Preis für die Erlangung der Unabhängigkeit sein sollte. Eine Ausnahme bildete die Nationaldemokratie, deren Führer in der Emigration sich ebenso wie die tschechischen Realisten einer deutschen Hegemonie über die polnischen Gebiete widersetzen. Als besonders beunruhigend empfanden sie die Stärke der deutschen Industrie, weshalb sie zumindest die Beibehaltung der Zollgrenze zwischen Kongreßpolen und Deutschland forderten. Das sollte der durch den Krieg geschwächten polnischen Wirtschaft die Möglichkeit zur Erneuerung und Stärkung vor dem Eintritt in die zu erwartende Konkurrenz mit dem ökonomisch viel stärkeren Nachbarn geben. Angesichts der Gefahr, daß Polen mit deutschen Waren überschwemmt werden könnte, hegte man die schlimmsten Befürchtungen.³⁰

Die Gegner des Mitteleuropa-Projektes betonten den imperialistischen Charakter des deutschen Staates. Sie verwiesen auf die Philosophie, die diesem Staat angeblich zugrunde lag und besagte, daß das Deutsche Reich das Recht und die Pflicht habe, sich den ersten Platz unter den Völkern zu erkämpfen, auch wenn dies der Entwicklung anderer Völker schade. Im Falle einer Eingliederung polnischer Gebiete in das Deutsche Reich, wäre Polen nach Preußen der größte Bundesstaat. Aus diesem Grunde müßten die Polen dann über eine starke Position im Reich verfügen und könnten nicht Gegenstand der Verhandlungen über die politischen und wirtschaftlichen Fragen des neuen Mitteleuropa sein, sondern vielmehr aktiver Verhandlungspartner. So hätte die Errichtung eines polnischen Staates auch im Rahmen des Mitteleuropa-Projektes den Stoff für endlose Konflikte bieten können, denn „jede rein wirtschaftliche Forderung würde als politische behandelt werden, und die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung wäre von der Gunst fremder Interessen abhängig“.³¹

Trotz der negativen Konnotationen, die in den polnischen Gebieten mit den deutschen Kriegszielen verbunden waren, hatte das Mitteleuropa-Projekt und damit der Glaube an eine Zukunft des polnischen Volkes an der Seite des Deutschen Reiches bis zur Unterzeichnung des Friedens von Brest-Litovsk – ja teilweise sogar bis zum Ende des Krieges – durchaus seine Befürworter. Sie waren sich sicher, daß man die polnischen Gebiete nach dem Krieg nicht Rußland überlassen durfte und sehen

³⁰ Studnicki: Die Umgestaltung Mitteleuropas 28–30. – Grossfeld: *Polityka państw centralnych* 54–60.

³¹ Stambolski: *Sprawa polska* 22–25. – *O naszą przyszłość. Rozmowa między trzema Polakami: z Warszawy, Poznania i Krakowa* [Über unsere Zukunft. Ein Gespräch zwischen drei Polen: aus Warschau, Posen und Krakau]. Kraków 1916. – D m o w s k i, Roman: *Polityka polska i odbudowanie państwa* [Die polnische Politik und der Wiederaufbau des Staates]. Warszawa 1988, 258–260. – In einer anonymen Broschüre aus dem besetzten Gebiet wurde ausführlich auf die Gefährdung der politischen und wirtschaftlichen Souveränität Polens hingewiesen. Sie zeigte, daß trotz Zensur vereinzelt auch kritische Stimmen zum Mitteleuropa-Projekt veröffentlicht werden konnten: *Ad. Z, Na przełomie* [Am Wendepunkt]. Piotrków 1916, 76–80.

im Neuaufbau eines polnischen Staates in Anlehnung an das Deutsche Reich zudem eine Möglichkeit, das Aufkommen einer polnischen Irredenta in den von Polen bewohnten preußischen Provinzen zu verhindern. Damit, daß Preußen dem neuen polnischen Staat Teile Posens, Oberschlesiens oder Westpreußens überlassen würde, rechneten sie also nicht. Im Gegenteil: sie bewerteten sogar die Tätigkeit der Kolonisationskommission in den preußischen Ostprovinzen neu und sahen zumindest für einen Teil der preußischen Polen die Möglichkeit, vor dem Druck einer behördlich geförderten deutschen Siedlungsbewegung in die historischen Ostbezirke Polens auszuweichen. Wilhelm Feldman, der in Berlin im Namen des Obersten Nationalkomitees die „Polnischen Blätter“ herausgab, betonte, in wirtschaftlicher Hinsicht sei die Verbindung der polnischen Gebiete mit Rußland auch nicht gerade von Vorteil gewesen. Bis 1914 hatten die Märkte Kongreßpolens schließlich dem Absatz russischer Waren gedient. Der Neuaufbau Polens unter Einbeziehung seiner historischen Ostgebiete würde wegen des niedrigen Entwicklungsstandes des polnischen Ostens vor allem im Bereich der zivilen und militärischen Infrastruktur für neuen Absatz sorgen. Feldman erklärte denn auch die im Falle eines Zusammengehens mit Deutschland so viel beschworene Rivalität mit der deutschen Industrie für ein Hirngespinnst. Er argumentierte, die polnische Industrie werde mit der Erledigung von Regierungsaufträgen und der Hebung des materiellen Niveaus in den Bezirken an der östlichen Grenze, wo sie die deutsche Industrie gar nicht zu Gesicht bekomme, ausreichend beschäftigt sein. Die Abtrennung der polnischen Agrarwirtschaft von den Getreidemärkten Rußlands könne nur als Segen bezeichnet werden.³²

Nach Ansicht der Deutschlandfreunde sprachen auch kulturelle Aspekte für eine Verbindung zwischen Polen und dem Reich. Die Deutschen, so meinten sie, strebten wie die Polen danach, sich von dem Einfluß der Großmächte zu befreien. Die Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges wiesen darauf hin, daß es zu einem Interessenausgleich zwischen den Mittelmächten und ihren Nachbarn kommen mußte. Eine Garantie für die Freiheit der Völker war unumgänglich, nach dem Krieg würde Mitteleuropa auf einer höheren Zivilisationsstufe angelangt sein. Feldman warnte davor, dem polnischen Volk die Verwirklichung seiner nationalen Bestrebungen zu verweigern. Eine Lösung, die den polnischen Forderungen nicht voll entspreche, könnte zur Entstehung russischer Widerstandsnester in den polnischen Gebieten führen.

Die Hoffnungen auf einen Platz für Polen im neuen Mitteleuropa sind nie völlig erloschen, obwohl der Friedensvertrag von Brest-Litovsk den äußersten Versuch darstellte, die Lösung der polnischen Frage auf die ferne Zukunft zu verschieben. So sah es zumindest Adam Napieralski, ein christdemokratischer Politiker aus Oberschlesien und Miteigentümer der Zeitschrift „Katolik“ (Der Katholik). Der Brester Friede befreite die polnischen Politiker von der irrigen Annahme, Deutschland wolle die Nachkriegsordnung im Osten auf Polen gestützt aufbauen. Statt dessen schienen

³² Feldman, Wilhelm: *Sprawa polska w Niemczech. Dwa głosy* [Die polnische Frage in Deutschland. Zwei Stimmen]. Wien 1916, 75–81. Als Beispiel für den positiven Einfluß der deutschen Wirtschaft nennt Feldman Elsaß-Lothringen, das nach dem Anschluß an das Deutsche Reich 1871 enorm aufgeblüht sei.

die Deutschen auf Litauer und Ukrainer zu setzen. Nach Napieralskis Meinung waren diese jedoch nicht geeignet, Deutschland im Osten eine Stütze zu sein, da die Führungsschicht beider Länder hauptsächlich von Polen gestellt wurde. Trotz der nachteiligen Bestimmungen des Brester Friedens knüpften sich große Hoffnungen an den Entwurf Friedrich Naumanns, der schließlich geschrieben hatte: „Es kann sehr wohl sein, daß die Aufrichtung Polens der stärkste Antrieb zur Herstellung von Mitteleuropa wird.“³³

Fazit

Friedrich Naumanns Mitteleuropa-Konzeption rief in den politischen Kreisen der Habsburgermonarchie lebhaft Reaktionen hervor, insbesondere bei den Tschechen und Polen. Ihre unterschiedlichen Reaktionen auf diesen Plan sind typisch für ganz Mitteleuropa, denn sie repräsentierten die unterschiedliche geopolitische und wirtschaftliche Situation der betroffenen Völker.

Die böhmischen Länder verfügten über eine hochentwickelte Industrie und befanden sich in der Habsburgermonarchie in einer sehr günstigen Situation. Ein Zusammengehen mit Deutschland hätte den Interessen der böhmischen Industrie nur geschadet. Das Naumann-Konzept wurde dort als klarer Versuch gewertet, die Herrschaft der deutschen Wirtschaft und des deutschen Imperialismus auf ganz Mitteleuropa auszudehnen. Die wiederholten Versuche der Deutschen, in den böhmischen Ländern Zustimmung für ein vertieftes Wirtschaftsbündnis zu gewinnen, scheiterten. Für die tschechischen Realisten um Masaryk verband sich das Mitteleuropa-Projekt mit dem schon vor dem Krieg annoncierten Plan zum Bau der Bagdadbahn. Die Tatsache, daß die Gleise für Deutschlands Zukunft ausgerechnet durch Ungarn laufen sollten, dessen Staatsvolk die slawischen Völker in seinem Machtbereich unterdrückte, gab den Tschechen den Imperativ ein, Österreich-Ungarn müsse zerschlagen werden. Die Existenz eines Streifens kleiner Völker zwischen Rußland und Deutschland sollte, so die tschechische Forderung, durch eine Garantie ihrer staatlichen Souveränität sichergestellt werden. Vom nationalen Standpunkt aus hätte das tschechische Volk, das weitgehend von Deutschen umstellt war und noch dazu eine starke deutsche Minderheit im eigenen Lande hatte, nicht mit der Wirtschaft des Deutschen Reiches konkurrieren können. Die einzige Lösung bestand in einer Verständigung mit den Politikern anderer slawischer Völker mit dem Ziel, ein Gegengewicht gegen den deutschen Imperialismus zu schaffen.

Die polnischen Nationalisten um Roman Dmowski unterstützten die Idee einer Stärkung des tschechischen Volkes durch eine Verbindung mit den Slowaken und damit auch die Zerstörung des historischen Ungarn. Ein wesentlicher Unterschied zwischen den tschechischen und polnischen politischen Eliten bestand jedoch darin, daß erstere angesichts deutscher Angriffe für eine Unterstützung Rußlands eintraten. Eine prorussische Haltung indes war im polnischen politischen Leben eine

³³ Naumann: Mitteleuropa 100. – Napieralski, Adam: Deutschland, Österreich-Ungarn, Polen. Ein Beitrag zur Lösung der polnischen Frage. Beuthen 1918, 15–26. – Napieralski propagierte das Naumann-Projekt, weil er darin große Chancen für die wirtschaftliche Entwicklung und Ostexpansion des polnischen Volkes sah.

große Seltenheit, lediglich die Nationaldemokraten waren bereit, sie für den Fall des Aufbaus eines gegen Deutschland gerichteten slawischen Blocks zu akzeptieren. Für die Ungarn, die in ihrem Königreich den Panslawismus mit allen Mitteln bekämpften, wäre eine Kooperation mit Rußland überhaupt nicht in Frage gekommen.

Was die polnischen Gebiete betraf, so war die Frage des Verhältnisses zum Mitteleuropa-Projekt außerordentlich kompliziert. Schon vor dem Ausbruch des Krieges hatte es hier Parteien gegeben, die die Zukunft ihres Volkes an der Seite der Mittelmächte sahen. Ein großer Teil des politischen Spektrums, von den Sozialisten bis hin zur Volkspartei, unterstützte die austropolnische Konzeption, dies sogar um den Preis einer engeren Verbindung mit Deutschland im Rahmen des zukünftigen Mitteleuropa. Die Einbeziehung der polnischen Gebiete in den mitteleuropäischen Verband hatte für Deutschland wegen des Zugangs Kongreßpolens zu den Märkten des Ostens besonders große Bedeutung. Anders als bei den Tschechen gab es in den Kreisen der polnischen Politik bis zum Ende des Krieges eine Gruppe von Deutschlandfreunden, die sich die Zukunft Polens an der Seite des Deutschen Reiches vorstellen konnten. In jedem Falle war es für die Polen wesentlich, möglichst weitgehende politische Zugeständnisse zu erringen, was bei Fortdauer des Krieges immer mehr von den Mittelmächten abhing. Ein Anschluß polnischer Gebiete an Österreich-Ungarn im Rahmen des Mitteleuropa-Projektes hätte dessen politische Struktur ernstlich gefährdet und eine Änderung des dualistischen Staatsaufbaus erfordert.

Übersetzt von Stephan Niedermeier

DIE ROLLE RUSSLANDS IN DEN EUROPA-KONZEPTIONEN VON FRIEDRICH NAUMANN UND TOMÁŠ GARRIGUE MASARYK

Von Jens Breder

Politik läßt sich, wie Geschichte und Gegenwart lehren, nicht ausschließlich von den Prinzipien der *ratio* leiten. Politisches Handeln wird nicht nur durch vernunftvolles Abwägen, sondern auch *aus dem Bauch heraus* bestimmt, von irrationalen Momenten wie der Furcht etwa, die – mag sie auch noch so unbegründet sein – von Gruppen oder Individuen als real empfunden wird. „Die Furcht“, schrieb der tschechische Staatsgründer Tomáš G. Masaryk Anfang der zwanziger Jahre, „schuf nicht nur [...] die Götter, sondern auch allerhand menschliche Halbgötter, Könige, Kaiser, Hierarchen und Kirchenfürsten.“¹

Und schuf sie auch deren Interaktionen. Rund 50 Jahre später forderte Fritz T. Epstein die Geschichtswissenschaft auf, die Beziehungsgeschichte zwischen Völkern, Nationen und Staaten auch „unter dem Gesichtspunkt gegenseitiger Furchtkomplexe oder Sicherheitsbedürfnisse und Sicherheitsbestrebungen der Völker“ zu begreifen und zu beschreiben.² Im Folgenden soll versucht werden, diesen Ansatz bei der Untersuchung der Mitteleuropakonzeptionen des deutschen Nationalliberalen Friedrich Naumann (1860–1919) und des tschechischen Staatsgründers Tomáš Garrigue Masaryk (1850–1937) anzuwenden. Es geht darum, herauszuarbeiten, wie in die Überlegungen der beiden konträren Europa-Visionäre das eingeflossen ist, was Epstein den (Furcht-) „Komplex der russischen Gefahr“ nennt.

Mitteleuropa versus „Neues Europa“

Friedrich Naumann, der bereits in seiner Hauszeitschrift „Die Hilfe“ diverse Teilbetrachtungen über den Themenkomplex „Mitteleuropa“ publiziert hatte, zog sich von Mai bis August 1915 nach Potsdam zurück, um dort – „bedrückt“ vom „Schicksal der Kolonien“ und zugleich beeindruckt von den deutschen Erfolgen an der Ostfront, wie sich Theodor Heuss erinnert –³ seine Mitteleuropakonzeption endgültig niederzuschreiben. Im Oktober 1915 kam „Mitteleuropa“ in einer Auflage von 5 000 Stück auf den Markt; schon im März des folgenden Jahres konnte das

¹ Masaryk, T. G.: Die Weltrevolution. Erinnerungen und Betrachtungen. Berlin 1925, 485.

² Epstein, Fritz T.: Der Komplex „Die russische Gefahr“ und sein Einfluß auf die deutsch-russischen Beziehungen im 19. Jahrhundert. In: Deutschland in der Weltpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts. Hrsg. v. Immanuel Geiss u. Bernd Jürgen Wendt. Düsseldorf 1973, 143–161, hier 143.

³ Heuss, Theodor: Friedrich Naumann. Der Mann, das Werk, die Zeit. Stuttgart 1937, hier zit. nach der 3. TB 1968. Hrsg. v. Alfred Milatz. 361.

86. bis 100. Tausend aufgelegt werden.⁴ Wenige Monate später erschien eine „Volksausgabe“. Naumanns „Mitteleuropa“ avancierte in kürzester Zeit – lediglich übertroffen von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ – zum bestverkauften größeren politischen Werk im Deutschen Reich.⁵ Bemerkenswert am Mitteleuropa-Buch war unter anderem sein universalistischer Anspruch: Mitteleuropa wurde von Naumann nicht allein im strategisch-politischen, sondern in einem umfassenderen Kontext betrachtet und diskutiert; zudem behandelte er auch das Problem des Selbstbestimmungsrechts der Völker. Diese Idee eines von Deutschland dominierten Mitteleuropas fand breiten Widerhall in der Publizistik. Kurz nach Veröffentlichung des Naumannschen Werkes sorgten Autoren wie Ernst Jäckh, Paul Rohrbach und Kurt Riezler, der Berater von Bethmann-Hollweg, für die weitere Verbreitung des deutschen Mitteleuropa-Gedankens.⁶

Diesem Mitteleuropa unter deutscher Hegemonie stellte Tomáš G. Masaryk 1917 antithetisch sein „Neues Europa“, den „slavischen Standpunkt“, gegenüber.⁷ Masaryks Werk weist Züge einer direkten Replik auf „Mitteleuropa“ auf, wenn auch vermieden wird, Naumann explizit als Bezugspunkt zu nennen.⁸ Masaryk hatte sich – ähnlich wie es Naumann im diskursiven Kontext der Mittelmächte getan hatte – bereits vor Veröffentlichung seines Buches an der westlichen Debatte um die europäische Nachkriegsordnung beteiligt und entsprechend publiziert. Regelmäßig nutzte er die Zeitschrift „The New Europe“ als Forum, die von seinem engen Freund, dem Briten Robert W. Seaton Watson, redigiert wurde und sich insbesondere mit osteuropäischen Fragen befaßte.⁹ 1915 verfaßte Masaryk das Memorandum

⁴ Naumann, Friedrich: Mitteleuropa. Berlin 1915. Hier zit. nach: Friedrich Naumann. Werke 4: Schriften zum Parteiwesen und zum Mitteleuropaproblem. Hrsg. v. Theodor Schieder. Köln-Opladen 1964, 485–766.

⁵ Heuss: Friedrich Naumann 361. – Meyer, Henry Cord: Mitteleuropa in German thought and action 1815–1945. The Hague 1995, hier 198 f. – Theiner, Peter: Sozialer Liberalismus und deutsche Weltpolitik. Friedrich Naumann im Wilhelminischen Deutschland (1860–1919). Baden-Baden 1983, 240.

⁶ Mit der Auflösung der Donaumonarchie Ende 1918 aber wurde einer solchen Vorstellung eines deutsch dominierten Mitteleuropas der Boden entzogen. Der Mitteleuropa-Begriff tauchte danach fast ausschließlich im revanchistischen Kontext auf und fand seine absolute Pervertierung schließlich in der nationalsozialistischen Ideologie. Vgl. Mommsen, Wolfgang: Die Mitteleuropaidée und die Mitteleuropaplanungen vor und während des 1. Weltkrieges. In: Mitteleuropa-Konzeptionen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Hrsg. v. Richard G. Plaschka u. a. Wien 1995, 3–24, hier 18. – Mit konservativen Mitteleuropavorstellungen befaßt sich: Hecker, Hans: Die Tat und ihr Osteuropa-Bild 1909–1939. Köln 1974. – Zur tschechischen Reaktion auf das Naumann-Buch: Kořalka, Jiří: Anpassung oder Widerstand? Zu den tschechischen Reaktionen auf die deutsche Mitteleuropaidée vor und nach dem Jahre 1914. In: Mitteleuropa-Konzeptionen 25–37.

⁷ Masaryk, T. G.: Das neue Europa. Der slavische Standpunkt. Berlin 1922. Hier nach dem Nachdruck der Berliner Ausgabe von 1922 Osnabrück 1976.

⁸ Jaworski, Rudolf: Thomas G. Masaryk versus Friedrich Naumann. Zwei Europavisionen im Ersten Weltkrieg. In: Occursus-Setkání-Begegnung. Sborník ku počtě 65. narozenin prof. dr. Jana Křena [Sammelband zu Ehren des 65. Geburtstags von Prof. Dr. Jan Křen]. Hrsg. v. Zdeněk Pousta u. a. Praha 1996, 123–134, hier 123 f.

⁹ Intensiv mit der Zeitschrift beschäftigt sich: Hanák, Harry: The New Europe 1916–1920. The Slavonic and East European Review, Vol. 39, No. 93, Juli 1968, 370–400.

„Independent Bohemia“, um die tschechische Frage ins Blickfeld alliierter Politik zu rücken. 1917, als Masaryk sein „Neues Europa“ im Zug von Moskau nach Sibirien konzipierte, durfte ihm die Niederlage der Mittelmächte immer wahrscheinlicher erscheinen; zugleich stand er unter dem Eindruck der revolutionären Ereignisse in Rußland. Die russische Autokratie erlebte ihre Demontage, der Sturz des Zarismus schuf eine der Voraussetzungen für das „Neue Europa“, das dem späteren tschechischen Staatspräsidenten vorschwebte und das er nun in Dichotomien, mit einer von Stereotypen geprägten Realitätswahrnehmung und mit emotional aufgeladenen Feindbildern erdachte: Ein Europa des „Lichts“, das sich von den „Mächten der Finsternis“, von Theo- und Autokratie und deutschem Größenwahn, absetzte.¹⁰

Eine kontrastive Untersuchung der Rußland zugedachten Funktion in Friedrich Naumanns und Tomáš G. Masaryks Mitteleuropa-Texten berührt keineswegs einen Randbereich. Zwar war beiden Autoren gemein, Rußland nicht mit einer aktiven, gestaltenden Rolle in ihr Nachkriegseuropa integrieren zu wollen. Dennoch hat der hier verfolgte Ansatz den Kern beider Konzeptionen im Blick: Schließlich hat sich Europa niemals nur dadurch definiert, was es ist, sondern immer auch dadurch, was es nicht ist. Europa hat seine Identität durch die Geschichte hindurch immer auch durch die Konstruktion und Betonung des Gegensatzes zum Osten zu gewinnen versucht.¹¹

So ist auch die Konzeption eines „Mitteleuropa“ undenkbar ohne die Konstruktion vom „Anderen“, um sich auf der Suche nach eigener, „mitteleuropäischer“ Identität abzusetzen: „Jetzt oder nie wird die dauernde Einheit zwischen Ost und West, wird Mitteleuropa zwischen Rußland und den westlichen Mächten“ schrieb Friedrich Naumann.¹² Ähnlich T. G. Masaryk – auch er verortete Mitteleuropa zwischen Westen und Osten, wobei er Deutschland und Österreich jedoch explizit ausschloß:

¹⁰ Zur Entstehungsgeschichte des Buches „Das Neue Europa“: Hahn, Eva: Masaryks Konzept eines „Neuen Europa“: ein alter Hut oder Rezept für heute? In: Identität, Integrität, Integration. Beiträge zur politischen Ideengeschichte Tschechiens. Hrsg. v. Rüdiger Kipke. Münster 1997, 17–51. Sowie Čapek, Karl: Masaryk erzählt sein Leben. Zürich-Prag 1937, besonders 163. – Zur Rezeption des Werkes in Deutschland Gerlinghoff, Peter: Die Masaryk-Rezeption in der Weimarer Republik. Berlin 1996. – Für die bibliographischen Hinweise zur einschlägigen neuesten Literatur über Masaryk: Weg von Österreich! Das Weltkriegsexil von Masaryk und Beneš im Spiegel ihrer Briefe und Aufzeichnungen aus den Jahren 1914 bis 1918. Eine Quellensammlung. Hrsg. v. Frank Hadler. Berlin 1995.

¹¹ Als grundsätzliche Einführung in die Problematik des Europa-Begriffs: Sattler, Rolf-Joachim: Europa. Geschichte und Aktualität eines Begriffs. Braunschweig 1971. – Wie im 19. Jahrhundert der Osteuropabegriff im Westen konstruiert wurde und die bis dato geläufige Vorstellung, Rußland liege im Norden, ersetzt, zeigt Lemberg. Lemberg, Hans: Zur Entstehung des Osteuropabegriffs im 19. Jahrhundert. Vom Norden zum Osten Europas. Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 33 (1985) 48–91. Vgl. auch Wolff, Larry: Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment. Stanford 1994.

¹² Naumann: Mitteleuropa 523.

Für die ganze Entwicklung Europas [...] ist es sehr wichtig, sich die Bedeutung der besonderen Zone der kleineren und kleinen Nationen zu vergegenwärtigen, welche sich zwischen Westen und Osten, präziser gesagt, zwischen den Deutschen und Russen erstreckt.¹³

Erste Ansätze einer Gegenüberstellung von Masaryk und Naumann sind bereits unternommen,¹⁴ wenn sie auch nicht zu befriedigen vermögen. So ist beispielsweise die These Rudolf Jaworskis, der als erster die beiden Bücher einem direkten Vergleich unterzogen hat, unhaltbar: Jaworski kommt zum Schluß, man werde in Naumanns Mitteleuropa-Buch „vergeblich nach polemischen Ausfällen gegenüber dem ‚Panslawismus‘ oder der ‚slawischen Gefahr‘ usw. suchen“, da Naumann auf diesem Gebiet eine „Sensibilität“ gezeigt habe, „wie sie im damaligen Deutschen Reich durchaus keine Selbstverständlichkeit gewesen ist.“¹⁵ Schon allein die Tatsache, daß Naumann sogar die Potenz russischer Rinder und Schafe Sorge bereitete, fordert hier Widerspruch heraus.¹⁶

Ebenso hält das Urteil Bedřich Loewensteins, Naumanns „eher gemäßigtes Mitteleuropa-Programm von 1915“ sei eine „liberale Variante einer deutsch-österreichischen Verbindung“ einer kritischen Analyse des Textes nicht stand.¹⁷ Dieses Statement ist vielmehr eines von zahlreichen Beispielen einer nachträglichen Idealisierung Naumanns durch Politik und Geschichtswissenschaft, die Werner Conze bereits 1950 beobachtet hatte.¹⁸ Eine Idealisierung, die nur funktionieren kann, indem Naumanns Mitteleuropaprogramm allein im nationalgeschichtlichen Kontext gesehen wird, um ihm angesichts der brutalen Radikalität alldentscher, oder, um mit Masaryk zu sprechen, pangermanischer Programmatik, das Prädikat des ‚kleineren Übels‘ zuschreiben zu können.¹⁹ Zur Idealisierung des Naumann-Bildes trägt zudem

¹³ Masaryk: Das Neue Europa 25.

¹⁴ Loewenstein, Bedřich: Weltkrieg und Staatskonzeption. „Das neue Europa“ oder „Die letzten Tage der Menschheit“? In: Das Jahr 1919 in der Tschechoslowakei und in Ostmitteleuropa. Hrsg. v. Hans Lemberg u. Peter Heumos. München 1993, 13–31. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 17); Jaworski: Masaryk versus Naumann; Hahn: Masaryks Konzept eines „Neuen Europa“.

¹⁵ Jaworski: Masaryk versus Naumann 129.

¹⁶ Naumann: Mitteleuropa 693 f: „Mag es [Rußland] verschwenderisch mit Menschen umgehen, so wachsen sie wieder. Dabei hat es Wald und Ackerboden in Menge. Sein europäischer Wald verhält sich zum Walde von Deutschland-Österreich-Ungarn wie 168:33. Dazu kommt der kaukasische und sibirische Wald [...] Die Zahl der Rinder und Schafe ist groß und vor allem vermehrungsfähig.“

¹⁷ Loewenstein: Weltkrieg und Staatskonzeption 15. – Kritischer setzt sich mit Naumann auseinander: Benhold, Martin: Friedrich Naumanns Mitteleuropa. Blätter für deutsche und internationale Politik 8 (1992) 977–989, hier 983: „Aber nur auf diesem extremen, spezifisch deutschen völkischen Hintergrund konnte der Imperialismus Friedrich Naumanns als ‚links‘ (so nannte er sich häufig selbst) oder eben als gemäßigt erscheinen.“

¹⁸ Conze, Werner: Friedrich Naumann, Grundlagen und Ansatz seiner Politik in der nationalsozialen Zeit (1895 bis 1903). In: Hubatsch, Walther: Schicksalswege deutscher Vergangenheit. Beiträge zur geschichtlichen Deutung der letzten hundertfünfzig Jahre. Düsseldorf 1950, 355–386, hier 355.

¹⁹ Darauf, daß beide Texte bislang nur „in ihren nationalgeschichtlichen Bezügen abgehandelt und bewertet“ wurden, weist auch Jaworski hin. Jaworski: Masaryk versus Naumann 123.

bei, daß seine Aktivitäten auf innenpolitischem Gebiet bislang in der Forschung stärker berücksichtigt wurden als seine außenpolitischen Vorstellungen, zumal Naumann scharf zwischen innen- und außenpolitischen Überzeugungen unterschied und für beide Bereiche unterschiedliche Ziele und Methoden propagierte.²⁰

Im Folgenden werden Passagen aus Naumanns Buch, die sich auf Rußland beziehen, zusammengestellt und in ihrem textuellen Kontext gedeutet, bevor auch Masaryks Rußlandbild im „Neuen Europa“ textanalytisch herausgearbeitet werden wird. Die Schriften werden dabei nicht in erster Linie als politische Texte innerhalb ihres historischen Kontextes, sondern vielmehr als Texte *per se* gelesen. Das bedeutet: Es geht nicht darum, Aufschluß zu gewinnen über etwaige Intentionen der Autoren und damit Naumannsche wie Masaryksche Absichten ‚entlarven‘ oder ‚entblößen‘ zu wollen. Nicht das, was sie vielleicht ausdrücken wollten, sondern durch ihre Texte ausgedrückt haben, steht im Mittelpunkt des Interesses.²¹ In dieser Vorgehensweise liegt begründet, daß der durch mangelnde Sprachkenntnisse erzwungene Verzicht auf die umfangreiche tschechische Literatur zu Masaryk zwar bedauert, aber nicht grundsätzlich als Manko angesehen werden muß.²² Immerhin liegt die wichtigste Quelle, das Buch „Das Neue Europa“ seit 1922 in deutscher Übersetzung vor. Seine Überlegungen „Zur russischen Geistes- und Religionsphilosophie“ hat Masaryk selbst auf deutsch verfaßt.²³

Bevor jedoch mit der Analyse der Texte begonnen wird, soll kurz der historische Kontext der Rußlandwahrnehmung im 19. Jahrhundert skizziert werden – und damit der diskursive Kontext, der auf Friedrich Naumann, aber auch auf den ausgewiesenen Rußlandkenner Thomas G. Masaryk gewirkt hat.²⁴

²⁰ Shanahan, William O.: Liberalism and foreign affairs: Naumann and the prewar German view. *The Review of Politics* 21 (1959) 188–233, hier 197.

²¹ Dazu die Ausführungen über die „analytische Forschungsstrategie“ bei Jaeger, Friedrich/Rüsen, Jörn: *Historische Methode*. In: Rüsen, Jörn: *Historische Orientierung. Über die Arbeit des Geschichtsbewußtseins, sich in der Zeit zurechtzufinden*. Köln u. a. 1994, 101–129, hier 115–117.

²² Für bibliographische Hinweise zur tschechischen Literatur zum Themenkomplex „Masaryk und die russische Frage“: Lemberg, Hans: *Masaryk and the Russian Question against the Background of German and Czech Attitudes to Russia*. In: T. G. Masaryk (1850–1937) Vol. 1, *Thinker and Politician*. Hrsg. v. Stanley B. Winters. London 1990, 283–302.

²³ Masaryk, T. G.: *Zur russischen Geistes- und Religionsphilosophie. Soziologische Geschichten*. 2 Bde., Jena 1913. Der sogenannte „3. Band“ dieses Werkes von Masaryk liegt seit 1995 als Edition des deutschen Originals vor: Ders.: *Polemiken und Essays zur russischen Literatur- und Geistesgeschichte: Dostojewskij, von Puškin zu Gorkij, Musset, Byron, Goethe, Lenau*. Hrsg. v. Peter Demetz. Wien u. a. 1995. (Literatur und Leben/Neue Folge 47).

²⁴ Aus der Vielzahl der einschlägigen Literatur zum Themenkreis „Rußland und Europa“ sei an dieser Stelle in erster Linie verwiesen auf Wolff: *Inventing Eastern Europe*; Lemberg: *Zur Entstehung des Osteuropabegriffs*; Groh, Dieter: *Rußland im Blick Europas. 300 Jahre historische Perspektiven*. Frankfurt 1988; Geier, Wolfgang: *Rußland und Europa. Skizzen zu einem schwierigen Verhältnis*. Wiesbaden 1996. – *Zur Funktion und Konstruktion von Stereotypen: Historische Stereotypen. Methodische Überlegungen und empirische Befunde*. Hrsg. v. Hans Henning Hahn. Oldenburg 1995.

Naumann und die Angst vor dem „Koloß auf tönernen Füßen“

Friedrich Naumann hatte bereits 1899 in der „slavischen Überflutung“ eine, wenn nicht die entscheidende Gefahr für Deutschland gesehen.²⁵ Naumann, dem „durch die Verbindung von Geist und Kraft“ das „deutsche Volk anderen Völkern überlegen“ schien, sah um die Jahrhundertwende in Rußland den mächtigsten Konkurrenten für deutsches Streben, den es im entscheidenden Moment anzugreifen gelte.²⁶ Daß er sich bis 1914 gegen deutsche Ostexpansionen aussprach, liegt darin begründet, daß er einer „Weltpolitik“ das Primat einräumte und die außenpolitischen Energien dorthin lenken wollte. Ein Kraftakt auf dem Kontinent erschien ihm angesichts der Anforderungen einer Weltpolitik als Kräfteverschwendung.²⁷

Die Ambivalenz im Rußland-Bild, das Hin- und Hergerissensein zwischen Furcht und Verachtung, der gesplante Blick auf das „wachsende, quellende Russentum“,²⁸ wie Naumann nicht müde wurde, auf die vermeintlich „mächtigste Bevölkerungsvermehrung der Welt“²⁹ hinzuweisen, ist typisch für den zeitgenössischen Diskurs, in dem er sich bewegte: ein Diskurs, der für das ambivalente Verhältnis zwischen Furcht und Aggression gegenüber Rußland bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Schlagwörtern wie „der Koloß auf tönernen Füßen“ seine Formel gefunden hatte.³⁰ Obwohl nämlich die russische Außenpolitik, wäre sie nüchtern betrachtet worden, im 19. Jahrhundert nicht zur Konstruktion einer „russischen Gefahr“ erhalten konnte und sie faktisch wenig „Drang nach Westen“ zeigte, hielt sich die Angst vor der östlichen Macht hartnäckig und verfestigte sich. Dabei hatte das statische Zarenreich keinerlei Interesse an Veränderungen, sei es nun auf außen- oder auf innenpolitischer Ebene. Die Öffentlichkeit im Westen jedoch hatte längst ein anderes Urteil gefällt. Hier hatte man zum Beispiel die brutale Unterdrückung des polnischen Aufstands 1830/31 und die folgende anti-russische Propaganda von rund 10 000 polnischen Emigranten registriert sowie die aggressive Türkei-Politik des russischen Zaren.³¹ Als sich dann noch im revolutionären Europa die russische Autokratie während der 1848/49er Revolutionen zwar nervös zeigte, aber als überaus stabil erwies, erhielten, wie Leonid Luks folgert, „Visionen über den Untergang des Abendlandes und Ängste vor einer eventuellen Weltherrschaft, die bereits vor 1848 am Selbstbewußtsein der Westeuropäer stark genagt hatten“, ³² enormen Auftrieb.

²⁵ Zit. nach Conze: Friedrich Naumann 369.

²⁶ Ebenda.

²⁷ Shanahan: Liberalism and foreign affairs 206.

²⁸ Naumann, Friedrich: Die Hilfe Nr. 14 (1915) 217.

²⁹ Ders.: Mitteleuropa 693.

³⁰ Lamlich, Maria: Das deutsche Osteuropabild in der Zeit der Reichsgründung. Boppard 1978, 16.

³¹ Rußland hat zwischen 1815 und 1914 im europäischen Interessengebiet lediglich einen kleinen türkischen Küstenstreifen in der Donaumündung (1829) annektiert und auf Veränderungen in der außenpolitischen Konstellation mit Diplomatie und Verträgen reagiert – für eine aggressive Macht, die sich anschickt, im Drang nach Westen die Welt zu erobern, ein eher untypisches Verhalten. Vgl. Luks, Leonid: Dekadenzängste und Rußlandfurcht zwischen Wiener Kongreß und Krimkrieg. Deutschland und Rußland. Tel Aviv Jahrbuch für deutsche Geschichte 24 (1995) 15–41.

³² Ebenda 27. – Übersehen werden darf dabei indessen nicht, denn auch dieses gehört zum

So wenig die tiefe Furcht vor Rußland also begründet sein konnte, so real vermochte sie doch die Politik zu prägen. Das Aufkommen der slawophilen Schule im Rußland des 19. Jahrhunderts, schien den russophoben Kräften in Deutschland ein weiterer Beleg dafür zu sein, daß mit „Europa“ niemals Rußland gemeint sein könne. Freilich mußte dazu das entscheidende Faktum aus dem Diskurs gedrängt werden, daß der Panslawismus als geistesgeschichtliches Phänomen keineswegs – wie von seinen Gegnern immer wieder behauptet – eine rein autonome, innere russische Erscheinung war. Vielmehr läßt er sich nur befriedigend erklären, wenn in der Diskussion berücksichtigt wird, daß er gleichwohl als Reaktion auf Ausgrenzungsbestrebungen durch den Westen zu sehen ist, nachdem Rußland unter Peter I. begann, im europäischen Mächtekonzert eine gewichtige Rolle zu spielen. Schließlich waren es Westeuropäer, auf deren Paradigmen die Slawophilen aufbauten: Herders Romantik lieferte wichtige Impulse, zudem wurden die Slawophilen immens vom Kulturpessimismus Tocquevilles beeinflusst. Und es war ein weiterer Westeuropäer, der den „Westlern“ in Rußland Argumente nahm und indirekt den Slawophilen unter die Arme griff: Der Franzose Marquis de Custine veröffentlichte 1843 ein Buch über seine Rußlandreise, in dem er die Russen als nur oberflächlich zivilisierte, orientalische Horde beschrieb.³³ An Kritik westeuropäischer Liberaler war man in Rußland bereits gewöhnt – daß nun aber auch die Konservativen begannen, Rußland aus dem europäischen Kontext zu drängen, war neu und trieb die russischen Europa-Symphatisanten in die Defensive.³⁴ Ernest Renan hatte die Wechselwirkungen zwischen östlichen und westlichen Paradigmen bereits während des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 erkannt: „Jede Bejahung des Germanismus ist eine Bestätigung des Slawismus.“³⁵ Bakunin ging noch weiter. Wenn es keine Deutschen gäbe, so schrieb der russische Anarchist, „müßten wir sie erfinden, weil nichts die Slawen so erfolgreich eint wie ein tiefverwurzelter Haß gegen die Deutschen.“³⁶

1871 indes war für Naumann, wie er in seinem Mitteleuropa-Buch schreibt, eine wichtige Grundlage für die „dauernde Einheit zwischen Ost und West“, das „Mitteleuropa zwischen Rußland und den westlichen Mächten“,³⁷ geschaffen: Die Abgrenzung zum Westen hin. „Das war ein Sieg ohne Rußlands Mitwirkung, nur unter seiner Duldung, das war die Überwindung jeder westlichen Vormundschaft,

ambivalenten Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland, daß zahlreiche Konservative mit dem russischen Zarismus symphatisierten. Vgl. Jahn, Peter: Russophilie und Konservatismus. Die russophile Literatur in der deutschen Öffentlichkeit 1831–1852. Stuttgart 1980.

³³ Custine, Adolphe de: *Journey for our time*. Hrsg. v. Phillis P. Kohler, London et. al. 1980. (Reprint der Ausgabe London 1953).

³⁴ Zum Panslawismus: Lemberg, Hans: Panslawismus. In: *Sowjetsystem und demokratische Gesellschaft. Eine vergleichende Enzyklopädie*. Hrsg. v. Claus Dieter Kernig. Freiburg u. a. 1971, Bd. 4, 1061–1069; Rjasanovsky, Nicholas: *Russland und der Westen. Die Lehre der Slawophilen*. München 1954; Kohn, Hans: *Die Slawen und der Westen. Die Geschichte des Panslawismus*. Wien 1956.

³⁵ Zit. nach Epstein: *Die russische Gefahr* 152.

³⁶ Zit. nach Laqueur, Walter: *Deutschland und Rußland*. Berlin 1965, 13.

³⁷ Naumann: *Mitteleuropa* 523.

das Wagnis, frei zu sein nach einem halben Jahrtausend verwickelter Abhängigkeiten.“³⁸

Die „Duldung“ aber wird nicht etwa positiv interpretiert, wie es eine breite deutsche Öffentlichkeit zur Zeit der Reichsgründung tat.³⁹ Sie ist Naumann ein Zeichen deutscher Stärke, das Ende aller „verwickelten Abhängigkeiten“ und damit eines zwangsläufigen historischen Prozesses der völligen Lösung und Trennung von Rußland: „Die Abgrenzung Mitteleuropas nach Westen hin war also 1871 erfolgt, die Abgrenzung nach der russischen Seite zu mußte kommen.“⁴⁰

Der Hintergrund dieses deterministischen Geschichtsbilds Naumanns findet sich in einem Konglomerat von Furcht und Minderwertigkeitskomplexen gegenüber dem „jungen Riesen, der die Arme ausstreckt“, wie Rußland in der Publizistik des 19. Jahrhunderts bezeichnet wurde.⁴¹ Das von Deutschland dominierte Mitteleuropa, so Naumann, das zwischen Ost und West stehe, habe es bereits in Form einer besonderen „mittelalterlichen, mitteleuropäischen Lebens- und Kulturgemeinschaft“ gegeben, das nun, im Ersten Weltkrieg, seine Wiederauferstehung fordere:

Es gab in der Tat eine besondere mittelalterliche, mitteleuropäische Lebens- und Kulturgemeinschaft, die etwas anderes war als das damals noch durcheinanderwogende Engländer- und Franzosentum, und etwas sehr anderes als die Byzantiner, Petschenegen und Waräger. Die Deutschen füllten die Mitte Mitteleuropas, an allen Rändern aber zogen sie benachbarte Völker an sich heran: das heilige römische Reich deutscher Nation. Dieses alte Reich ruckt und stößt jetzt im Weltkriege unter der Erde, denn es will nach langem Schläfe gerne wieder kommen.⁴²

Dieser historische Rückgriff ist eine der Schlüsselstellen für die vorliegende Untersuchung. Naumann projiziert sein Mitteleuropa-Bild in die Vergangenheit. Die wichtigsten Koordinaten seines Paradigmas – ein grundsätzlicher Unterschied zwischen den Deutschen und allen Anderen – werden mit Pathos vermittelt: Die Deutschen sind es, die Mitteleuropa „füllen“ und benachbarte Völker an sich heranziehen – Naumann benutzt hier Verben, die durch den Sinnzusammenhang mit den Assoziationen „eine Rolle ausfüllen“ und „Anziehungskraft besitzen“ eindeutig positiv besetzt sind. Gegenübergestellt wird der von den ordnenden, aktiven Deutschen geprägten mitteleuropäischen Gemeinschaft auf der einen Seite das „durcheinanderwogende Engländer- und Franzosentum“, dem durch Verwendung der Metapher einer in ständiger, zielloser Bewegung befindlichen, undefinierbaren Masse gestalterische Kraft abgesprochen wird.

Immerhin aber scheint es mit Frankreich und England doch noch die eine oder andere, in dieser Textstelle nicht näher beschriebene, Gemeinsamkeit zu geben, da europäischer Norden, Turkvölker und Byzanz demgegenüber noch verschiedener, eben „etwas sehr anderes“ seien. Indem Naumann hier dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation Byzanz gegenüberstellt, verweist er auf den vermeintlich grundsätzlichen Gegensatz zwischen römisch und byzantinisch geprägtem Christentum, den Gegensatz zwischen Okzident und Orient, den er in seiner Reichs-

³⁸ Ebenda 544.

³⁹ Luks: Dekadenzängste und Rußlandfurcht 39.

⁴⁰ Naumann: Mitteleuropa 546.

⁴¹ Zit. nach Lamlich: Das deutsche Osteuropabild 86.

⁴² Naumann: Mitteleuropa 533 f.

tagsrede von 1916 ausdrücklich betont: „Die Polen gehören im Gegensatz zu den Russen zur westlichen Kulturgemeinschaft, was schon in ihrer Zugehörigkeit zur römischen Form des Christentums seinen Untergrund hat.“⁴³ Ein Versuch europäischer Identitätsstiftung durch die Konstruktion der Dichotomie Rom-Byzanz, auf den zuweilen auch heute noch zurückgegriffen wird, wenn von Europa die Rede ist.⁴⁴ Schon für Naumann ist dieser Gegensatz immanent und Grund für immerwährende Auseinandersetzung: „Mitteleuropa war von fernen Zeiten her ein Gegenstand des Streites zwischen beiden Teilen des alten Römerreiches.“⁴⁵

Wie in diesem Streit das deutsch dominierte Mitteleuropa trotz seiner aktiven Stärke Bedeutung verlieren konnte, führt Naumann in Folge dieser Einleitung zu den historischen Grundlagen seines Mitteleuropa aus: Rußland und Frankreich nämlich verfestigten sich „zu einheitlichen Staatskörpern“,⁴⁶ während Mitteleuropa „am längsten in seinem gelockerten und unorganisierten Zustande geblieben“ ist.⁴⁷ Derweil Mitteleuropa statisch nach Rom blickte und es unterließ, Zentren mit „kristallisierender Herrschaftskraft“ zu bauen, errichteten die Franzosen Paris, die Engländer London und die Russen ihr Moskau. Das freilich gilt Naumann nicht als Zeichen mitteleuropäischer, in seiner Definition deutscher Schwäche, sondern ist äußeren Faktoren wie der mitteleuropäischen Geographie geschuldet: „Dazu kam, daß von vornherein die Bodengestaltung Mitteleuropas zur Vielgliedrigkeit einläd“,⁴⁸ zudem sorgte – eine durchaus überraschende Ansicht eines Liberalen – mit dem Wahlkaisertum ein rudimentärer Hauch demokratischer Struktur im mittelalterlichen Mitteleuropa für Unordnung: „In allen monarchischen Wahlstaaten wuchern erfahrungsgemäß die wählenden Teile über das Ganze hinaus.“⁴⁹

Nun war es für Naumann zunächst einmal der Westen, der aus der ihm beklagten inneren Zerrissenheit Mitteleuropas Profit zog, aus dem deutschen „Jammer, in den schließlich drohend und umstürzend Napoleon I. hereinfuhr. [...] Der Rheinbund aber war das Ende, das letzte, völlige Ende der alten deutschen Reichsgeschichte“, mit dem die „zweite Geschichte Mitteleuropas“ begann.⁵⁰ Naumann bereitet seinen Lesern hier ein theatrales, apokalyptisches Inferno der Bedrohung, des Umsturzes und des Endes. Er bleibt im Bild, wenn er im folgenden Absatz den Schluß der historischen Tragödie beschreibt und die Kleinstaaten Mitteleuropas metaphorisch mit nutzlosen, unbearbeiteten, ungeordneten Gesteinsresten gleichsetzt: „Das alte Kaiserdrama war bis zu Ende gespielt. Mitteleuropa war geschichtliches Geröll geworden und wird zwischen West- und Ost hin- und hergeschoben.“⁵¹

⁴³ Ders.: Reichstagsrede. Die Hilfe 42 (1916) 693.

⁴⁴ In der Eröffnungsrede des Deutschen Historikertages baute Lord Ralf Dahrendorf seine Europa-Konzeption auf einem „lateinischen“ Europa auf. Vgl. Dahrendorf, Ralf: Europa – Einheit und Vielfalt. In: *Damals* 2 (1993) 74–79.

⁴⁵ Naumann: Mitteleuropa 556.

⁴⁶ Ebenda 534.

⁴⁷ Ebenda.

⁴⁸ Ebenda.

⁴⁹ Ebenda.

⁵⁰ Ebenda 535.

⁵¹ Ebenda 535 f.

Ein Zustand, der nun fast siebenzig Jahre bis zum deutsch-französischen Krieg andauern sollte. Deutschland, Mitteleuropa hatte in Naumanns Interpretation seine aktive, gestaltende Rolle eingebüßt und war zum Spielball fremder, bedrohlicher, furchterregender Mächte geworden. Im Westen: Napoleon, im Osten: Alexander I. Naumann schreibt:

Es gibt in den Napoleonskriegen zwei Züge: einen Zug von Paris nach Moskau und einen Zug von Moskau nach Paris. In beiden Fällen wurde Mitteleuropa geschoben, erst von Napoleon ostwärts, dann vom Zaren Alexander westwärts.⁵²

Diese Reduzierung des historischen Geschehens zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf die vermeintlich passive Rolle Mitteleuropas und die gleichzeitige Blickverengung auf eigene Befindlichkeiten dient in Naumanns Text vor allem einem Zweck: Ungeachtet historischer Tatsachen eine „russische Gefahr“ zu konstruieren, die faktisch kaum begründet werden konnte. Alexander I. bot mit seiner eher diplomatischen denn aggressiven Politik Ängsten vor einer offensiven Westexpansion Rußlands nur wenig Grundlage; zum Beispiel räumte er – absolut untypisch für einen wilden Eroberer – das besetzte Frankreich vertragsgemäß. Naumann weiß um diese Schwäche in seiner Argumentation – und zwingt die Persönlichkeit Alexanders I. daher ein in eine Zwangsläufigkeit der russischen Geschichte, in dem für Differenzierungen kein Raum ist:

Es handelt sich hier nicht darum, über die persönlichen Eigenschaften des Zaren Alexander zu reden, sondern ihn bei diesem Überblick als Ausdruck der russischen Macht und als Vorgänger Nikolaus I. zu nehmen.⁵³

Auch daß Alexander I., als er gegen Paris marschierte, dieses letztlich aus einer defensiven Haltung gegen den Aggressor Napoleon tat, wird bei Naumann untergeordnet. Für ihn gibt es nur ein Opfer, nur ein einziges Objekt seines Interesses in diesem militärischen Kräfteressen: Mitteleuropa. In dieser Logik setzt Naumann Angriff und Verteidigung gleich. Mehr noch: Er läßt nichts unversucht, das Bild Alexanders zu unterminieren und die Leistungen des Zaren auf militärischem Gebiet zu reduzieren:

Als Triumphator zog Alexander bis Paris, und die Mitteleuropäer gingen mit ihm und taten für ihn die Arbeit, dabei noch weiter untereinander sich streitend und den erhabenen Mann des Ostens bittend, ihr Freund und Schiedsrichter zu sein.⁵⁴

Für die Rolle Alexanders als „Retter Europas“,⁵⁵ die er zur Zeit des Wiener Kongresses in der deutschen Öffentlichkeit spielte, ist in Naumanns funktionalisiertem Geschichtsbild, das antithetisch zwischen Europa und Rußland unterscheidet, kein Raum. Er deutet die Funktion des Zaren um und weist diesem die Rolle des Nutznießers zu. Alexander sei nur stark gewesen, weil nicht er sondern die Mitteleuropäer die Arbeit taten. Er ließ sich von den Mitteleuropäern bitten, „Freund und Schiedsrichter zu sein“,⁵⁶ um dann seine Macht skrupellos auszuspielen:

⁵² Ebenda 536.

⁵³ Ebenda.

⁵⁴ Ebenda 537.

⁵⁵ Stöckl, Günther: Russische Geschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Stuttgart 1990, 439.

⁵⁶ Naumann: Mitteleuropa 537.

Der Wiener Kongreß war die Wiederaufrichtung Mitteleuropas unter russischem Schutz. [...] Der indirekte Regent Mitteleuropas war erst Alexander I. und dann Nikolaus I. Die deutschen Gebiete lagen zu seinen Füßen wie bessere Balkanstaaten, die von Rußland ihre Freiheit erhielten. Zwischen West und Ost hatte der Osten gesiegt und nutzte seinen Sieg.⁵⁷

Was es konkret bedeutete, daß der russische Zar seinen Sieg „nutzte“, wird nicht näher ausgeführt. Daß die deutschen Gebiete von Rußland zu „besseren Balkanstaaten“ degradiert wurden, sollte genügen, dem Leser die Schaurigkeit der östlichen Macht zu verdeutlichen. Hier sind die Koordinaten verklausuliert, in denen Naumann denkt: Es gibt steigende und sinkende Völker,⁵⁸ und offenbar solche, die bereits ganz unten angekommen sind – wie die Staaten auf dem Balkan, zu denen Deutschland angesichts der russischen Macht drohte, hinabzusteigen.

Nach der historischen Herleitung des immerwährenden Gegensatzes West-Ost und der subtilen, aber dennoch unverkennbaren Formulierung von Furcht-komplexen gegenüber der Macht des russischen Zarenreiches, wird die Furcht im weiteren Text bei Naumann zum zentralen Argument für das Kriegsziel eines von Deutschland dominierten Mitteleuropa. Verliere die „Menschheitsgruppe Mitteleuropa“ den Krieg, schreibt er, sei sie „voraussichtlich auf ewig dazu verurteilt, Trabantenvolk zu werden“.⁵⁹ Nur ein totaler Sieg biete echte Perspektiven. Naumann im Wortlaut:

[...] siegen wir halb, so müssen wir später noch einmal fechten, siegen wir nachhaltig, so erleichtern wir unsern Kindern und Enkeln die Arbeit, denn dann wird Mitteleuropa ins Grundbuch der kommenden Jahrhunderte eingetragen.⁶⁰

Der Begriff des Trabantenvolks ist eines der Schlüsselwörter im Text. Indem Naumann es mit einer anderen Metapher, der des „Planetenstaates“ seinem Leser zu erklären versucht, erweitert er das zuvor ausgearbeitete Bild des mitteleuropäischen „Staatengerölls“. Aus losen Steinen, ungeordnetem, geradezu archaischem Geröll werden Planeten; gewichtige Gesteinsmassen, die in geordneten Bahnen ziehen – denjenigen Bahnen, die sie sich erkämpft haben. Planetenstaaten nämlich „wirken als Verstärkung der führenden Gruppe“.⁶¹ Rußland, einer der drei „relativ fertigsten Großkörper“ neben Großbritannien und den USA habe vorgemacht, wie ein starker Staat andere Nationen „sammelt“.⁶² Der moderne Staatenkosmos Friedrich Naumanns, der im „Zeitalter des Verkehrs“ noch „sehr im Werden ist“, wird komplettiert von „Asteroiden“ oder „Kometen“, die sich um den Planetenstaaten herum gruppieren – die Neutralen, für die aber in der neuen, modernen Welt kein Platz ist. Auch der Naumannsche Kosmos des 20. Jahrhunderts kennt einen Determinismus: „Aber irgendwann wird jeder von ihnen doch einmal in ein Trabantenverhältnis mit fortgerissen werden.“⁶³

⁵⁷ Ebenda 537f.

⁵⁸ Conze: Friedrich Naumann 360.

⁵⁹ Naumann: Mitteleuropa 664.

⁶⁰ Ebenda.

⁶¹ Ebenda.

⁶² Ebenda 664f.

⁶³ Ebenda 665.

Naumanns Mitteleuropa-Konzeption, die dem Leser durch Verwendung naturwissenschaftlich-astronomischer Begrifflichkeiten als Konzept der Moderne anempfohlen wird, kennt nur Freund oder Feind. Für Differenzierungen und Ambivalenzen ist in dieser sprichwörtlich himmlischen Vision kein Platz. „Das Gefühl, in einem großen Fluß zu schwimmen, in dem man nie gegen die Strömung sich stemmen konnte, beherrschte seine Stimmung und damit seine politische Urteils- und Willensbildung“, schreibt Werner Conze treffend über Naumanns Unfähigkeit, in Alternativen zu denken.⁶⁴

Aus ungeordnetem Geröll wird ein Kosmos: ein Prozeß, in dem es für Naumann darum geht, sich rechtzeitig die Rolle einer „führenden Gruppe“ zu sichern. Damit sind die Determinanten von Vergangenheit und Zukunft gegeben, es ging und geht um den Kampf ums Dasein, trotz Aufklärung und Zivilisation.⁶⁵ Dazwischen – die Gegenwart. Als zentrale Argumentationsfelder für den Feldzug gegen Rußland, bei Naumann von Anbeginn zentrales und tragendes Element des Krieges,⁶⁶ dienen ihm grundsätzliche Überlegungen zu Wirtschaftsfragen und Nationalcharakteren – Themenkomplexe, die nur unscharf getrennt werden und in denen wiederum vor allem eines hervorschimmert: Die Furcht vor Rußland, dem „großen Elefanten“ der so „viele Insekten“ verträgt.⁶⁷

Das Rußland zur Zeit des Ersten Weltkrieg gilt Naumann als „das größte europäische Zukunftsproblem“. In seiner Hauszeitschrift „Die Hilfe“ schreibt er 1915:

Rußland wächst, ohne daß man dabei auf baldige Verminderung seiner aufquellenden triebhaften Kräfte rechnen kann. Es wächst lawinenhaft. Auch Revolution, Staatsbankrott oder sonst ein politisches Ereignis werden daran kaum etwas ändern, solange der Hauptkörper beisammen bleibt. Dieser Menge gegenüber müssen unsere Kinder standhalten, wenn sie noch größer und durchgebildeter sein wird.⁶⁸

Die Zerstörung des „Hauptkörpers“, die Vernichtung des russischen Reiches, erscheint Naumann also letztlich als der geeignete Weg, die Zukunft des eigenen Landes zu sichern. Er weiß jedoch, daß dieser Gedanke noch ein unrealistischer ist und beschwört daher die Stärkung Mitteleuropas.⁶⁹ Indem er hier die vermeintliche Unausweichlichkeit des russischen Emporstrebens beschreibt, offenbart er Furcht,

⁶⁴ Conze: Friedrich Naumann 359.

⁶⁵ Naumann, Friedrich: Die Hilfe 15 (1915) 233. Vgl. auch Conze: Friedrich Naumann 360.

⁶⁶ Naumann, Friedrich: Die Hilfe 53 (1914) 865: „Es ist kein Geheimnis, daß im Falle eines günstigen Ausgangs des Krieges an einen mitteleuropäischen Staatenverband gedacht wird. Rußland soll Westgebiete verlieren; damit wird die Zahl der anschußlosen politisch gefährlichen Elemente vermehrt, solange es nicht gelingt, den überstaatlichen Verband aufzurichten, dessen zwei Hauptmächte das Deutsche Reich und die österreichisch-ungarische Monarchie sind.“ – Zur Frage des „Kriegsziels Mitteleuropa“ auch: Fischer, Fritz: Griff nach der Weltmacht. Düsseldorf 1994, besonders 215 (Nachdruck der Sonderausgabe 1967).

⁶⁷ Naumann: Mitteleuropa 693.

⁶⁸ Ders.: Die Hilfe 10 (1915) 153.

⁶⁹ Ders.: Mitteleuropa 694: „Trotz aller noch zu erwartenden Krisen und Schwankungen wird die Weckung [Rußlands] einmal erfolgen, und dann bekommt die Masse der russischen Menschen Form und Inhalt. Wenn das kommt, müssen wir schon recht weit sein in Mitteleuropa, um nicht überwältigt zu werden.“

die im Mitteleuropa-Buch durch die Anhäufung rußlandfeindlicher Stereotypen weiter verstärkt wird. „Was wir am Russen verachten, ist ein Teil seiner Stärke, so wie andererseits das, was dem Russen an uns widerwärtig ist, einen Teil unserer besten Kraft ausmacht.“⁷⁰

Auch auf diesem Höhepunkt undifferenzierter Beschimpfungen des russischen Volkes im Text – Ausfälle, die, man kann es nicht deutlich genug betonen, in dieser Schärfe gegenüber den Kriegsgegnern England und Frankreich im Buch nicht zu finden sind – gelingt es Naumann, einen grundsätzlichen Gegensatz zwischen Rußland und Deutschland zu konstruieren. Wie sollen zwei Völker je zusammen kommen, wenn das eine verachtet, was das andere schätzt? Wenn sie über völlig verschiedene moralische Kategorien und Bewertungsmaßstäbe verfügen? Mittels eines weiteren kleinen rhetorischen Kniffs wird die Antithese zwischen „dem Russen“ und „dem Deutschen“ ausgeweitet.

Wir begegnen dieser für uns schwer verständlichen Anziehungskraft des Russentums an unserer ganzen Ostgrenze, bei allen Zwischenvölkern von Finnland bis zum Balkan, die alle in ihren Gefühlen schwanken, ob ihnen nicht doch der unregelte Russe in seiner Naturkraft lieber ist, als der für sie allzu verständige peinliche Deutsche.⁷¹

Verständig steht gegen ungeregt; Ratio gegen Naturkraft. Dabei fordert Naumann für das eigene Volk ein, was er dem anderen verwehrt: Den differenzierten Blick, die Trennung zwischen Eigenbild und Fremdbild. Daß „der Russe“ unregelt und von „Naturkraft“ geprägt ist, wird dem Leser unmittelbar als Fakt vermittelt. Die deutsche Eigenschaft der verständigen Peinlichkeit dagegen wird von Naumann als unreflektiertes Heterostereotyp gekennzeichnet, das in „halbzivilisierten Völkern“ kursiere. Dieses Bild nämlich existiere nur für die „Zwischenvölker von Finnland bis zum Balkan“, die für den Nationalliberalen, der die Geschichte als den Kampf ums Dasein zwischen großen Staaten interpretiert, ohnehin nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Im Folgenden greift Naumann tief in den Fundus gängiger rußlandfeindlicher Stereotypen, ohne dabei allzuviel Kreativität zu beweisen. Die „Roheit des Wesens“, der nahezu mystische „Zauber“ der Russen, ihr „robustes Gewissen“, die „Willkür“, der „Despotismus“ und die „Bestechlichkeit“ –⁷² das alles waren bereits im 19. Jahrhundert gängige Negativ-Stereotypen, die der Isolierung Rußland aus dem europäischen Kontext dienten und versuchten, die „schwer verständliche Anziehungskraft“ russisch-panslawischer Ideologie zu erklären. Während Naumann trotz Kriegssituation für England, Frankreich und die USA gewisse Sympathien und Bewunderung bewahrt hat, ist für ihn in Rußland nichts Positives zu finden. Selbst Stereotypen, die auf die westlichen Staaten bezogen, Anerkennung ausdrückten, werden für Rußlands umgedeutet:

Das, was wir vorhin Elastizität nannten, ist beim Russen Willkür, ein Beamtendespotismus gemildert durch Bestechlichkeit und Launen, sehr verständlich für die Bevölkerungen, die ebenso regieren würden, wenn sie einmal die Führung hätten.⁷³

⁷⁰ Ders.: Mitteleuropa 668.

⁷¹ Ebenda 667.

⁷² Ebenda 668.

⁷³ Ebenda.

Zudem betont Naumann hier die Kontinuität seines deterministischen Rußlandbildes. Es ist für ihn nicht nur der Zarismus, der – wie noch zu zeigen sein wird – bei Masaryk Angelpunkt der Kritik ist. Dem gesamten Land, ja, dem ganzen Volk sei nicht mehr zu helfen. Schließlich sei die Korruption, deren Zehntel ausreichen würde, Deutschland vollends zu ruinieren,⁷⁴ tief in der Bevölkerung verankert, werde von dieser gar zur Bewältigung des politischen und gesellschaftlichen Alltags, der von „Beamtendespotismus“ geprägt sei, genutzt. Angesichts dieser Erkenntnis muß dem Leser besonders furchterregend erscheinen, was Naumann der Blick auf die Geburtenrate offenbart: „Rußland hat die mächtigste Bevölkerungsvermehrung der Welt. Mag es verschwenderisch mit Menschen umgehen, so wachsen sie wieder.“⁷⁵

Ebenso „verschwenderisch“, wie es mit seiner eigenen Bevölkerung umgehe, so fürchtet Naumann, könne es auch mit Deutschland verfahren, würde sich dieses zu einem Wirtschaftsbündnis mit dem Zarenreich entschließen. Dieses locke zwar mit glänzenden Aussichten auf die Erschließung neuer Rohstoffe und Absatzmärkte, verbiete sich aber nicht nur wegen historischer Erfahrungen und des bereits ausgebreiteten grundsätzlichen Gegensatzes zwischen West und Ost.⁷⁶ Zukunftsorientierte politische Überlegungen nämlich sind in Naumanns Mitteleuropa-Konzeption den wirtschaftlichen übergeordnet.

Wir verkaufen dann unsere selbständige politische Zukunft für einen zeitweiligen großen Wirtschaftsvorteil, denn bei diesem Bündnis wächst zwar unser Reichtum aber auch Rußlands Kraft, bis schließlich Rußland uns abschüttelt, weil es uns nicht mehr braucht. Wir werden westliches Anhangsvolk der östlichen Macht.⁷⁷

Eine Zusammenarbeit, die beiden Partnern nützt, gilt Naumann aufgrund der vermeintlichen Unausweichlichkeit russischen Macht- und Expansionsstrebens unmöglich, zumal er im deterministischen Konzept des Kampfes zwischen sinkenden und steigenden Völkern Verbünde auf gleichberechtigter Ebene als unrealistisch ausschließen muß. Eine Partnerschaft zwischen Deutschland und Rußland beginnt in Naumanns Gedankenwelt aufgrund der wirtschaftlichen Überlegenheit Deutschlands mit deutscher Vormachtsstellung, wird aber im Laufe der Zeit durch das unausweichliche, furchterregende Wachstum Rußlands umgekehrt.

Wir decken mit unserem guten Namen die russische üble Wirtschaft und bessern mit unserer Technik und unserem Kapital den Boden, auf dem Millionen von russischen und halbrussischen Menschen geboren werden, die uns nie gleich und vertraut sein werden. Für den russischen Weltmachtverband werden wir dann die Ingenieure des militärischen und wirtschaftlichen Sieges sein. [...] Nie! Lieber klein und allein als russisch.⁷⁸

Die Formel „Lieber klein und allein als russisch“ ist indes weitaus mehr als nur die Quintessenz Naumanns wirtschaftspolitischer Überlegungen. Sie faßt zusammen, worauf Naumann in den drei Argumentationsebenen seines Mitteleuropa-Buchs, die

⁷⁴ Ebenda.

⁷⁵ Ebenda 693.

⁷⁶ Ebenda 674 f.

⁷⁷ Ebenda 675.

⁷⁸ Ebenda.

sich mit Rußland befassen, hingearbeitet hat: Die Konstruktion und Begründung einer Antithese zwischen Deutschland und Rußland, die in die bedingungslose Isolation Rußlands aus dem (mittel-)europäischen Kontext führen muß. Naumanns historische Betrachtungen, die eine Linie vom frühen Mittelalter bis zum Weltkrieg ziehen, zeigen dabei besonders deutlich, wie stark seine mitteleuropäische Identität von Ausgrenzung des vermeintlich grundsätzlich Anderen im Osten geprägt ist. Zugleich dienen sie der Konstruktion eines Geschichtsbildes, das keine Perspektiven kennt, zu Ausgleich, Versöhnung und Integration zu gelangen. Ähnliche Funktion hat die Nennung und Ausarbeitung gängiger rußlandfeindlicher Stereotypen, die noch stärker als die historische Argumentationsebene mit dem irrationalen Faktor der Furcht vor dem Anderen, scheinbar Unbekannten und Fremden, arbeitet. Zentrale Funktion erlangt der Furchtkomplex schließlich in der Diskussion von Zukunftsperspektiven, die Naumann in erster Linie unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten führt.

Der Unterschied zwischen Naumanns Mitteleuropa-Text und den aggressiven Konzeptionen Alld deutscher und Pangermanisten ist dabei weniger im Argumentationsmuster und den ideologischen Grundlagen zu suchen, als in der Schlußfolgerung, die aus der Furcht vor Rußland gezogen wurde. Die extreme Rechte in Deutschland leitete daraus die Forderung nach Vernichtung ab, Naumann die Forderung nach Isolierung. Dieses aber nicht, weil ihm der Gedanke der Eroberung und Unterwerfung der russischen Kultur unerträglich gewesen wäre. Eine Vernichtung Rußlands erschien Naumann schlicht unrealistisch. Einzig und allein ein starkes Mitteleuropa galt ihm als das geeignete „Verfahren, um gegen das wachsende, menschenquellende Russentum gerüstet zu bleiben“⁷⁹ gerüstet zu bleiben für den nächsten, endgültigen und alles entscheidenden Krieg zwischen Rußland und Mitteleuropa, der Friedrich Naumann unausweichlich schien.⁸⁰

Masaryk: Ein starkes Rußland gegen Deutschland

In einer völlig konträren antithetischen Kategorie als Friedrich Naumann dachte Tomáš Garrigue Masaryk. Er interpretierte den Ersten Weltkrieg als Kampf der „Mächte des mittelalterlich, theokratischen Monarchismus, des undemokratischen und antinationalen Absolutismus“, repräsentiert von Deutschland und Österreich-Ungarn, gegen „die konstitutionellen, die demokratischen und republikanischen Staaten“ wie Frankreich, Großbritannien und die inzwischen in den Krieg eingetretene USA.⁸¹ Auch Rußland ist für Masaryk Teil dieses Bundes, zumal er darum weiß,

⁷⁹ Ders.: Die Hilfe 14 (1915) 217.

⁷⁹ Ebenda.

⁸⁰ Anschaulich wird das zum Beispiel, wenn Naumann in der „Hilfe“ die Rolle Rumäniens diskutiert. Sollte dieses sich nicht endgültig entscheiden, ob es zu Rußland oder zum deutschen Mitteleuropa gehören will, werde es zum Schauplatz des nächsten Krieges, „denn Rußland und Mitteleuropa haben dann keinen anderen Weg mehr, sich gegenseitig aufzusuchen. Der belgische Fall wiederholt sich.“ Ders.: Die Hilfe 16 (1915) 249.

⁸¹ Masaryk: Das Neue Europa 20–21.

daß die Furcht und Zielrichtung des aggressiven deutschen Pangermanismus in erster Linie Rußland gilt.⁸²

Masaryks Text ist eine politische Kampfschrift, die an manchen Stellen auf nüchterne Argumentation zugunsten emotionaler Platitudeen, auf differenzierte Analyse zugunsten von schwarz-weiß-Denkmustern verzichtet. Stärker als bei Nauman jedoch tritt bei aller Kritik im gesamten Text „Masaryks liberal-demokratischer Ethos und seine konsequent humanistische Gesinnung“ hervor.⁸³ Die Ziele, die Masaryk mit seinem Buch verfolgte, lagen in der Niederschlagung der Mittelmächte, der Auflösung der Donaumonarchie, der Gründung eines eigenen tschechoslowakischen Staates und – unter Berufung auf Herder – in der Durchsetzung des Prinzips nationaler Selbstbestimmung in Europa. Ähnlich wie Naumann ging es Masaryk um eine politische Neuordnung auf dem Kontinent. Darauf hatte er bereits – als Lobbyist des tschechischen Nationalbewußtseins – im Exil in England und den USA hingearbeitet. 1917, als es um den Aufbau einer tschechischen Armee in Rußland ging,⁸⁴ formulierte Masaryk die ihm vorschwebende europäische Neuordnung gleichzeitig als Abrechnung mit dem „Pangermanismus“.⁸⁵

Die Diskussion der Rolle Rußlands in dieser Auseinandersetzung stellt sich bei Masaryk weitaus differenzierter dar als in Naumanns „Mitteleuropa“. Für Masaryk ist Rußland durchaus Teil der Mächte des „Lichts“ die gegen „Finsternis [...] Gewalt [...] Mittelalter“⁸⁶ der Mittelmächte ankämpfen, allerdings nur, da dieses in der jüngsten Vergangenheit eine positive historische Entwicklung aufweise: „Das alte Rußland hat in diesen Bund nicht hineingepaßt, aber Rußland hat den Zaren gestürzt und strebt die Republik – sogar die sozialistische – an [...]“⁸⁷

Anders als Naumann, der auf internationalem Parkett über nur wenig Erfahrung verfügte und sich daher in außenpolitischen Belangen Rat unter anderem bei dem russophoben Publizisten Paul Rohrbach holen mußte,⁸⁸ galt Masaryk als exzellenter Kenner russischer Politik und Kultur.⁸⁹ Sein voluminöses Werk über Rußland war hinsichtlich der Frage der Zugehörigkeit Rußlands zu Europa ein zwar skeptisches,

⁸² Ebenda 10–12.

⁸³ Hahn: Masaryks Konzept eines „Neuen Europa“ 41.

⁸⁴ Zum historischen Hintergrund: Kalvoda, Josef: *The Genesis of Czechoslovakia*. New York 1996.

⁸⁵ Daß diese Abrechnung recht undifferenziert geriet, zeigen Loewenstein: *Weltkrieg und Staatskonzeption* 19–22; Jaworski: *Masaryk versus Naumann* 129–130; Kritisch setzt sich mit Masaryk auch auseinander: Nolte, Hans-Heinrich: *Die demokratische Nation als Mythos. Überlegungen zum Werk T.G.Masaryks*. In: *Mythen in Geschichte und Geschichtsschreibung aus polnischer und deutscher Sicht*. Hrsg. v. Adelheid von Saldern. Münster 1996, 172–182.

⁸⁶ Masaryk: *Das Neue Europa* 21.

⁸⁷ Ebenda 20.

⁸⁸ Shanahan: *Liberalism and foreign affairs* 197. – Rohrbach, der Naumanns Nationalismus entscheidend prägte, war ab 1903 bei der „Hilfe“ zuständig für das Ressort Außenpolitik.

⁸⁹ Masaryk hatte bereits als Gymnasiast in Wien Kontakt zu jungen Russen geschlossen, dann slawische Altertumskunde studiert und sich in der Folgezeit mit zahlreichen Veröffentlichungen zur russischen Geistesgeschichte und Politik einen Namen gemacht. Vgl. Jakowenko, Boris: *Masaryk und die russische Philosophie*. In: *Festschrift Th. G. Masaryk zum 80. Geburtstag*. 2 Bde., Hrsg. v. Dems. Bonn 1930, Bd. 2, 105–120.

aber nicht grundsätzlich ablehnendes Buch. Eine seiner grundsätzlichen Thesen: In Rußland erkenne Europa seine eigene Kindheit. „Rußland ist – auch Europa. Wenn ich darum Rußland und Europa entgegensetze, so vergleiche ich zwei Zeitalter miteinander.“⁹⁰ Im Zarenreich, so Masaryk weiter, stünden sich Dogmatismus und Kritizismus, Mythos und Vernunft gegenüber. Masaryk interpretierte in diesem Werk die Geschichte Rußlands als Geschichte einer stetigen Verspätung. Modernisierung, Aufklärung, Industrialisierung seien Prozesse, die in Rußland verspätet eingesetzt und ein Rußland zweier Geschwindigkeiten geformt hätten: einerseits eine an westlichen Vorbildern orientierte Oberfläche von Adel und Bürokratie, andererseits eine autokratische, rückständige Grundstruktur, die durch die Jahrhunderte hindurch unangetastet blieb und laut Masaryk das Wesen des russischen Volkes geprägt habe.⁹¹

Die entschiedene Ablehnung des zaristischen Systems, die sich auch im obigen Zitat aus dem „Neuen Europa“ findet, hat aus Masaryk jedoch keinen Anhänger der russischen Revolutionäre gemacht. Seine Forderung, daß auch Revolutionen von kritischer Selbstreflexion und hohen ethischen Ansprüchen gekennzeichnet sein mußten, sah er von den Bolschewiki nicht erfüllt, da diese noch „die zarische Uniform, wenn auch gewendet“ getragen hätten.⁹²

Auch im Buch „Das Neue Europa“ wird die zentrale These von der verspäteten Entwicklung Rußlands aufgegriffen und zur Konstruktion eines „nationalen und politischen Gegensatz des Westens und Rußlands“ verwendet:

[...] im Westen gibt es viele Nationen und Staaten, Rußland hat viele Nationen, bildet aber einen Staat. Auf einem nicht größeren, wenn auch dichter bewohnten Territorium bietet der Westen politisch die Organisation zahlreicher und alter Kulturnationen; er repräsentiert politisch, wirtschaftlich und allgemein-kulturell eine intensivere Organisation, ein intensiveres Ausnützen aller Kulturkräfte, während Rußland sich noch im Stadium der Extensivität befindet.⁹³

Dennoch wird die Antithese zwischen West und Ost nicht so tiefgreifend und fundamental formuliert wie bei Naumann:

Im Westen, welch eine Mannigfaltigkeit und Buntheit von selbständigen Sprachen, Nationen und Staaten [...]; im zaristischen Rußland – welch eine Eintönigkeit der Verwaltung! Und doch ist nicht einmal der Westen schon hinreichend autonomisiert, auch im Westen drückt noch die Zentralisation das natürliche Streben nach Individualisation und Autonomisation nieder; daher das Streben der verschiedenen Nationen nach Selbständigkeit und daher auch dieser Krieg. Auch Rußland besitzt eine von der Natur und Geschichte gegebene Mannigfaltigkeit kultureller Kräfte und Gebietsteile, aber der Zarismus hat es nicht verstanden, diese Kräfte zu wecken und zu organisieren und darum ist er so elendiglich in sich selbst zusammengestürzt und verschwunden, und darum ist auch die Revolution bis jetzt so negativ und wenig konstruktiv.⁹⁴

Bei näherer Betrachtung also beginnen sich die vermeintlich grundlegenden Gegensätze zwischen Individualität und Zentralismus, zwischen Mannigfaltigkeit

⁹⁰ Masaryk: *Geschichts- und Religionsphilosophie*. Bd. 1, 8.

⁹¹ Ebenda 11–191.

⁹² Ders.: *Die Weltrevolution* 188.

⁹³ Ders.: *Das Neue Europa* 80.

⁹⁴ Ebenda 81.

und Eintönigkeit aus dem Korsett der Grundsätzlichkeit zu lösen; anders als Naumann kennt Masaryk bei der Gegenüberstellung von West und Ost neben Schwarz und Weiß auch die Schattierungen dazwischen. Die am Zarismus geübte Kritik, die Masaryk in seinen zahlreichen Publikationen nicht müde wird, zu betonen, führt ihn – und auch das unterscheidet ihn von Naumann – keineswegs zu einem deterministischen Geschichtsbild. Die Revolution schließlich habe nur „bis jetzt“ zu keinem positiven Wandel geführt – eine Prognose für die Zukunft aber, die der Glaube an eine Zwangsläufigkeit in der Entwicklung Rußlands erlauben würde, leitet Masaryk aus seiner Kritik nicht ab.

Gleichwohl ist der Versuch, ein differenziertes Rußlandbild zu entwerfen, bei Masaryk kein Selbstzweck. Masaryk, dem radikaler Panslawismus fremd war und der im zeitgenössischen tschechischen Kontext gegenüber dem Slawophilen Kramář als der „Westler“ galt,⁹⁵ verfolgt durch die Forderung, Rußland zu unterstützen und zu stärken, das konkrete Ziel der militärischen Niederschlagung der Mittelmächte. Masaryk geht es im „Neuen Europa“ um die Lösung der Nationalitätenfragen in Mitteleuropa, um die sogenannten „Zwischenvölker“, nicht um die angespannte Situation im Vielvölkerstaat Rußlands. Diese wird von ihm umschifft, die verwendete Rhetorik weist gar Züge von Zynismus auf. So bemerkt er zum Nationalitätenproblem in Rußland lapidar:

Jede einzelne nationale Frage ist ein selbständiges, besonderes Problem, welches die Kenntnis aller gegebenen Tatsachen erfordert [...] Bei solcher Kompliziertheit des Problems kann man wohl sagen, daß es ebensoviel nationale Fragen als Nationen und Minoritäten gibt – man darf nicht alle nationalen Fragen nach einer Schablone lösen wollen.⁹⁶

Warum er für die zahlreichen Völker im russischen Staat nicht das einfordert, was er für die mitteleuropäischen Nationen verlangt, führt Masaryk im weiteren Verlauf des Textes aus:

Ein deutscher baltischer Schriftsteller hat unter dem Namen Inorodetz unlängst in Paris eine Schrift veröffentlicht, in welcher er in Rußland an hundertelf Nationen aufzählt. Seine Tendenz geht, sowie die aller Pangermanen, dahin, die Vielsprachigkeit Rußlands zu betonen und dadurch die nationale Buntheit Österreich-Ungarns und Preußens in Schutz zu nehmen. Aber zwischen Rußland einerseits und Österreich-Ungarn und Preußen andererseits besteht in nationaler Hinsicht ein großer Unterschied. Die Mehrzahl der Nationen in Rußland ist unkultiviert, und ihr Nationalbewußtsein ist nur sehr wenig entwickelt; und man kann sagen, daß die Russen selbst noch nicht auf dem nationalen Standpunkt stehen [...]. Und darum ist die Art, wie die nationalen und sprachlichen Fragen in Rußland zu lösen wären, von der in Europa angezeigten Methode verschieden.⁹⁷

Zweierlei ist hier bemerkenswert. Einerseits der Unwillen Masaryks, sich der Nationalitätenfrage in Rußland mit ähnlicher Differenziertheit und Emphatie sowie vergleichbarem Engagement zu widmen wie der in Mitteleuropa. Verklauusliert unter der Meßlatte des Entwicklungsgrades nationalen Bewußtseins wird dem Leser

⁹⁵ Ders.: Weltrevolution 19: „Im gegebenen Falle liebte ich, das darf ich ruhig sagen, Rußland, d. i. die russischen Nationen und das Volk nicht weniger, als es unsere Russophilen taten, aber die Liebe kann und darf den Verstand nicht einullen.“

⁹⁶ Ders.: Das Neue Europa 54.

⁹⁷ Ebenda 81.

vom großen Kenner russischer Geistesgeschichte und Politik ein gängiges Negativ-Stereotyp gegenüber Rußland vermittelt. Masaryk, für den der Stand des Nationalbewußtseins offenbar Gradmesser für die Zivilisation und kulturelle Reife eines Volkes ist, spricht dieses dem russischen ab. Den Hintergrund dafür nennt er selbst, wenn auch ebenso verklausuliert: Rußland ist eben doch nicht Europa.⁹⁸ Was für Europa richtig ist, muß auf Rußland noch lange nicht zutreffen.

Zum anderen vermag dieser Passus im Text zu demonstrieren, wie sehr Masaryk seine Argumentation dem Primat rhetorischer Funktionalität unterzuordnen bereit ist. Das von ihm beim Vergleich der Nationalitätenfrage angewandte Prinzip, daß Unrecht nicht durch anderes Unrecht entschuldigt werden kann, wird genutzt, weil es seiner Sache – der Kritik der Nationalitätenpolitik der Mittelmächte – dient. Im weiteren Text aber, bei der Diskussion der polnischen Frage, wendet Masaryk selbst an, was er zuvor am Schriftsteller Inorodetz scharf angegriffen hat. So gelingt es Masaryk, die preußische Unterdrückung der polnischen Nation selbst im Vergleich zur russischen Repression an den Pranger zu stellen und als das größere Übel zu kennzeichnen. Er schreibt: „Rußland ist gegen Polen brutal vorgegangen, aber nicht ärger und gefährlicher als das kultivierte Preußen.“⁹⁹

Diese Form der Relativierung moralisch-ethischer Defizite und des repressiven Charakters russischer Politik angesichts des Furchtkomplexes „Pangermanismus“ taucht auch an anderer Stelle im Text auf. Der Gegensatz zwischen Deutschland und Rußland, der sich Masaryk im Ersten Weltkrieg, nach Ausbruch der russischen Revolution, als „Kampf zwischen Licht und Finsternis“ darstellt, bildet keine Konstante der Geschichte. Bei ihm ist die Antithese zwischen Deutschland und Rußland – anders als bei Friedrich Naumann – nicht durch eine grundsätzliche historische Feindschaft begründet. Rußland und Deutschland seien gar vor der deutschen Reichsgründung aufgrund struktureller Nähe zur Partnerschaft geradezu prädestiniert gewesen. Allein der aggressive deutsche Drang nach Osten habe dieses Bündnis zerstört.

Das Verhältnis Deutschlands zu Rußland war durch das Verhältnis Preußens zum Zarismus gegeben. Es wurde schon ausgeführt, daß die preußische Theokratie aus innerer Verwandtschaft heraus mit der russischen sich verstanden hat. Die österreichische Theokratie schmiegte sich an die preußische und russische an [die heilige Allianz] [...], aber die alte Gegnerschaft von Rom und Byzanz und die jesuitische Politik Wiens am Balkan haben das gegenseitige Verhältnis immer mehr zugespitzt, und am Ende hat die Aussicht auf Beute (Ackerboden) die russophile Politik Bismarcks und Treitschkes geändert.¹⁰⁰

Das Bündnis also wurde von deutscher Seite aufgekündigt, da diese eine weit-aus aggressivere Politik betrieb als Rußland. Die deutsche und österreichisch-ungarische Monarchie interpretiert Masaryk als sehr viel gefährlicher als den russischen Zarismus, der „ungebildet und roh und eben darum weniger schädlich gewesen sei.“¹⁰¹ Hier ist es wieder, das – wenn auch wohlmeinende – Negativ-Stereotyp russi-

⁹⁸ Hintergrund ist auch hier ein antithetisches Geschichtsbild, das auf die „alte Gegnerschaft von Rom und Byzanz“ verweist. Ebenda 85.

⁹⁹ Ebenda 113.

¹⁰⁰ Ebenda 85.

¹⁰¹ Ebenda.

scher Unkultiviertheit, das verklausuliert auch an anderer Stelle im Text auftaucht. Wohlmeinend deshalb, weil es nicht direkt, sondern allenfalls auf einer Meta-Ebene der Ausgrenzung Rußlands dient. Direkte Funktion ist vielmehr, die Rolle des einzig wahren Feindes von Humanismus, Zivilisation, Fortschritt und Logik ausschließlich den Mittelmächten zuzuweisen, da der deutsche Drang nach Osten, anders als der russische nach Westen (den Masaryk auch nennt, aber nicht weiter erläutert),¹⁰² letztlich die Herrschaftsachse Berlin-Warschau-Kiew-Odessa im Visier habe und somit eine Gefahr für die gesamte Welt darstelle: „[...] beherrscht Deutschland den Osten, wird es Herr auch des Westens. Europa, ja die ganze Menschheit, braucht Rußland, ein selbständiges und starkes Rußland.“¹⁰³

Das deutsche Mitteleuropa und damit die deutsche Weltherrschaft zu verhindern, sei also nur mit einem starken Rußland möglich. Voraussetzung dafür sei aktive Hilfe der Alliierten zur politischen Reorganisation des revolutionären Landes. Es folgt zur Einwerbung dieser Unterstützung eine Aufzählung dessen, was Rußland Europa zu bieten habe, wenn erst nach dem Zarismus der Romanows auch der „Zarismus der russischen Masse und Revolutionäre“¹⁰⁴ beseitigt sei:

Europas Entwicklung geht auf Freiheit und Menschlichkeit [...] Hierzu vermag Rußland, das die Republik und Demokratie anstrebt, beträchtlich beizutragen und es trägt auch schon bei [...]. Rußland hat sich in Europa Geltung verschafft durch seinen Puschkin, Turgenev, Tolstoj, Dostojewskij, Gorkij – Rußland wird auch einen großen politischen Einfluß haben, wenn es seine Revolution folgerichtig durchführt, – aber es muß auch eine Revolution der Köpfe und Herzen sein.¹⁰⁵

Hier wird mit Verweis auf die großen russischen Dichter das Negativ-Stereotyp der Unkultiviertheit vermeintlich neutralisiert. Doch auch dieser Rückgriff hat funktionalen Charakter: Es geht Masaryk um ein starkes Rußland nicht Rußlands wegen, sondern zur Durchsetzung der eigenen politischen Ziele. So findet sich auch in diesem Textabschnitt wieder die Konstruktion des Gegensatzes zwischen Rußland und Europa. Das Streben Europas und Rußlands hin zu Freiheit und Demokratie nämlich mag zwar gewisse Parallelen aufweisen – in Masaryks Rhetorik aber handelt es sich um zwei Entwicklungen, nicht eine gemeinsame.

„Die russische Gefahr“ versus „Die pangermanische Gefahr“

Spiegelbildlich zu Naumann baut Masaryk seine Europa-Konzeption also auf einem Gegensatz zwischen Deutschland und Rußland auf, der keine Alternative kennt. Unterschiede liegen in der Akzentuierung: Bei Naumann ist die Antithese Rußland-Deutschland eine russisch-europäische. Masaryk dagegen sieht zwar den russisch-europäischen Kontrast – aber auch einen deutsch-europäischen. Eines ist beiden gemeinsam. Die Losung lautet: Entweder Rußland – oder Deutschland. Eine friedliche Koexistenz ist in einer solchen Logik undenkbar.

¹⁰² Ebenda 82.

¹⁰³ Ebenda 86.

¹⁰⁴ Ebenda.

¹⁰⁵ Ebenda.

Auch die Grundzüge des Furchtkomplexes „die russische Gefahr“, den Naumann in seinem Mitteleuropa-Buch konstruiert, finden sich in bemerkenswerter Analogie im „Neuen Europa“ des tschechischen Staatsgründers spiegelbildlich als „pan-germanische Gefahr“ wieder. Rußlandfeindliche Stereotypen dagegen sind – zumindest in Bezug auf den Vorwurf der Unkultiviertheit und Rückständigkeit – in beiden Texten vorhanden. Der Unterschied, wenn Naumann offen von der „Roheit“ russischen Wesens spricht und Tomáš G. Masaryk das Adjektiv „roh“ dem Romanowschen Zarismus zuweist, um im selben Satz die Kontinuität des Zarismus in Volk und bei den Revolutionären zu betonen, ist allenfalls marginal, keinesfalls prinzipiell. Beides, die offene wie auch die verklausulierte Verwendung russophober Vorurteile im Text, basiert auf dem selben Paradigma: Wenn von Europa die Rede ist, kann kaum Rußland gemeint sein. Indes sind die Schlußfolgerungen, die beide Autoren aus der Diskussion der Rolle Rußlands in ihren Europa-Konzeptionen ziehen, unterschiedliche. Naumann fordert die bedingungslose Ausgrenzung. In seiner Hauszeitschrift „Die Hilfe“ schreibt er etwa zeitgleich mit dem Erscheinen seines Mitteleuropa-Buches: „Es versteht sich von selbst, daß die russische Westgrenze, die unsere Ostgrenze ist, ihren Grenzwall bekommt, und zwar von beiden Seiten.“¹⁰⁶

Masaryk dagegen, der sich trotz aller Kritik an Rußland eine Liebe zu Land und Leuten bewahrt hat („I like the russians, you know!“ notierte er nach der Februarrevolution für seine Ehefrau ins Tagebuch),¹⁰⁷ setzt auch in der Betonung eines russisch-europäischen Gegensatzes auf friedliche Koexistenz und Bündnispolitik. An seinen späteren Außenminister Beneš schrieb er im September 1916: „Ich betrachte den slawischen Komplex und den europäischen – wenn das eine Gesamtheit wird, kann ich einige Nachteile von Teilen dieser Gesamtheit in Kauf nehmen.“¹⁰⁸

¹⁰⁶ Naumann, Friedrich: *Die Hilfe* 16 (1915) 249.

¹⁰⁷ Masaryk an Charlotte G. Masarykova (Tagebucheintrag) 16.3.1917. Zit. nach: Weg von Österreich! 432.

¹⁰⁸ Masaryk an Beneš, London 12.9.1916. Zit. nach: *Ebenda* 353.

MONARCHIE ODER LIBERTÄT:
DIE KAISERWAHL FERDINANDS II. UND DER
VERSUCH EINER RÖMISCHEN KÖNIGSWAHL
VIVENTE IMPERATORE AUF DEM
REGENSBURGER KURFÜRSTENTAG 1630

Von Carsten Kretschmann

Die mehr oder minder „großen Männer“, die noch im Bewußtsein des 19. Jahrhunderts am ewigen Faden der Geschichte gesponnen haben, sind in Verruf geraten. Das hat weniger mit dem Umstand zu tun, daß sich alle bedeutenden Persönlichkeiten heute eine größere Skepsis gefallen lassen müssen, als mit der Unredlichkeit mancher Biographen, die das Besondere ihres Helden auf Kosten des allgemein Wirksamen ungebührlich in den Vordergrund rückten. Spätestens durch Lothar Galls vielbeachtete Bismarck-Biographie ist freilich deutlich geworden, daß eine konsequente Negation des Individuellen, wie sie in den Strukturmodellen der 1970er Jahre *en vogue* zu sein schien, letztthin ins historische Nichts führen muß. Dies um so bestimmter, als es in der Geschichte ja stets „Menschen mit ihren Fehlern und Fähigkeiten“¹ sind, die über die Ausbildung, die Erhaltung, schließlich auch über den Verfall von Strukturen entscheiden, sie prägen und wandeln. Daher ist der Mensch gewissermaßen der Schlüssel zur Geschichte,² deren Untersuchung immer beides zugleich zu leisten hat, die Betrachtung des Individuums und der Zeitläufte, in denen es handelt und lebt. Es bedarf darum keiner Entschuldigung, wenn mit Kaiser Ferdinand II. einer jener Menschen im Mittelpunkt der folgenden Überlegungen steht, deren Leben für ihr Zeitalter – seine Höhen wie Tiefen – in besonderer Weise prägend gewesen ist.

Der Fall des Habsburgers ist schon von daher interessant, weil sein Bild, je nach konfessionellem Standpunkt, bis in die zeitgenössische Historiographie hinein eigenartig schillert und changiert.³ Dabei ist nicht zu verkennen, daß gerade zur Beurteilung dieses ersten Kaisers des Dreißigjährigen Krieges das Verhältnis von Besonderem und Allgemeinem, von Individuellem und Zeitverhaftetem immer wieder neu austariert werden muß, will man Freiheit und Gebundenheit seines Handelns jeweils angemessen bestimmen. So läßt sich etwa beim Vergleich zwischen der Kaiserwahl Ferdinands im Jahre 1619 und dem Versuch einer Wahl seines gleichnamigen Sohnes

¹ Schieder, Theodor: Strukturen und Persönlichkeiten in der Geschichte. In: Ders.: Geschichte als Wissenschaft. Eine Einführung. München 1965, 149–186, hier 186.

² Gall, Lothar: Das Argument der Geschichte. Überlegungen zum gegenwärtigen Stand der Geschichtswissenschaft. HZ 264 (1997) 1–20, bes. 14.

³ Eine kritische, die Forschungen zu Leben und Zeit bündelnde und abwägende Biographie Ferdinands II. steht noch aus.

zum römischen König *vivente imperatore* anlässlich des Regensburger Kurfürstentages 1630 beobachten, wie in der kontinuierlichen Politik der Kurfürsten gegen vermeintliche oder tatsächliche Tendenzen zum Reichsabsolutismus eine Haltung wirksam ist, die man ebenso als Struktur betrachten kann wie die entscheidenden außenpolitischen Konstellationen.⁴

Allerdings fußen solche rasterhaften Antagonismen und Gleichgewichtsmechanismen im letzten doch wieder auf den Konzeptionen und Zielen von Regenten und Räten, von Menschen also mit ihren verschiedenen Erfahrungen und Perspektiven. Ihre Handlungsspielräume zu erkunden, heißt daher im Grunde genommen nichts weiter, als die Akteure im historischen Raum zu verorten. Der oft belächelte Blick auf die „großen Männer“ gilt darum immer auch den sie umgebenden, sie befördernden oder behindernden Strukturen, die mehr sind als ein schmucker Theaterprospekt. Eine solche Sichtweise vermag daneben einen Eindruck vom schwer Ergründlichen zu vermitteln, von den Wünschen und Stimmungen, den Hoffnungen und Ängsten der Zeit. Auch sie gehören zum ‚eigentlich Gewesenen‘.

I.

Den Vorschriften der Goldenen Bulle folgend, die seit 1356 das Verfahren der römischen Königswahl abschließend regelte, teilte der Erzbischof von Mainz, Johann Schweikard, den am 20. März 1619 erfolgten Tod Kaiser Matthias' zunächst seinen kurfürstlichen Kollegen mit, bevor er am 18. April Bürgermeister und Rat der Stadt Frankfurt von der Ausschreibung des Wahltages zum 20. Juli 1619 informierte und um die nötigen Vorbereitungen ersuchte.⁵ Allerdings trafen zum festgesetzten Termin nur der Erzbischof von Mainz sowie die Delegation des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen am Main ein. Tags darauf hielten die Gesandtschaften des Markgrafen von Brandenburg und des Pfalzgrafen Friedrich V. ihren Einzug in Frankfurt, während Erzbischof Ferdinand von Köln am 23. Juli und der Kurfürst von Trier erst zwei Tage darauf am Wahlort einlangten. Als letzter erschien am 28. Juli König Ferdinand von Böhmen und Ungarn in Frankfurt – und zwar nicht bloß als Kurfürst des Reiches, sondern als Bewerber um die Kaiserkrone.⁶

Im habsburgischen Sinne sollte damit die Nachfolge für Kaiser Matthias entschieden werden, die den Wiener Hof schon jahrelang beschäftigt hatte. Die Kinderlosigkeit aller fünf Söhne Maximilians II. nämlich hatte zu einem Dilemma geführt,

⁴ Gerade die internationalen Beziehungen, die im Politikverständnis der frühen Neuzeit eine Größe *sui generis* darstellten, verdienten stärkere Beachtung durch die Forschung. So auch das Plädoyer von Hochedlinger, Michael: Die Frühneuzeitforschung und die „Geschichte der internationalen Beziehungen“. Oder: Was ist aus dem „Primat der Außenpolitik“ geworden? *MIÖG* 106 (1998) 167–179.

⁵ Schlösser, Susanne: Wahl- und Krönungsakten des Mainzer Reichserzkanzlerarchivs 1486–1711. Inventar. Stuttgart 1993, Nr. 113. (Geschichtliche Landeskunde 39).

⁶ Hurter, Friedrich von: Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern. Personen-, Haus- und Landesgeschichte. Bd. 8. Schaffhausen 1857, 37. – Ferdinands Wahlbotschafter, Reichshofrat Hans Rupprecht Hegenmüller und Maximilian von Trautmannsdorff, der böhmische Kanzler, waren allerdings bereits am 19. Juli in Frankfurt eingetroffen. *E b e n d a* 35.

dessen Bedrohlichkeit im „Bruderzwist“ nur allzu offensichtlich geworden war. Auch wenn die Wahl eines Habsburgers zum römischen König noch zu Lebzeiten Kaiser Matthias' an den Widerständen des Kurkollegs, insbesondere aber an der inneren Zerrissenheit der kaiserlichen Verwandtschaft und der Wiener Diplomatie gescheitert war, hatten die an sich zunächst erbberechtigten Brüder des Kaisers aus dynastischen Erwägungen heraus letztthin doch Abstand von einer Bewerbung genommen und sich statt dessen für die Kandidatur des Veters aus Graz ausgesprochen.⁷ Und da diesem bereits 1617 im Oñate-Vertrag der Verzicht König Philipps III. von Spanien, eines Enkels Maximilians II.,⁸ auf eine Kandidatur um die Kaiserkrone gegen wertvolle, freilich nie eingelöste territoriale Zusagen verbrieft worden war,⁹ wußte Ferdinand im Sommer 1619 die gesamte *Casa de Austria* hinter sich.

Entschieden war damit freilich noch nichts. Zwar liegt es auf der Hand, daß dynastische Motive bei der Königswahl eine besondere Rolle spielten,¹⁰ doch hieße es, die Bedeutung der freien Wahl im Alten Reich zu unterschätzen, wollte man die Wahl eines Habsburgers aus Gründen der Tradition oder der Opportunität als von vornherein gesichert betrachten.¹¹ Gerade weil dieses Geschlecht bereits seit 1438 ohne Unterbrechung das Reichsoberhaupt stellte, erschien es unter dem Blickwinkel von Kaisermacht und Fürstensouveränität durchaus denkbar, daß die Kurfürsten, ohne sofort zum Prinzip der „springenden Wahlen“ zurückzukehren, dem Haus Habsburg zumindest einmal die Grenzen seiner Macht demonstrieren könnten, zumal die Goldene Bulle die Königswahl ausschließlich von der Eignung des Kandidaten abhängig machte.¹² Es versteht sich, daß die Wiener Kanzlei in den für die Kur-

⁷ Albrecht, Dieter: Ferdinand II. 1619–1637. In: Die Kaiser der Neuzeit. 1519–1918. Heiliges Römisches Reich, Österreich, Deutschland. Hrsg. von Anton Schindling u. Walter Ziegler. München 1990, 125–141, hier 129.

⁸ Der Anspruch Philipps III. beruhte auf dem Erbrecht seiner Mutter, das erst nach dem völligen Verlöschen der männlichen Linien wirksam geworden wäre. Hierzu Silbert, Johann P.: Ferdinand der Zweite, Römischer Kaiser und seine Zeit. Wien 1836, 43.

⁹ Der nach dem spanischen Gesandten in Wien, Iñigo Graf Oñate, benannte Vertrag sah für den Fall einer Erhebung Ferdinands zum römischen Kaiser die Abtretung des habsburgischen Besitzes in der Ortenau und im Elsaß an Spanien vor sowie die Belehnung des spanischen Königs mit den italienischen Reichslehen Finale und Piombino. – Zur Bedeutung dieses Geheimvertrages für die spanischen Habsburger. Ernst, Hildegard: Madrid und Wien. 1632–1637. Politik und Finanzen in den Beziehungen zwischen Philipp IV. und Ferdinand II. Münster 1991, 15. (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte 18).

¹⁰ Hugelmann, Karl Gottfried: War Deutschland ein Wahlreich? *MIÖG* 36 (1928) 405–421, hier 411. – Jetzt ausführlich Gotthard, Axel: Säulen des Reiches. Die Kurfürsten im frühneuzeitlichen Reichsverband. Bd. 1–2, Husum 1999, 525–568. (Historische Studien 457/1–2).

¹¹ Zum Hintergrund Dotzauer, Winfried: Die Entstehung der frühneuzeitlichen deutschen Thronerhebung: Säkularisation und Reformation. In: Herrscherweihe und Königskrönung im frühneuzeitlichen Europa. Hrsg. von Heinz Duchhardt. Wiesbaden 1983, 1–20, hier 3. (Schriften der Mainzer Philosophischen-Fakultätsgesellschaft 8).

¹² Hierzu Kleinheyer, Gerd: Die kaiserlichen Wahlkapitulationen. Geschichte, Wesen und Funktion. Karlsruhe 1968, 3. (Studien und Quellen zur Geschichte des deutschen Verfassungsrechts. Reihe A. Studien 1).

fürsten bestimmten Wahlschreiben daher jedes Wort von Sukzession und Erbrecht vermied, nur am Rande auf die Verdienste des Hauses Habsburg bei der Türkenabwehr einging und alle wesentlichen Argumente auf die Persönlichkeit Ferdinands zuschnitt, der vor allen anderen Fürsten mit den „Tugenden der Sanftmüthigkeit, der Aufrichtigkeit, der Holdseligkeit, der Ehrbarkeit, der Ingenuität, der Erfahrungheit in Sprachen, Dexterität in Rathschlägen, Facilität in Audienzen, Arbeitsamkeit, Gerechtigkeit, Großmüthigkeit im Unglück, Moderation in glücklichen Zuständen“¹³ ausgestattet sei.

Diese unterschwelligten Bedenken sollten sich jedoch als unbegründet erweisen. Abgesehen von verschiedenen Initiativen des pfälzischen Kurfürsten, der versucht hatte, zuerst den Herzog von Lothringen, dann den Herzog von Bayern und schließlich den Herzog von Savoyen zur Bewerbung um die Kaiserkrone zu veranlassen,¹⁴ abgesehen auch von der „zweideutige[n] Politik des Dresdner Hofes“,¹⁵ der seine Gesandten beim Frankfurter Wahltag zunächst mit unzureichenden Vollmachten versehen hatte,¹⁶ verliefen die Kollegialberatungen der Kurfürsten im sogenannten Konferenzzimmer auf dem Römer im Juli und August 1619 ohne größere Probleme. Sei es, daß man aus den „springenden Wahlen“ der Vergangenheit gelernt hatte, daß stetiger Wechsel im Kaisertum oftmals eine ungewollte Hausmachtspolitik des Herrschers zu Lasten des Reiches provozierte;¹⁷ sei es, daß man sich angesichts der schwelenden Türkengefahr bewußt war, wie eng und vorteilhaft das Eigeninteresse der Habsburger mit dem Nutzen für das Reichsganze verbunden war;¹⁸ sei es schließlich auch, daß man sich an die alles in allem doch glückliche Kaiserherrschaft der Habsburger in den vergangenen 180 Jahren erinnerte und eben doch geneigt war, das besondere Verhältnis dieses Geschlechts zum Kaisertum als wahlbeeinflussende Größe hinzunehmen und anzuerkennen – über seine Wahl brauchte sich der zumeist auf der Jagd im Darmstädtschen weilende König von Böhmen jedenfalls nur wenig Gedanken zu machen.¹⁹

¹³ Zit. nach Hurter: Ferdinand II. und seine Eltern. Bd. 8, 4. – Gotthard: Säulen des Reiches 532–535.

¹⁴ Hurter: Ferdinand und seine Eltern. Bd. 8, 7–14.

¹⁵ Tatra, Ferdinand: Zur Kaiserwahl 1619. Actenstücke des k. sächsischen Hauptstaatsarchivs zu Dresden. Mit einer Einleitung: Ueber die Stellung Kursachsens gegenüber dem König Ferdinand und dem böhmischen Aufstande bei der Kaiserwahl 1619. Wien 1878, 5.

¹⁶ Ebenda 10.

¹⁷ Boldt, Hans: Deutsche Verfassungsgeschichte. Politische Strukturen und ihr Wandel. Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Ende des älteren deutschen Reiches 1806. München 1994, 249 f.

¹⁸ Ebenda 255. – Gotthard: Säulen des Reiches 536–544.

¹⁹ Franzl, Johann: Ferdinand II. Kaiser im Zwiespalt der Zeit. Graz 1978, 204. – Allerdings dürfte Ferdinand schon aus Gründen der Sicherheit das nicht gerade gastfreundliche Frankfurt zeitweise verlassen haben. Zum Tumult bei Ferdinands Ankunft vgl. etwa den Bericht Kurkölns an Maximilian von Bayern vom 29. Juli 1619. In: Briefe und Akten zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Neue Folge. Die Politik Maximilians I. von Bayern und seiner Verbündeten 1618–1651. 1. Teil, 1. Bd.: Januar 1618–Dezember 1620. Auf Grund des Nachlasses von Karl Mayr-Deisinger bearbeitet und ergänzt von Georg Franz. Auf Veranlassung und mit Unterstützung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. München-Wien 1966 [künftig zitiert als BA I] 209, hier Anm. 1.

Gewiß versuchten die pfälzischen Gesandten nach wie vor, Kursachsen gegen Ferdinand in Stellung zu bringen.²⁰ Und auch die in Hanau stehenden Vertreter der rebellierenden böhmischen Stände wurden nicht müde zu betonen, daß Ferdinand als König von Böhmen abgesetzt und somit nicht zur Wahl befugt sei.²¹ Doch als man, nach sechstägiger Beratung der Wahlkapitulation, am 28. August in der Sakristei der Bartholomäuskirche zur Wahl schritt, fiel das Votum eindeutig aus.²² Zwar verlas Graf Johann Albrecht von Solms, der Obersthofmeister des Pfalzgrafen, ein eigenhändiges Schreiben Friedrichs V., in welchem mehrere taugliche Bewerber für die römische Krone genannt wurden, und gab die kurpfälzische Stimme schließlich dem Herzog von Bayern als einem „friedfertigen Fürsten, der sein Land in gutem Friedensstand erhalte und in keinen Krieg implicirt seye.“²³

Als sich die übrigen Kurfürsten jedoch für Ferdinand aussprachen und sich dieser, in seiner vom Kurkolleg nie bestrittenen Eigenschaft als König von Böhmen, die eigene Kurstimme gab, um sich „kein Ungleich zu tun“,²⁴ zog der pfälzische Gesandte gemäß seiner Instruktion die Stimme für Maximilian von Bayern wieder zurück und wählte ebenfalls Ferdinand.²⁵ Der konnte daraufhin erklären, daß er die Krone mit Dank annehme, und versprach, er wolle „unter Gottes Beistand so regieren, daß Churfürsten, Fürsten und Stände wohl zufrieden seyn würden.“²⁶

Nachdem die Abgeordneten der Stadt Nürnberg mit den Reichsinsignien eingetroffen waren, begab sich Ferdinand am Morgen des 9. Septembers zur Kaiserkrönung in den Dom.²⁷ Draußen ergötzte sich das Volk an den Belustigungen jenes

²⁰ Noch Mitte August wurde Christoph von Donah im Auftrage Heidelbergs an den Dresdener Hof entsandt, konnte Kursachsen aber nicht von dem Entschluß abbringen, seine Gesandten zur Wahl Ferdinands zu bevollmächtigen. Tatra: Zur Kaiserwahl 19 f.

²¹ Schreiben der böhmischen Directoren an Kurbrandenburg vom 11. Juni 1619. In: BA I, 170, hier Anm. 2. – Freilich hatten die böhmischen Stände bereits 1440 und 1519 eine eigene Delegation zur Kaiserwahl entsandt. 1619 betonte man insbesondere, daß die Kurstimme der Krone an sich gehöre und keinem *ius personale* eines abgesetzten Königs unterliege. Dies entsprach allerdings keineswegs einer „eindeutigen Rechtslage“. So jedoch Barudio, Günter: Der Teutsche Krieg 1618–1648. Frankfurt/M. 1985, 121.

²² Zum Hintergrund Wanger, Bernd Herbert: Kaiserwahl und Krönung im Frankfurt des 17. Jahrhunderts. Darstellung anhand zeitgenössischer Bild- und Schriftquellen und unter besonderer Berücksichtigung der Erhebung des Jahres 1612. Frankfurt/M. 1994. Hier findet sich eine ausführliche Beschreibung des Verlaufs von Kaiserwahl und -krönung.

²³ Zit. nach Hurter: Ferdinand II. und seine Eltern. Bd. 8, 49.

²⁴ Zit. nach Franzl: Ferdinand II. im Zwiespalt der Zeit 205.

²⁵ Hurter: Ferdinand II. und seine Eltern. Bd. 8, 49. – Zeeden, Ernst Walter: Hege-
monialkriege und Glaubenskämpfe 1556–1648. Berlin 1980, 244. (Propyläen Geschichte Europas 2). Zeeden irrt, wenn er meint, Ferdinand habe alle Stimmen „außer der des Pfälzers“ erhalten. Wie bei der Wahl Friedrichs III., bei der Kurbrandenburg zunächst für den Landgrafen von Hessen gestimmt hatte, lag es auch 1619 im Bestreben des Kurkollegs, das Ideal einer einstimmigen Wahl zu verwirklichen. Dotzauer: Die Entstehung der Thronerhebung 3.

²⁶ Zit. nach Hurter: Ferdinand II. und seine Eltern. Bd. 8, 49 f.

²⁷ Franzl: Ferdinand II. im Zwiespalt der Zeit 207. – Entgegen den Bestimmungen der Goldenen Bulle wurde die Krönung nicht mehr in Aachen vorgenommen, sondern fand am Ort der Wahl, in Frankfurt, statt, obwohl das Kurkolleg am 10. September 1619 Aachens Rechte als Krönungstadt bestätigte. Schlösser: Wahl- und Krönungsakten. Nr. 1250.

Tages,²⁸ haschte nach Stücken vom roten Teppich, auf dem der Kaiser geschritten war, aß von den Ochsen am Spieß, trank aus den weinspendenden Brunnen der Stadt und prügelte sich um die ausgeworfenen Krönungsmünzen, die Ferdinands Wahlanspruch zierte: „Corona legitime certantibus.“²⁹ Die wahren Kämpfe standen dem einhellig Gewählten freilich noch bevor.

II.

Und insonderheit sollen vnd wollen wir vns keiner Succession oder Erbschafft deß obgemelten Roemischen Reichs anmassen / vnterwinden / noch in solcher gestalt vnterziehen oder dar-nach trachten auff vns selbst / vnsere Erben vnd Nachkommen / oder auß jemande anders vnterstehen zuwenden.³⁰

So hatte Ferdinand II. im Artikel XXXIV seiner am 28. August 1619 beschworenen Wahlkapitulation erklärt und den Kurfürsten ihr Recht versichert, die

freye Wahl eines Roemischen Koenigs / dieselbe so oft sie es einem Keyser zu behueff / oder sonst dem Heiligen Reich nothwendig vnd nuezlich befinden / auch bey Lebzeiten eines Roemischen Keyzers mit oder wann derselbige auff angelegte Bitt der Churfuersten ohn gnug-same erhebliche Ursachen verweigert werden sollte / ohne eines regierenden Keyzers Consensß vnnd Bewilligung vorzunehmen.³¹

Wie vor ihm bereits Kaiser Matthias, so hatte also auch Ferdinand II. den Kurfürsten in seiner Wahlkapitulation das Recht zubilligen müssen, sogar gegen den Willen des regierenden Kaisers einen römischen König wählen zu dürfen³² – eine Lehre aus der Zeit vor 1612, als sich Rudolf II. hartnäckig geweigert hatte, in eine *Vivente-imperatore*-Wahl einzuwilligen,³³ eine Lehre überdies, die das Monopol der Kurfürsten bei der Königswahl geradezu abschließend verbrieft. Ferdinand II. mußte mit dieser Tatsache bittere Bekanntschaft machen, als er im Herbst 1630 auf

Doch zeigte sich einmal mehr, daß die Krönung bereits erheblich an Gewicht verloren hatte und nicht mehr als eine „selbstverständliche Folgeaktion der Wahl“ darstellte. So Dotz-a-u-e-r: Die Entstehung der Thronerhebung 10. – Zur Krönung selbst ausführlich Hurter: Ferdinand II. und seine Eltern. Bd. 8, 53.

²⁸ Vgl. etwa die farbige Schilderung aus dem *Teatrum Europaeum*. Abgedruckt in: Der Dreißigjährige Krieg in Augenzeugenberichten. Hrsg. von Hans Jessen. München 1971, 56–61.

²⁹ Dieser Sinnspruch nahm Bezug auf 2 Tim 2, 5: „Nam et qui certat in agone non coronabitur, nisi legitime certaverit“. Vgl. Hurter, Friedrich von: Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern. Personen-, Haus- und Landesgeschichte. Bd. 2, Schaffhausen 1850, 235.

³⁰ Zit. nach: Der Roemischen Keyserlichen vnnd Koeniglichen Mayestaet [...] Acta Publica und Handlung [...] durch Gasparum Londorpium [Michael Kaspar Londorp] Historiographum. Franckfurt am Mayn 1627, 545.

³¹ Zit. nach ebenda.

³² Neuhaus, Helmut: Die Römische Königswahl *vivente imperatore* in der Neuzeit. Zum Problem der Kontinuität in einer frühneuzeitlichen Wahlmonarchie. In: Neue Studien zur frühneuzeitlichen Reichsgeschichte. Hrsg. von Johannes Kunisch. Berlin 1997, 1–53, hier 29. (ZfH, Beiheft 19).

³³ Hartung, Fritz: Die Wahlkapitulationen der deutschen Kaiser und Könige. HZ 107 (1911) 306–344, hier 332.

dem nach Regensburg einberufenen Kurfürstentag daran ging,³⁴ die Wahl seines Sohnes Ferdinand zum römischen König zu betreiben.³⁵ Das Ziel, die Nachfolge des Sohnes noch zu Lebzeiten sicherzustellen und damit zugleich das Reich den Habsburgern und die Habsburger dem Reich zu verpflichten, beruhte allerdings auf älteren Überlegungen: Bereits Ende 1627 hatte der Reichsvizekanzler, Peter Freiherr von Stralendorf, in einem programmatischen Memorial die Sukzession im Reich als oberstes Ziel des Wiener Hofes bezeichnet³⁶ und damit jene Richtung gewiesen, der die kaiserliche Politik schon auf dem Kurfürstentag im thüringischen Mühlhausen halb behutsam, halb ungeschickt gefolgt war.

Dabei schien es zunächst, als könne man die Kurfürsten zur Wahl Ferdinands (III.) bewegen, indem man ihnen eine Reduktion der kaiserlichen Armee in Aussicht stellte.³⁷ Mit einer Fundamentalopposition des Wahlkollegiums hingegen rechnete man in Wien schon deshalb nicht, weil sich das Instrument einer Wahl *vivente imperatore*, das durch die Goldene Bulle zumindest indirekt legitimiert war,³⁸ durchaus bewährt hatte. Immerhin war eine solche Form der Königswahl wie keine andere geeignet, die Nachteile einer freien Wahl zu kompensieren, die stets in Gefahr stand, innen- und außenpolitische Konflikte nach sich zu ziehen. Schon Jean Bodin hatte in seinen „Six livres de la République“ (1576) festgestellt, daß es beim Aussterben eines Herrscherhauses sicherer sei, die Krone zu verlosen, als förmliche Wahl und unkal-

³⁴ Neben dem Kaiser und dem König von Ungarn waren Kurmainz (Anselm Casimir von Wambold), Kurtrier (Philipp von Sötern), Kurköln (Ferdinand von Bayern), Kurbayern (Maximilian von Bayern) sowie die Gesandten des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen und des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg anwesend, daneben zahlreiche Berater des Kaisers und der katholischen Kurfürsten sowie Gesandte und Vertreter auswärtiger Mächte. Eine genaue Übersicht in: Briefe und Akten zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Neue Folge. Die Politik Maximilians I. von Bayern und seiner Verbündeten 1618–1651. 2. Teil, 5. Bd.: Juli 1629 – Dezember 1630. Bearbeitet von Dieter Albrecht. Auf Veranlassung und mit Unterstützung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. München – Wien 1964 [künftig zitiert als BA II], Nr. 170, 414 ff. – Dazu Heyne, Otto: Der Kurfürstentag zu Regensburg von 1630. Berlin 1866; Albrecht, Dieter: Der Regensburger Kurfürstentag 1630 und die Entlassung Wallensteins. In: Regensburg – Stadt der Reichstage. Hrsg. von Dems. Regensburg 1980, 51–71. (Vortragsreihe der Universität Regensburg); Gotthard: Säulen des Reiches 370–377 und 716–719.

³⁵ Hurter, Friedrich von: Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern. Personen-Haus- und Landesgeschichte. Bd. 10, Schaffhausen 1861, 296 ff. – Reggen, Konrad: Ferdinand III. In: Die Kaiser der Neuzeit 142–167.

³⁶ Heyne: Der Kurfürstentag 178 f.

³⁷ Ebenda 179.

³⁸ Die Goldene Bulle Kaiser Karls IV. vom Jahre 1356. Text, bearb. von Wolfgang D. Fritz, hrsg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Zentralinstitut für Geschichte. Weimar 1972, Cap. I, 1 und XVIII, 74. (Fontes Iuris Germanici Antiqui in usum scholarum ex Monumentis Germaniae Historicae separatim editi IX: Bulla Aurea Karoli IV. Imperatoris Anno MCCCCLVI Promulgata). – Zur Diskussion um die Zulässigkeit einer Königswahl *vivente imperatore* Neuhaus: Die Römische Königswahl 9, hier Anm. 23. – Günter Barudios Behauptung, die *Vivente-imperatore*-Wahl habe grundsätzlich „gegen den Geist und Buchstaben der Goldenen Bulle“ verstoßen, ist in dieser Schärfe nicht haltbar. Barudio: Der Deutsche Krieg 341. – Am differenziertesten Gotthard: Säulen des Reiches 608–618.

kulierbares Interregnum zu riskieren.³⁹ Die Kurfürsten hatten die *Vivente imperatore*-Wahlen der Vergangenheit daher weniger als Eingriffe in ihr freies Wahlrecht, sondern als Sicherheitsmechanismus betrachtet, der ein Machtvakuum verhinderte und dadurch nicht zuletzt auch sie selbst vor unliebsamen Auseinandersetzungen schützte.⁴⁰ Um so gravierender müssen folglich die Gründe gewesen sein, die die Kurfürsten 1630 bewogen, von der Wahl des Kaisersohnes abzusehen.

Offiziell war in Regensburg allerdings ohnehin keine Rede von einer römischen Königswahl. Die am 3. Juli zur Eröffnung des Kurfürstentages vorgelegte Proposition des Kaisers übertrug dem Kurkolleg vielmehr sechs andere Themenkomplexe zur Begutachtung,⁴¹ nämlich den Bereich eines möglichen Universalfriedens und die Frage einer Restitution des Pfalzgrafen, sodann das Vordringen der Generalstaaten auf Reichsboden und die Erwiderung auf einen möglichen Angriff Schwedens, schließlich die mantuanischen Verwicklungen und eine bessere Ordnung im Kriegswesen. Während ein Universalfrieden durch das Auftreten des „Löwen aus Mitternacht“ ohnehin unerreichbar schien und die Beratungen der mantuanischen Frage zu Friedensverhandlungen zwischen dem Kaiser und Frankreich führten,⁴² verdichteten sich die übrigen Punkte der Proposition in Verhandlungen über die Absetzung Wallensteins, die Übernahme des Generalats durch Kurbayern und die Verschmelzung von Ligaheer und kaiserlicher „Armada“.⁴³ Von einer Wahl Ferdinands (III.) zum römischen König *vivente imperatore* war indes weder in der kaiserlichen Proposition noch bei den anschließenden Verhandlungen des Kurfürstenrates bzw. des kurfürstlichen Nebenrates und des kurfürstlichen Supplikationsrates die Rede.

In einer hochbrisanten, von der kaiserlichen Diplomatie fahrlässig unterschätzten Verquickung zweier verschiedener Bereiche – der Wallensteinfrage einerseits und der römischen Königswahl andererseits – verfiel sich Ferdinand II., von den Kurfürsten bedrängt und von der Idee der habsburgischen Sukzession besessen, immer tiefer in

³⁹ Bodin, Jean: Sechs Bücher über den Staat. Buch I–III, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Bernd Wimmer, eingel. und hrsg. von Peter C. Mayer-Tasch. München 1981, 349.

⁴⁰ Neuhaus: Die Römische Königswahl 13. – Gotthard: Säulen des Reiches 593–596.

⁴¹ BA II, Nr. 170, 437 f.

⁴² Nach dem Aussterben der gonzagischen Hauptlinie in Mantua stritten der von Frankreich unterstützte Bewerber Karl von Gonzaga-Nevers und der spanische Kandidat Ferrante aus der Linie Gonzaga di Guastalla um die Nachfolge im Herzogtum. Die Situation erwies sich als brisant, da die spanischen Habsburger ihre durch Mailand und Neapel-Sizilien begründete Machtstellung in Italien durch den Erwerb Mantuas und Montferrats zu Lasten Frankreichs und der Kurie weiter ausbauen und über das Elsaß und Graubünden eine Verbindung zwischen ihren niederländischen Besitzungen und den Ländern der österreichischen Habsburger errichten konnten. Parker, Geoffrey: Der Dreißigjährige Krieg. Frankfurt/M.-New York 1987, 182 f. – Im übrigen ist das Eingreifen Ferdinands II. in die mantuanischen Verwicklungen ein gutes Beispiel dafür, daß der Kaiser keineswegs in allen Entscheidungen vom Votum seines Beichtvaters und vom Urteil seiner geistlichen Berater abhängig war. Vielmehr ignorierte er die eindringliche Warnung Lamormains, sich auf keinen Fall in die Auseinandersetzung zwischen Spanien und Frankreich einzumischen. Posch, Andreas: Zur Tätigkeit und Beurteilung Lamormains. *MIÖG* 63 (1955) 375–390, hier 383.

⁴³ Albrecht: Der Regensburger Kurfürstentag 60–66.

der Diskussion um die Absetzung Wallensteins. Am 13. August fiel im Reichstagssaal des Regensburger Rathauses die Entscheidung: Der Kaiser ließ seinen erfolgreichen Militär und Financier *nolens volens* fallen und verfügte seine Ablösung.

Aufatmend bemerkte der Freiherr von Stralendorf, endlich könne man, nachdem die Kurfürsten ihren Willen erhalten hätten, dazu übergehen, die Wahl „numeri aperte zu treiben“.⁴⁴ Die kaiserlichen Räte hatten sich jedoch verrechnet: Wallensteins Absetzung war ein Damenopfer ohne Zwang gewesen, eine römische Königswahl war ungewisser denn je. Am Kaiserhof gab man sich gleichwohl zuversichtlich. In der Annahme, die protestantischen Kurfürsten seien am schwersten für das Projekt zu gewinnen, überbrachte Fürst Eggenberg am 4. September zunächst den sächsischen und brandenburgischen Gesandten eigenhändige Schreiben des Kaisers, in denen er sie um die Wahl seines Sohnes bat.⁴⁵ Herzog Johann Georg von Sachsen lehnte das Ansuchen jedoch mit dem Hinweis ab, daß an keine Wahl zu denken sei, solange das Reich torpediert und das Herkommen grob verletzt würde, und auch Markgraf Georg Wilhelm hielt den Termin für eine römische Königswahl für unpassend.⁴⁶ Noch irritierender mochte das Verhalten der katholischen Kurfürsten wirken, von denen der brandenburgische Kanzler, Sigmund von Goetze, bei seinen Erkundungen keinen einzigen zur Wahl Ferdinands (III.) bereit fand.⁴⁷ In der Tat erhielt der Kaiser auch von katholischer Seite nur den abschlägigen Bescheid, daß die Freiheit der Wahl durch die fortdauernde starke Heeresmacht behindert sei.⁴⁸ Im übrigen könne man eine ordnungsgemäße Wahl bereits deshalb nicht durchführen, weil die Goldene Bulle die Ausschreibung eines Wahltages verlange und als Verhandlungsort Frankfurt verbindlich festlege.⁴⁹ Fürs erste verstand sich das Kurkolleg in überraschender Einmütigkeit lediglich dazu, der Gemahlin des Kaisers eine festliche Krönung zuzusprechen.⁵⁰ Was hingegen die Wahl seines Sohnes zum römischen König betraf, so machte man Ferdinand für den Augenblick nicht die leiseste Hoffnung.

Gewiß liegen gerade in der großen Politik, wo der Staatsmann gleichsam das Unwägbare zu kalkulieren und dem Naheliegendsten zu mißtrauen hat, Erfolg und Niederlage, Glück und Versagen bisweilen dicht beieinander. Ungeschickte Verhandlungsführung und kaum vorhersehbare Koalitionen können das Ihre hinzufügen, um den Gewinn einer jahrelang erfolgreichen Politik binnen kurzer Frist in einen Verlust zu verwandeln. Und doch scheint in dem Geschehen auf dem Regensburger Kurfürstentag von 1630, so man denn diese scheinbar lapidaren Er-

⁴⁴ BA II, Nr. 170, 513 – Gutachten von der Hand Stralendorfs, ca. 16. August 1630.

⁴⁵ Heyne: Der Kurfürstentag 180 f.

⁴⁶ Ebenda. – Zur Haltung Kursachsens und Kurbrandenburgs vgl. das Schreiben der beiden an Kurmainz vom 7. Oktober 1630. In: BA II, Nr. 170, 691 ff.

⁴⁷ Heyne: Der Kurfürstentag 182.

⁴⁸ Ebenda.

⁴⁹ BA II, Nr. 170, 653. – Die Kurfürsten übersahen bei dieser Argumentation geflissentlich, daß bereits Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II. nicht in Frankfurt, sondern in Köln bzw. in Regensburg gewählt worden waren. Kleinheyer: Die kaiserlichen Wahlkapitulationen 8.

⁵⁰ Hurter: Ferdinand II. und seine Eltern. Bd. 10, 297 f.

fahrungen der Staatenwelt auf ihn anwenden mag, mehr vorzuliegen als eine unerwartete Wende. Warum gelang Ferdinand 1619 in Frankfurt so leicht die Wahl zum römischen Kaiser, und warum ist er elf Jahre darauf, als seine Stellung im Reich längst etabliert und gefestigt ist, nicht in der Lage, zumindest die katholischen Kurfürsten, geschweige denn die evangelischen, zur Wahl seines Sohnes zu bewegen? Die nähere Betrachtung freilich zeigt, daß die Geschichte weder in Frankfurt noch in Regensburg, 'um die Ecke bog', daß wir es nicht mit Unvorhersehbarem, nicht mit *fortune* oder Launenhaftigkeit, ja noch nicht einmal mit Konfessions- und Glaubensfragen zu tun haben, sondern in erster Linie mit der Sorge der Kurfürsten um das Gleichgewicht im Reich, mit dem Gegeneinander von Reichsabsolutismus und Fürstenmacht – und als solchem mit einer Konstanten der frühneuzeitlichen Geschichte überhaupt. Doch zunächst: Was war das für ein König, der 1619 so einmütig zum Kaiser gewählt wurde? Und: Über welche Valuta konnte Ferdinand von Innerösterreich in den Augen der Kurfürsten überhaupt verfügen?

III.

Auf der Post, so hatte der englische Gesandte Doncaster zum Grafen Oñate in Wien bemerkt, sei König Ferdinand nach Frankfurt geeilt, um die Kaiserkrone an sich zu bringen.⁵¹ Das war bissig, zudem ironisch überzeichnet, entbehrte aber doch nicht einer tieferen Wahrheit. Hastig, mit kleinem Gefolge war der Habsburger am 11. Juli in Wien aufgebrochen, um sich in die Wahlstadt zu begeben. Nach Süden hatte er sich wenden müssen, um von Wiener Neustadt aus auf beschwerlichen Routen durch das Gebirge nach Salzburg zu gelangen.⁵² Der bequemere Weg durch Oberösterreich nämlich war ihm durch die dortigen Stände verlegt, da wirklich der „Zunder im Maio Feuer gefangen“ hatte, ganz wie es Johannes Kepler in seinem „Prognosticon Astrologicum“ für das Jahr 1618 vorausgesagt hatte.⁵³

Tatsächlich sah sich Erzherzog Ferdinand von Innerösterreich, der 1617 zum König von Böhmen und ein Jahr darauf zum König von Ungarn gewählt worden war, großen Schwierigkeiten gegenüber – wenn auch bereits vor dem Mai 1618, als nach den Gravamina der böhmischen Stände jener zweite, durch Kaiser Matthias ursprünglich verbotene Prager Protestantentag einberufen wurde, in dessen Gefolge es zum Fenstersturz auf dem Hradschin kam. Auch wenn Jaroslav von Martinitz, der Burggraf von Karlstein, und der Oberstlandrichter Wilhelm von Slavata, zwei besonders verhaßte Statthalter des Kaisers, den Anschlag überlebten, konnte der kleine Verschwörerkreis um den Grafen Thurn doch einen gewissen Erfolg verbuchen: Mit dem scheinbar spontanen Fenstersturz, der einen Brauch aus der Hussitenzeit aufgriff, waren die böhmischen Stände wohl oder übel zum Handeln

⁵¹ Näheres dazu bei Sturmberger, Hans: Aufstand in Böhmen. Der Beginn des Dreißigjährigen Krieges. München-Wien 1959, 64. (Janus-Bücher 13).

⁵² Franzl: Ferdinand II. im Zwiespalt der Zeit 202. – Dazu auch das zum Vortrag im Geheimen Rat bestimmte Referat des Freiherrn Karl von Harrach vom 21. Mai 1619, in dem bereits Empfehlungen zur Reiseroute ausgesprochen wurden. BA I, 181, hier Anm. 1.

⁵³ Zit. nach Sturmberger: Aufstand in Böhmen 7.

und das hieß nach einer solchen Provokation sicherlich: zum Bruch mit Wien gezwungen.⁵⁴

Gewiß kam es umgehend zu einem höflichen Entschuldigungsschreiben der böhmischen Stände an den Kaiser.⁵⁵ Doch lagen die Dinge komplizierter. Zwar waren die habsburgischen Ansprüche auf die Wenzelskrone bereits seit der Doppelhochzeit von Iglau (Jihlava) 1278 behauptet und durch die Verbindung mit den Luxemburgern abgesichert worden. Auch kam den böhmischen Ständen eine freie Königswahl ohnehin nur beim Aussterben des Herrscherhauses zu,⁵⁶ was zu einer gewissen Gewöhnung an die Habsburger führte, zumal Rudolf II. ja Prag geradezu zur Metropole des Reiches erhoben hatte.⁵⁷ Doch glich das Land an der Moldau andererseits einem religiösen Vulkan, in dem es kochte und brodelte: Hussiten und Böhmisches Brüder, katholische und evangelische Utraquisten verbanden sich in ihrem modernen Streben nach Glaubensfreiheit mit der im Grunde genommen doch bereits überholten und reaktionären⁵⁸ Abwehrhaltung der Stände gegen das sich absolutistisch ausprägende Königtum.⁵⁹ So war Böhmen für die Habsburger Chance und Gefahr zugleich: der „erste und sicherste Stapfel zum Reich“⁶⁰, wie es treffend

⁵⁴ Bahlcke, Joachim: Regionalismus und Staatsintegration im Widerstreit. Die Länder der Böhmisches Krone im ersten Jahrhundert der Habsburgerherrschaft (1526–1619). München 1994, 400 f. (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte 3).

⁵⁵ Tatsächlich konnte weder die Erste noch die Zweite Apologie, in denen vorrangig religiöse Motive zur Rechtfertigung des Fenstersturzes bemüht wurden, den eigentlichen Gegenstand der Auseinandersetzung, den politischen Konflikt zwischen König und Ständen, verschleiern. Ebenda 404 f.

⁵⁶ Becker, Winfried: Ständestaat und Konfessionsbildung am Beispiel der böhmischen Konföderationsakte von 1619. In: Politik und Konfession. Festschrift für Konrad Repgen zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Dieter Albrecht, Hans Günther Hockerts, Paul Mikat u. Rudolf Morsey. Berlin 1983, 77–99, hier 86. – Vgl. auch Paněk, Jaroslav: Der böhmische Staat und das Reich in der Frühen Neuzeit (1512–1609). In: Alternativen zur Reichsverfassung in der Frühen Neuzeit? Hrsg. von Volker Press. Nach dem Tode des Herausgebers bearbeitet von Dieter Stiegemann. München 1995, 169–178, hier 171. (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 23).

⁵⁷ Das „böhmische Sonderbewußtsein“ blieb jedoch im wesentlichen unverändert. Wandruszka, Adam: Vom Begriff des „Vaterlands“ in der Politik des Dreißigjährigen Krieges. In: Der Dreißigjährige Krieg. Perspektiven und Strukturen. Hrsg. von Hans-Ulrich Rudolf. Darmstadt 1977, 175–184, hier 177. (Wege der Forschung 451).

⁵⁸ Zu Recht weist Niels Steensgaard darauf hin, daß „the revolts were not social revolutionary, but reactionary against the demands of the State“. Steensgaard, Niels: The Seventeenth-century Crisis. In: The General Crisis of the Seventeenth Century. Hrsg. von Geoffrey Parker u. Lesley M. Smith. London-Henley-Boston 1978, 26–56, hier 48.

⁵⁹ Hier wurde auf böhmischer Ebene das sichtbar, was auch die Geschichte des Reiches seit der Reformation bestimmte: die Koppelung von Ständemacht und Konfession, die sich gegenseitig verstärkten und sich zur schlagkräftigen, teils auf Balance, teils auf mehr bedachten Gegenpartei des Kaisers aufschwangen. Heckel, Martin: Die Krise der Religionsverfassung des Reiches und die Anfänge des Dreißigjährigen Krieges. In: Krieg und Politik 1618–1648. Europäische Probleme und Perspektiven. Hrsg. von Konrad Repgen. München 1988, 107–131, hier 109 f. (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 8).

⁶⁰ Zit. nach Sturmberger: Aufstand in Böhmen 18. – Bahlcke: Regionalismus und Staatsintegration 399; Paněk: Der böhmische Staat und das Reich 176.

in einer zeitgenössischen Flugschrift hieß, aber auch die gefährliche Brutstätte der Monarchomachen.⁶¹

Letzteres sollte sich als wirkungsmächtig erweisen. Denn trotz ihrer Apologie ließen die böhmischen Stände nach dem Fenstersturz keinen Zweifel daran, was sie *à la longue* anstrebten: Sie konstituierten sich als Landtag, stellten eine Regierung aus 30 Directoren zusammen und beschlossen, während Graf Thurn bereits mit dem Ständeheer gegen Budweis (České Budějovice) und Krumau (Český Krumlov) in Südböhmen zog, die Güterkonfiskation der Katholiken, die Einhebung von Steuern sowie die Verbannung der Jesuiten.⁶² Für die Böhmen begann nun die Suche nach Verbündeten und Geldgebern: Von den Ländern der Wenzelskrone schlossen sich Schlesien nach kürzerem, Mähren unter dem Einfluß Karl von Zierotins nach längerem Zögern der Ständerevolte an.⁶³ Christian von Anhalt bemühte sich um das Eingreifen Friedrichs V. von der Pfalz, die Generalstaaten steuerten beträchtliche Geldsummen bei, und auch Herzog Karl Emanuel von Savoyen gewährte Subsidien.

König Ferdinand war durch den Lauf der Dinge zum Herrscher ohne Land geworden, zumindest was die böhmische Krone betraf. Hierin lag eine konstitutive Schwäche begründet, für die sich die Kurfürsten um so mehr interessieren mußten, als Kaiser Matthias im März 1619 das Zeitliche gesegnet hatte. Denn der böhmische Aufstand erwies sich als Auftakt zu einer größeren Fronde, die dem finanziell unzureichend ausgestatteten Erzherzog vielleicht sogar um den Erfolg seiner so hartnäckig betriebenen Gegenreformation in Innerösterreich hätte bringen können.⁶⁴ Im Frühjahr 1619 verweigerten ihm die nieder- und oberösterreichischen Stände die Erbhuldigung,⁶⁵ da sie Erzherzog Albrecht in Brüssel als rechtmäßigen Erben betrachteten und seine Vollmacht für Ferdinand aufgrund formaler Mängel nicht anerkennen wollten.⁶⁶

Überdies begann Georg Erasmus Tschernembl, ein in Oberösterreich begüterter Anhänger des Calvinismus und Ständeradikalismus, sofort, eine enge Zusammenarbeit mit den böhmischen Ständen einzufädeln, deren 10 000 Mann starkes Heer

⁶¹ Sturmberger, Hans: Kaiser Ferdinand II. und das Problem des Absolutismus. München 1957, 5 f. (Österreich-Reihe).

⁶² Sturmberger: Aufstand in Böhmen 35 f.

⁶³ Bahlcke: Regionalismus und Staatsintegration 406–411.

⁶⁴ Zur konfessionellen Lage in Innerösterreich Posch, Andreas: Aus dem kirchlichen Visitationsbericht 1617 – Ein Beitrag zur religiösen Lage in der Steiermark unter Ferdinand II. In: Innerösterreich 1564–1619. Im Auftrag der steiermärkischen Landesregierung hrsg. im Zusammenhang mit der Ausstellung „Graz als Residenz – Innerösterreich 1564–1619“. Redigiert von Alexander Novotny und Berthold Sutter. Graz [1968], 197–232. (Joannea 3).

⁶⁵ Zwar waren die oberösterreichischen Stände grundsätzlich bereit, die Nachfolge Ferdinands zu akzeptieren, doch wollte man zuvor das Institut der Landesverwesung durch die Stände behaupten und Ferdinand zu politischen wie konfessionellen Konzessionen bewegen. Sturmberger, Hans: Georg Erasmus Tschernembl. Religion, Libertät und Widerstand. Ein Beitrag zur Geschichte der Gegenreformation und des Landes ob der Enns. Graz-Köln 1953, 290–293. (Forschungen zur Geschichte Oberösterreichs 3).

⁶⁶ Erst im August 1619 ließ Erzherzog Albrecht die formal einwandfreie Abtretungsurkunde für Ferdinand ausstellen. Ebenda 316.

unter dem Befehl des Grafen Thurn am 2. Juni 1619 bei Fischamed die Donau überschritt und drei Tage darauf vor den Toren Wiens stand. Obwohl die „Sturm-petition“ vom gleichen Tag legendenhaft ausgeschmückt worden ist und sicherlich nicht mit jenem Nervenkitzel stattfand, den ihr eine literarisch ambitionierte Geschichtsschreibung verleihen wollte,⁶⁷ ist das Geschehen in der Wiener Hofburg durchaus von Interesse. Auch wenn nämlich bei der Audienz der evangelischen Stände Niederösterreichs kein Andreas Thonradel vorpreschte und den König am Wams schüttelte, so zeichnete sich im zeitgleichen Auftreten von österreichischen und böhmischen Ständen doch gewissermaßen die Allianz der Zukunft ab.

Das Mirakel des Hauses Österreich ließ hingegen auf sich warten. Und als es sich nach über einem Jahr am Weißen Berge endlich ereignete, war es bezeichnenderweise der Bayernherzog, der es für Ferdinand bewirkte, was die Kraft dieses Wunders für die *Casa de Austria* von vornherein in Frage stellte. Fürs erste aber, so berichtete der venezianische Gesandte Giustiniani im Frühsommer 1619 an die Serenissima, zeige sich immer mehr,

daß das wahre und hauptsächliche Ziel aller dieser Provinzenist, eine Konföderation unter sich zu schließen und eine freie Regierung ähnlich der Schweizer und der holländischen Generalstaaten zu errichten, indem sie sich der Herrschaft des Hauses Österreich entziehen, oder diese so beschränken, daß nur noch der Name übrig bleibt.⁶⁸

Tatsächlich trat am 8. Juli in Prag der böhmische Landtag zusammen und beschwor bereits eine Woche darauf die „Confoederatio Bohemica“ als religiös untermauerte Verfassungsurkunde,⁶⁹ die im wesentlichen die Ziele einer ständischen Oligarchie verfolgte, dabei zwar nach wie vor einen König an die Spitze des Staates stellte, ihm jedoch jedes Erbrecht benahm und ihn in allen wichtigen Fragen an die Zustimmung der Stände band.⁷⁰ Nachdem am 16. August auch die Länder ob und unter der Enns der Konföderationsakte beigetreten waren,⁷¹ verkündete der Prager Generallandtag drei Tage darauf die Absetzung des Königs von Böhmen, da seine Annahme durch die Stände 1617 mit List erfolgt sei, er sich unbotmäßig in die

⁶⁷ Vgl. etwa die Schilderung bei Kinderfreund, Carl Josef: Geschichts-Skizze der fünf Ferdinande, Regenten von Oesterreich-Habsburg und Lothringen. Mit besonderer Rücksicht auf Wien und Prag entworfen und den edlen Patrioten des Kaiserthums Oesterreich gewidmet. Wien 1860, 23. – Ärgerlicher ist es, daß auch in der Lebensbeschreibung von Hugo Hantsch diese wie manche andere Szene völlig unkritisch übernommen und tendenziös verklärt wird. Hantsch, Hugo: Kaiser Ferdinand II. (1578–1637). In: Gestalter der Geschichte Österreichs. Hrsg. von Dörm. Innsbruck-Wien-München 1962, 164. (Studien der Wiener Katholischen Akademie 2).

⁶⁸ Zit. nach Sturmberger: Aufstand in Böhmen 46. – Steinberg, Sigfrid Henry: Der Dreißigjährige Krieg und der Kampf um die Vorherrschaft in Europa 1600–1660. Göttingen 1967, 45.

⁶⁹ Der Text der Konföderationsakte findet sich in: Quellen zur Vorgeschichte und zu den Anfängen des dreißigjährigen Krieges. Hrsg. von Gottfried Lorenz. Darmstadt 1991, Nr. 55. (Freiherr vom Stein-Gedächtnis-Ausgabe 19). – Kritische Würdigung bei Bahlcke: Regionalismus und Staatsintegration 430–445.

⁷⁰ Becker: Ständestaat und Konfessionsbildung 87.

⁷¹ Daneben traten die schlesischen und bis zum 25. August 1619 auch die mährischen Stände der Konföderationsakte bei. Ebenda 82.

Regierungsgeschäfte des Kaisers eingemengt und den Ländern der Wenzelskrone nichts als Krieg gebracht habe.⁷²

Ferdinand, der zu jener Zeit mit seiner eigens angefertigten Krone nach Frankfurt reiste,⁷³ befand in völliger Verkennung der Situation, in Prag seien halt „nährische und aberwitzige Leute“⁷⁴ am Werk. Was aber war mit Bethlen Gabor, dem Fürsten von Siebenbürgen, von dem man hörte, daß er gegen den Habsburger aufgebrochen sei?⁷⁵ War auch er „nährisch und aberwitzig“? Zu den böhmischen und österreichischen Verwicklungen gesellte sich in der Person des Balkanfürsten, der als ‚neuer Mithridates‘ berühmt und als Kaiserfeind berüchtigt war, sehr rasch eine dritte Gefahr.⁷⁶ Noch im Frühherbst erreichte Bethlen Gabor Preßburg, seine Wahl zum König von Ungarn deutete sich bereits an, und die Fronten gegen Ferdinand nahmen kein Ende.

„In der Nacht um 12 Uhr hat es ein großes Wetter mit Donner, Blitz, Regen und gräulichem Sturmwind gegeben, als wollte er die ganze Stadt stürzen“,⁷⁷ so hatte am 23. Juni 1619 bereits Hans Ludwig von Kuefstein, der als Abgesandter der niederösterreichischen Stände zu Verhandlungen in Linz weilte, seinem Tagebuch anvertraut und nicht ohne tiefere Sorge angefügt: „ist auch der Adler auf dem Landhaus ganz nieder, und in der Landstuben im Fenster das Steyrer und das krainische Wappen ausgestoßen. Gott verhüte, daß es nicht ominös sei.“⁷⁸ Und doch, wer wollte solche Vorzeichen übersehen? Zumal sich der Knoten in der Frage der böhmischen Krone mehr und mehr schürzte. Mitte August schien sich die von langer Hand vorbereitete Kandidatur des calvinistischen Pfalzgrafen Friedrich V. abzuzeichnen, auch wenn der Wittelsbacher am 19. August erklärte, er wolle erst die Haltung der Generalstaaten sowie die Unterstützung seines Schwiegervaters, König Jakobs I. von England, abwarten. Nachdem der Markgraf von Ansbach auf einer zeitgleich stattfindenden Tagung der Union in Rothenburg bereits vollmundig von einem evangelischen Kaisertum gesprochen hatte und die böhmischen Stände immer dringlicher um eine Antwort baten,⁷⁹ fiel am 25. August im kurfürstlichen Rat zu Heidelberg die Entscheidung: Friedrich V. bewarb sich um die Wenzelskrone. London aber schwieg.⁸⁰ Zwei Tage darauf wurde der Pfälzer gewählt und machte sich mit seiner Gemahlin Elisabeth auf den Weg nach Prag.

⁷² Sturmberger: Aufstand in Böhmen 52.

⁷³ Ferdinand mußte auf einen kostspieligen Ersatz für die Wenzelskrone zurückgreifen, da Graf Thurn als amtierender Burggraf von Karlstein die echte Insignie in seiner Obhut hatte. Silbert: Ferdinand und seine Zeit 47.

⁷⁴ Zit. nach Sturmberger: Aufstand in Böhmen 56.

⁷⁵ Parker: Der Dreißigjährige Krieg 122 f.

⁷⁶ Sturmberger: Georg Erasmus Tschernembl 315.

⁷⁷ Zit. nach Ders.: Aufstand in Böhmen 46.

⁷⁸ Zit. nach ebenda 46 f. – Zum Hintergrund von Kuefsteins Mission Ders.: Georg Erasmus Tschernembl 296.

⁷⁹ Ders.: Aufstand in Böhmen 55.

⁸⁰ Jakob I. schien durchaus nicht geneigt, sich in die böhmischen Abenteuer seines Schwiegersohnes hineinziehen zu lassen und dadurch womöglich die Kaiserwahl zu gefährden. Seine Instruktion für den Viscount Doncaster vom 24. April 1619 hatte denn auch gelautet, man möge alles tun „to persuade them [die Kurfürsten] to use every endeavour and means

Das war der Stand der Dinge, als sich die Kurfürsten am 28. August 1619 in der Frankfurter Bartholomäuskirche versammelten, um den König von Böhmen und Ungarn zum römischen Kaiser zu wählen. Sie stimmten damit zunächst für einen Habsburger, der sich durch die Tradition seines Hauses in einem besonderen Verhältnis zur höchsten Würde im Reich befand.⁸¹ Zum anderen aber wählten die Kurfürsten mit Ferdinand einen offenkundig schwachen und mittellosen Herrscher,⁸² der als König von Böhmen abgesetzt war, dem die nieder- und oberösterreichischen Stände die Erbhuldigung verweigert hatten und dessen ungarisches Königtum durch den anrückenden Bethlen Gabor akut bedroht wurde. Damit soll nun freilich nicht gesagt sein, die Kurfürsten hätten Ferdinand allein deshalb gewählt, um sich, gleichsam im Windschatten der Aufständischen, von der Machtfülle des Kaisers zu emanzipieren. Gleichwohl war man in den kurfürstlichen Kanzleien sehr genau über die mißliche Lage des Böhmenkönigs informiert, und es wäre unvorstellbar, daß sich diese Einschätzungen nicht auf die Meinungsbildung des Kurkollegs vor der Kaiserwahl ausgewirkt haben sollten.

Die Folgen der böhmischen Unruhen waren in der Tat für niemanden zu übersehen. Bereits die Instruktion für Johann Christoph von Preysing, der Mitte Dezember 1618 im bayerischen Auftrag zu den geistlichen Kurfürsten entsandt wurde, zeichnete ein düsteres Bild von der habsburgischen Position.⁸³ Kardinal Khlesl hatte schon zuvor von einem „Hollendisch goubernament“⁸⁴ in Böhmen gesprochen, und auch am Dresdener Hof hatte man den Kaiser im Sommer 1618 deutlich in der Defensive gesehen.⁸⁵ In den Strudel Prags geriet im März 1619 auch die bevorstehende Kaiserwahl. Es bestehe, so teilten etwa einige brandenburgische Räte am 24. April Heidelberg mit, kein Grund, sich vorschnell auf Ferdinand festzulegen.⁸⁶ Überdies sei es, mit Blick auf Böhmen, „wenig herkommens, recht mitten in den hundstagen“⁸⁷ den Kaiser zu wählen. Solche Bedenken fielen bei Kurpfalz auf fruchtbaren Boden. Der Geheimrat Ludwig Camerarius etwa entwarf am 16. Mai in einem Schreiben an Wilhelm Jocher in München ein regelrechtes Schreckens-

that the election of King Ferdinand may be so managed that he may be named as Emperor“. Zit. nach: Quellen zur Vorgeschichte, Nr. 54. (Ausgewählte Quellen zur Geschichte der Neuzeit 19).

⁸¹ Günther Franz meint in bemerkenswerter Vereinfachung, daß Ferdinand II. zum Kaiser gewählt worden sei, „weil sich die deutschen Fürsten ebensowenig wie hundert Jahre zuvor einen anderen als einen Habsburger zum Herrscher zu geben vermochten“. Franz, Günther: Glaube und Recht im politischen Denken Kaiser Ferdinands II. In: Der Dreißigjährige Krieg. Hrsg. von Rudolf 413–427, hier 413.

⁸² Die finanzielle Situation Ferdinands war so miserabel, daß sich etwa sein Finanzminister, Fürstbischof Anton Wolfradt von Wien, in einem Gutachten für die scharfe Kontrolle aller Ausgaben aussprach und bald um seine Entlassung bat. Ganser, Irimbert: Ferdinand II. im Licht der Geschichtsschreibung. Diss. Wien 1949, 170.

⁸³ BA I, Nr. 60, 109.

⁸⁴ Zit. nach Bahleke: Regionalismus und Staatsintegration 406.

⁸⁵ BA I, Nr. 27, 51 f., hier Anm. 1. – Beilage zur Relation des Grafen Dohna über seine Visite in Dresden.

⁸⁶ Ebenda Nr. 96, 172.

⁸⁷ Ebenda.

szenario:⁸⁸ Alles spitze sich so zu, „daß gleichsam summa rei auf dem glücksrat stehet.“⁸⁹ Und selbst Dresden teilte König Ferdinand noch am folgenden Tag mit, es sei noch völlig unklar, ob die Kurfürsten am 20. Juli überhaupt zum Wahltag zusammenkämen „rebus in hoc perturbato statu permanentibus.“⁹⁰

Manche Stimmen drängten unverhohlen auf eine Verschiebung der Kaiserwahl. Andere mahnten, es müsse in Frankfurt um eine wirkliche Auswahl gehen, weshalb man vor einer „erbliche[n] succession im reich“⁹¹ auf der Hut sein solle. Anders herum gewendet aber hieß das, es werde „in wenig historien dergleichen exempel zu finden sein, daß man ein solches haupt erwählt, so da in dergleichen angustii gesteckt, wie dieser Ferdinandus.“⁹² So sah man in Heidelberg die Dinge, und so mußte man sie wohl auch sehen. Bei den „angustii“ hingen nun freilich Risiko und Chance für das Kurkolleg eng zusammen. Mußte oder wollte man sich schließlich doch für das Risiko entscheiden, sich also zur Wahl des vielfach geschwächten Böhmenkönigs verstehen, so galt es im Gegenzuge um so mehr, die hieraus resultierenden Chancen zu nutzen, von der Schwäche des Gewählten folglich nach Kräften zu profitieren.

So wählte man in Frankfurt wohl bewußt einen Bewerber, dessen Macht sich in heillosen Auflösung befand, der zur Sicherung seiner Position künftig auf die Hilfe des Reiches, der Kurfürsten vor allem, angewiesen sein sollte und sich daher aller Wahrscheinlichkeit nach zu Konzessionen verstehen mußte. Was die *electores* durch ihre Entscheidung zu erreichen gedachten, war also die Wahl eines Kaisers, der sich unter ihrer Kontrolle gerade noch behaupten konnte, aber weit von der Kraft und Größe entfernt sein sollte, die es ihm erlaubt hätten, im Reich jemals in einem Umfang Staat zu machen wie dies Karl V. versucht hatte. Niemals wollten die Kurfürsten wieder eine Konstellation wie im Frühjahr 1552 zulassen, als es zwischen einer Fürstengruppe unter Moritz von Sachsen und dem Kaiser zu heftigen Auseinandersetzungen um die „fürstliche libertet und freiheit“ gekommen war.⁹³ Gerade weil man sich die absolutistischen Staatsbildungen in den eigenen Territorien nicht durch Kaiser und Reich blockieren lassen wollte, mochten die Kurfürsten in dem vielfach geschwächten Erzherzog von Innerösterreich, dem armen Vetter aus Graz, einen idealen Kandidaten für die Reichskrone sehen. Tatsächlich mußte er sich bereits kurz nach seiner Wahl zu ausgesprochen ungünstigen Bedingungen bayerischer Hilfe versichern,⁹⁴ um überhaupt Tritt zu fassen.

⁸⁸ Ebenda Nr. 102, 183 ff.

⁸⁹ Ebenda 183.

⁹⁰ Ebenda Nr. 103, 187.

⁹¹ Ebenda Nr. 111. Kurpfalz an Maximilian von Bayern. – Ebenda 195 ff., hier Anm. 2. – Kurpfälzische Aufzeichnungen über eine Unterredung mit Kurmainz am 23. Juli 1619.

⁹² Ebenda 196.

⁹³ Zum Hintergrund Kohler, Alfred: Das Reich im Kampf um die Hegemonie in Europa. 1521–1648. München 1990, 20 f. (Enzyklopädie deutscher Geschichte 6).

⁹⁴ Auf diese Hilfe hatte Ferdinand keineswegs von vornherein zählen können. Maximilian von Bayern hatte den Prager Fenstersturz scharf verurteilt, sich aber lange Zeit nicht bereit gefunden, dem bedrängten Wien mit Subsidien oder Truppen beizustehen. Albrecht,

IV.

Zunächst schien die Erwartung der Kurfürsten in Erfüllung zu gehen: Ferdinand II. blieb in Österreich angefochten und in Böhmen verhaßt; nur unter Mühe und mit spanischer und südniederländischer Hilfe konnte er sich in den ersten Wochen seiner Herrschaft militärisch halten. Kurze Zeit später begann man jedoch zu ahnen, wie gründlich man sich verrechnet hatte.⁹⁵ Der Sieg des böhmischen Löwen blieb aus, der Adler aber triumphierte im hohen Flug.⁹⁶ In etwas mehr als einer Stunde wurde dem revoltierenden böhmischen Adel am 8. November 1620 in der Schlacht am Weißen Berg eine vernichtende Niederlage bereitet, die für Ferdinand II. auch mit Blick auf das Reich neue Gestaltungsmöglichkeiten eröffnete. Freilich war sein Triumph weniger von eigenem Können als von einem engen Zusammengehen der katholischen Partei in Europa bestimmt. Frankreich hatte den Ulmer Vertrag vom 3. Juli 1620, ein Stillhalteabkommen zwischen Liga und Union, vermittelt, der *de facto* einer Absage der Union an ihr Bundesoberhaupt, den Pfalzgrafen, gleichkam und den Ligatruppen den Rücken für mögliche Operationen in den Ländern der böhmischen Krone freihielt. Papst Paul V. hatte Subsidien für die habsburgische Sache geleistet, und Philipp III. von Spanien war zur Ablenkung vom geplanten Böhmenfeldzug in die Erblande des Pfälzers am Rhein eingefallen. Herzog Maximilian I. von Bayern schließlich war mit dem Ligaheer unter dem Kommando Johann Tserclaes von Tilly gegen Prag gezogen und hatte den Sieg errungen.

Erst jetzt wurde den beteiligten Mächten bewußt, daß sie im Grunde die Sache des Hauses Habsburg betrieben hatten – ein Gedanke, der ihnen aus verschiedenen Gründen nicht lieb sein konnte. Die französischen Staatsmänner, die für den noch minderjährigen Ludwig XIII. die Geschäfte führten, sahen mit einem Mal, daß ihre Hilfe nicht bloß die Rettung Ferdinands II., sondern einen enormen Machtgewinn für die ganze *Casa de Austria* bedeutete, und fürchteten erneut die Einkreisung Frankreichs.⁹⁷ Divergenzen drohten daneben auch zwischen Spanien und Bayern: Denn Herzog Maximilian war nicht aus innerer Verbundenheit mit seinem Vetter Ferdinand in den Krieg gezogen, sondern hatte dem Kaiser das Ligaheer vor allem

Dieter: Die Kriegs- und Friedensziele der deutschen Reichsstände. In: Krieg und Politik 241–273, hier 256. – Der Text des schließlich am 8. Oktober 1619 unterzeichneten Münchener Vertrages zwischen Herzog Maximilian von Bayern und Kaiser Ferdinand II. findet sich in: BA I, Nr. 130, 232–256.

⁹⁵ Es zeigte sich, daß die vom „Winterkönig“ erhofften Allianzen gegen Habsburg vorerst ausblieben. Der mit Spanien verbündete Jakob von England verweigerte jede militärische Hilfe, „and Dutch aid was paralysed by the fall of Johan van Oldenbarnevelt, the minister who for thirty years had directed the Republic's foreign policy“. Parker, Geoffrey: The Dutch Revolt and the Polarization of International Politics. In: The General Crisis of the Seventeenth Century. 57–82, hier 67.

⁹⁶ Zeitgenössische Flugschriften verfolgen diesen überraschenden Aufstieg des Habsburgers mit einer Mischung aus Jubel, Distanz und Respekt: „Den Adler tät man baitzen / Weil er fast schlafend war / Mit vielen kleinen Käutzen / Die Sach nahm er in Wahr. / Sein Gesicht wendt er zur Sonnen / Auf Gottes Gnadenschein / Sein Klauen auf die Trommen / Liess wacker schlagen drein.“ Zit. nach Ganser: Ferdinand II. 10.

⁹⁷ Albrecht: Der Regensburger Kurfürstentag 52.

deswegen zur Verfügung gestellt, um eine konfessionelle Machtverschiebung abzuwehren und den eigenen Führungsanspruch im katholischen Lager zu unterstreichen.⁹⁸ Im übrigen hatte er sich sein Eingreifen teuer bezahlen lassen, neben der Verpfändung Oberösterreichs auch durch die Aussicht auf die Übertragung der Pfälzer Kur, zu der es auf dem Regensburger Deputationstag von 1623 kam – mit ausdrücklicher Unterstützung Frankreichs,⁹⁹ das jede Stärkung von Partikularinteressen im Reich begrüßte, gegen den Willen Spaniens, das weitere Verwicklungen mit den Anhängern des Pfalzgrafen befürchtete.¹⁰⁰

Die Frage aber, die sich aus alledem ergab, war ebenso einfach wie tiefgreifend: Würden sich die katholischen Kurfürsten, und hier vor allem Bayern, künftig weiterhin von der konfessionellen Gemeinsamkeit mit dem Haus Habsburg leiten lassen und die Ziele Ferdinands II. unterstützen? Oder würden sie in Zukunft vorrangig eigene Ziele verfolgen, dem Kaiser ihre Hilfe aufkündigen und sich in zentralen Fragen gegen ihn stellen? Aus der Perspektive von 1630 läßt sich die Antwort mit einiger Sicherheit geben, denn was war die Verweigerung der römischen Königswahl durch alle Kurfürsten anderes als ein Symptom für das gespannte Verhältnis zwischen Kurfürsten und Kaiser, zwischen Territorialherren und Reichsoberhaupt? Letztlich artikuliert sich in Regensburg die wohl nicht unbegründete Angst vor einem sich mächtiger und mächtiger gerierenden Kaisertum, vor der *monarchia* also. Sie zwang die Kurfürsten zu einer Demonstration ihrer Rechte, damit nicht durch einen Vorgriff im Reich das verhindert würde, was sie selbst für ihre Länder vorgesehen hatten: die Transformation der Herrschaft im absolutistischen Sinne nämlich.¹⁰¹ Es

⁹⁸ Bireley, Robert: Maximilian von Bayern, Adam Contzen S. J. und die Gegenreformation in Deutschland 1624–1635. Göttingen 1975, 22. (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 13).

⁹⁹ Albrecht, Dieter: Der Hl. Stuhl und die Kurübertragung von 1623. QFIAB 34 (1954) 236–249. – Zur regelrechten Belehnung mit Oberpfalz und rechtsrheinischer Pfalz sowie zur Erblichkeit der bayerischen Kurwürde kam es allerdings erst am 22. Februar 1628. – Man mag die Übertragung der Pfälzer Kur auf Bayern durchaus kritisch beleuchten, doch besteht an der Rechtmäßigkeit des kaiserlichen Vorgehens kaum ein Zweifel. Franz: Glaube und Recht 420; Kraus, Andreas: Kurfürst Maximilian I. von Bayern. Das neue Bild eines großen Fürsten. HJb 97/98 (1978) 505–526, hier 512 f.; kritischer Gotthard: Säulen des Reiches 101–105.

¹⁰⁰ Zum Einfluß der spanischen Politik auf die Ereignisse im Reich seit 1610 vgl. den konzisen Überblick bei Parker: The Dutch Revolt 65 f.

¹⁰¹ Gerade für Ferdinand II., der gewiß kein absolutistischer Herrscher im Sinne von Staatsräson und Eigennutz, von Rationalisierung und Modernisierung war, stellt sich die Frage, inwieweit die (auch kriegsbedingte) Konzentration der kaiserlichen Macht, gewollt oder ungewollt, zu einer Ausschaltung der Stände und damit zu einem Absolutismus im Reich führen konnte. Wandruszka, Adam: Zum „Absolutismus“ Ferdinands II. MOÖLA 14 (1984) 261–268, hier 267. Wandruszka hält wegen der engen Koordination von Land, Dynastie und Kaisertum eine absolutistische Zielsetzung Ferdinands II. im Reich für sehr wahrscheinlich. – Haan, Heiner: Kaiser Ferdinand II. und das Problem des Reichsabsolutismus. Die Prager Heeresreform von 1635. HZ 207 (1968) 297–345, hier 342 f. Haan sieht, nach einer gründlichen Interpretation von Art. 24 des Prager Friedens, in der Idee einer absoluten Monarchie keinen Leitgedanken der kaiserlichen Politik. – Zum Zusammenspiel von Staatsräson und Konfession bei Ferdinand II. grundlegend Sturmbeger: Das Problem des Absolutismus.

ist hier nicht der Ort, all jene Tendenzen und Strömungen, die auf die Entscheidungssituation von Regensburg einwirkten, zu analysieren. Wohl aber seien im folgenden einige Momente skizziert, die für den Mißerfolg des Kurfürstentages von 1630 von zentraler Bedeutung waren.

Mit dem Amtsantritt Kardinal Richelieus als leitender Minister der französischen Krone (1624) beendete der Allerchristlichste König seine für kurze Zeit verfolgte, katholisch akzentuierte Außenpolitik und begab sich wieder in die traditionellen Bahnen des 16. Jahrhunderts.¹⁰² Für Richelieu, der sich insonderheit um eine mögliche Einkreisung Frankreichs sorgte, bedeutete dies Kampf gegen Habsburg, vor allem gegen Spanien, doch auch gegen das Gesamthaus.¹⁰³ Da Frankreich in inneren Krisen verhaftet und an eine aktive Außenpolitik vor der Niederringung des calvinistischen Adels nicht zu denken war, versuchte Richelieu, in einem System internationaler Beziehungen Allianzen gegen die Habsburger zu schmieden:¹⁰⁴ mit den Holländern, den Dänen, schließlich mit den Schweden und eben auch mit den katholischen wie evangelischen Fürsten im Reich, in erster Linie mit Maximilian von Bayern. Dabei stieß der Kardinal nicht nur beim bayerischen Wittelsbacher auf lebhaftes Interesse, wenn er, gleichsam als künftige „französische Handlungsanleitung für die Auseinandersetzung mit Deutschland“,¹⁰⁵ davon sprach, es gelte, die reichsfürstliche Libertät zu retten, das alte Herkommen zu wahren und jedem absolutistischen Anspruch des Hauses Habsburg entschieden entgegenzutreten: „D'arrêter le cours de la violence de la Maison d' Autriche.“¹⁰⁶

Ein Jahr vor der Berufung Richelieus in das Ministerium war es bereits in Rom zu einem spürbaren Kurswechsel gekommen. Mit Maffeo Barberini, dem Förderer Berninis und ehemaligen Nuntius in Paris, hatte ein Mann den Heiligen Stuhl bestiegen, der als Urban VIII. die Hauptaufgabe seines Pontifikats darin sah, der

¹⁰² Auch wenn Richelieus Politik in ihren Folgen unzweifelhaft Zeugnis von der imposanten Kraft der Staatsräson ablegte, gilt es den inneren Gleichklang von Macht und Moral, von Staat und Religion in den Vorstellungen des Kardinals und seine Beeinflussung durch das 16. Jahrhundert zu betonen. Church, William F.: Richelieu and the Reason of State. Princeton, New Jersey 1972, 513; Dickmann, Fritz: Rechtsgedanke und Machtpolitik bei Richelieu. Studien an neu entdeckten Quellen. HZ 196 (1963) 265–319. – Bereits vor dem Wandel des Richelieubildes hatte Stephan Skalweit auf die traditionelle, ja in Teilen sogar „restaurativ“ wirkende Ausrichtung von Richelieus Staatskunst und die in ihr waltdende prinzipielle Gleichwertigkeit von Religion und Politik hingewiesen. Skalweit, Stephan: Richelieus Staatsidee. GWU 2 (1951) 719–730, hier 727.

¹⁰³ Weber, Hermann: Richelieu und das Reich. In: Der Dreißigjährige Krieg. Hrsg. von Rudolf 304–321, hier 307.

¹⁰⁴ Ob es sich bei dieser außenpolitischen Konzeption tatsächlich um ein „System der kollektiven Sicherheit“ handelte, wie Weber meint, ist fraglich, da es der französischen Diplomatie bekanntlich um Bündnisse zu Lasten Dritter ging, die man notfalls auch militärisch zum Erfolg bringen wollte. Zit. nach Weber: Richelieu 315.

¹⁰⁵ Hildebrand, Klaus: Von Richelieu bis Kissinger. Die Herausforderungen der Macht und die Antworten der Staatskunst. VfZG 43 (1995) 195–219, hier 200.

¹⁰⁶ Zit. nach Albrecht, Dieter: Die auswärtige Politik Maximilians von Bayern 1618–1635. Göttingen 1962, 31. (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 6).

Verpflichtung als „Padre commune“ nachzukommen und sich vermittelnd in den Gegensatz zwischen Frankreich und Habsburg einzuschalten.¹⁰⁷ Daß sich eine solche Vermittlung leicht zu einer wohlwollenden Neutralität zugunsten des Allchristlichen Königs verformen konnte, lag freilich im ‚Lebensgesetz‘ des Kirchenstaates begründet. Als Territorialherr mußte Urban VIII. jeder weitere Einfluß Spaniens in Italien so bedrohlich erscheinen, daß er schon aus italienischen Gleichgewichtsüberlegungen und römischer *ragione di stato* dazu neigte, die französische Diplomatie in ihrer antihabsburgischen Ausrichtung nicht zu behindern.¹⁰⁸ Da man hierbei selbst Bündnisse mit evangelischen Mächten tolerierte, fand sich Rom um so leichter mit Richelieus Werbungen um katholische Reichsfürsten ab,¹⁰⁹ ja der Barberini-Papst förderte gegen Ende der zwanziger Jahre sogar nachhaltig ein bayerisch-französisches Bündnis. Ein solches mochte ihm geradezu als Gegengewicht zu den immer mächtigeren Habsburgern, als Versicherung gegen eine drohende *monarchia universalis* also, erscheinen.¹¹⁰ Denn schon damals bildeten die „Freiheit Europas und die deutsche Libertät ein System kommunizierender Röhren.“¹¹¹

Es war die Zeit Wallensteins, und durch ihn und seine Armee auch die Zeit Ferdinands II. Noch im Jahre 1625, als der Waffenstillstand zwischen Habsburg und dem Osmanischen Reich erneuert wurde und die Spanier mit der Eroberung Bredas einen glänzenden Sieg in den Niederlanden feierten, hatte sich der Kaiser von der katholischen Liga befreit.¹¹² Die Abhängigkeit von ihren Truppen war bislang einer indirekten Kontrolle der kaiserlichen Machtentfaltung im Reich gleichgekommen und hatte die Kurfürsten vor allzu schnellen und machtpolitisch verwertbaren Siegen Ferdinands bewahrt. Dann aber griff der Kaiser auf Albrecht von Wallenstein zurück, den böhmischen Adeligen und Projektemacher, der sich erbot, ein kaiser-

¹⁰⁷ Albrecht: Der Regensburger Kurfürstentag 56.

¹⁰⁸ Reppen, Konrad: Die römische Kurie und der Westfälische Friede. Idee und Wirklichkeit des Papsttums im 16. und 17. Jahrhundert. Bd. 1: Papst, Kaiser und Reich 1521–1644. 1. Teil: Darstellung. Tübingen 1962, 187. (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 24). – Wie geschult das römische Auge für territorialpolitische Fragestellungen war, zeigte sich, als Urban VIII., im Windschatten des Friedens von Cherasco, nach dem Tode des letzten Rovere kurzerhand das Herzogtum Urbino annektierte, obwohl der Kaiser nach wie vor als Oberlehnsherr fungierte. Steinberg: Der Dreißigjährige Krieg 60 f.

¹⁰⁹ Steinberg, Sigfrid Henry: Der Dreißigjährige Krieg: Eine neue Interpretation. In: Der Dreißigjährige Krieg. Hrsg. von Rudolf 51–67, hier 57.

¹¹⁰ Tatsächlich hat das reale oder vermeintliche Streben der *Casa de Austria*, vor allem ihrer spanischen Linie, nach der Hegemonie in Europa eine entscheidende Rolle für Ausbruch, Verlauf und Dimension des Dreißigjährigen Krieges gespielt. Bosbach, Franz: Die Habsburger und die Entstehung des Dreißigjährigen Krieges. Die „*Monarchia Universalis*“. In: Krieg und Politik 151–168. – Zum Propagandawert dieses Begriffs für die Kronen Schwedens und Frankreichs ebenda 163–166.

¹¹¹ Dehio, Ludwig: Gleichgewicht oder Hegemonie. Betrachtungen über ein Grundproblem der neueren Staatengeschichte. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Klaus Hildebrand. Zürich 1996 (zuerst Krefeld 1948) 91.

¹¹² Einzelheiten dazu bei Schilling, Heinz: Aufbruch und Krise. Deutschland 1517–1648. Berlin 1994, 422 f. (Siedler Deutsche Geschichte).

liches Heer auf eigene Rechnung aufzustellen und zu unterhalten. Wallenstein, des Kaisers Glück und sein Schicksal, vermied die Schlachten und erfocht die Siege, die Ferdinand 1630 zum Verhängnis werden sollten.

Zunehmend wurde der Liga und ihrem Bundesoberhaupt Maximilian von Bayern, der sich daran gewöhnt hatte, das Ligaheer als „verlängerten Arm seiner Territorialpolitik“¹¹³ zu begreifen, bewußt, wie grundlegend sich die Dinge im Reich durch Wallenstein gewandelt hatten.¹¹⁴ Nach dem glänzenden Sieg über die Dänen bei Lutter am Barenberg 1626 und dem maßvollen Frieden von Lübeck 1629 stand dem Kaiser Norddeutschland nunmehr auch ohne Hilfe der Ligatruppen offen, und Wallenstein, dem Ferdinand II. zum allgemeinen Mißfallen den Titel der geächteten Herzöge von Mecklenburg übertragen hatte, schien nicht der Mann, auf die Partikularinteressen der Stände Rücksicht zu nehmen. Schon zuvor hatten evangelische wie katholische Fürsten unter dem Regiment Wallensteins, der sich zur größten Beunruhigung der nordischen Kronen nun auch „General des Oceanischen und des baltischen Meeres“ nennen durfte,¹¹⁵ zu leiden gehabt. Von den Quartiergebern der kaiserlichen ‚Armada‘ hatte er nämlich nicht bloß Unterkunft und Verpflegung gefordert,¹¹⁶ sondern überdies die Besoldung der Truppen verlangt und mit dem Grundsatz,¹¹⁷ der Krieg müsse den Krieg ernähren, die Landesherren beider Konfessionen gegen sich aufgebracht.¹¹⁸ Hinzu kam der Verdacht, Wallenstein gehe es mit

¹¹³ Albrecht, Dieter: Tilly zwischen Liga und Habsburg. Eine Episode aus dem Dreißigjährigen Krieg. In: Innerösterreich 525–536, hier 529.

¹¹⁴ Tatsächlich drohte Wallensteins Heer, wie Kraus treffend bemerkt, „allein durch seine Existenz bereits den Umsturz der Kräfteverhältnisse im Reich“ an. Kraus: Kurfürst Maximilian I. 515.

¹¹⁵ Immerhin ließ Wallenstein seinen Admiral Philipp von Mansfeld mit 20 Schiffen von Wismar aus die Ostsee unicher machen. Nolden, Karl: Die Reichspolitik Kaiser Ferdinands II. in der Publizistik bis zum Lübecker Frieden 1629. Diss. Köln 1958, 150. – Zu den Hintergründen und Zielen der kaiserlichen Seemachtspolitik Quellen zur Geschichte Wallensteins. Hrsg. von Gottfried Lorenz. Darmstadt 1987, Nr. 8 und 25–28. (Freiherr vom Stein-Gedächtnis-Ausgabe 20).

¹¹⁶ Damit begnügte sich Tilly. Albrecht: Der Regensburger Kurfürstentag 57.

¹¹⁷ Die Wut über solche Landaussaugungen läßt sich aus vielen zeitgenössischen Flugschriften heraushören. Die Einquartierungen, so heißt es da, seien „Friedländischer und Collaltischer Modus, die Reichsständ zu verderben“. Zit. nach Nolden: Die Reichspolitik Ferdinands II. 142. – Am 29. Juli 1629 etwa führte Kurköln bei Maximilian von Bayern Klage gegen die Exzesse kaiserlicher Truppen im Stift Paderborn und im Fürstentum Westfalen und bat Kurbayern, in Wien vorstellig zu werden. BA II, 16, hier Anm. 2. Daraufhin beschwerte sich München am 7. August 1629 beim Kaiser mit dem Hinweis, die Ausschreitungen seien so gravierend, „das es ja nit wol möglich, solches alles mit gedult zu übertragen“. Ebenda 16 f., Anm. 3.

¹¹⁸ Im ganzen gesehen hat Wallensteins neue und ingeniose Art der Armeeführung und -unterhaltung befruchtend auf die Aufstellung stehender Heere der Habsburger gewirkt, auch wenn Wallensteins Einfluß auf das weitere Militärwesen in den habsburgischen Erbländen nicht überschätzt werden sollte. Mears, John A.: The Thirty Years' War, the „General Crisis“, and the Origins of a Standing Professional Army in the Habsburg Monarchy. CEH 21 (1988) 122–141, hier 139 ff. – Zur Entwicklung des Militärwesens jener Zeit Parker, Geoffrey: The „Military Revolution“, 1560–1660 – a Myth? JMH 48 (1976) 195–214.

der kaiserlichen Armee um mehr als um militärische Siege.¹¹⁹ Vielmehr wolle er die Gunst des Augenblicks dazu benutzen, die nach dem Lübecker Frieden unangefochtene Position Ferdinands II. auszubauen und das Reich in eine Monarchie zu verwandeln.¹²⁰ Man müsse die Kurfürsten ‚Mores lehren‘, so soll er bemerkt haben, daß die Sukzession im Reiche dem Kaisersohn gebühre und man hierzu auf keine Wahl angewiesen sei.¹²¹ Solche Aussichten auf womöglich absolutistische Zustände im Reich mußten die Kurfürsten beunruhigen, auch wenn man vorerst noch geneigt war, zwischen der moderaten Haltung des Wiener Hofes und den Wallensteinischen Erbreichsplänen zu unterscheiden.¹²² Als jedoch die Beschwerden der Kurfürsten über die Belastungen durch die kaiserlichen Truppen ergebnislos blieben,¹²³ begann man, hierin auf evangelischer Seite durch das Restitutionsedikt noch bestärkt,¹²⁴ Ferdinand II. und seinen Feldherrn in einen engeren Zusammenhang zu setzen und Wallensteins monarchistische Überlegungen dem Kaiser selbst anzulasten.¹²⁵

Damit war die Entfremdung zwischen Ferdinand II. und den Kurfürsten besiegelt, die nun aus Eigeninteresse, als *columnae imperii*¹²⁶ aber auch aus Sorge um das

¹¹⁹ Hier spielten die beiden Kapuzinerrelationen aus dem Jahre 1628 eine entscheidende Rolle, wurden in ihnen doch bereits die hochfliegenden Pläne des Generalissimus, wenn auch mit Verzerrungen, offenbar. Quellen zur Geschichte Wallensteins. Nr. 46 f.

¹²⁰ Srbik, Heinrich Ritter von: Wallsteins Ende. Ursachen, Verlauf und Folgen der Katastrophe. Salzburg 1952, 42.

¹²¹ Franz: Glaube und Recht 426; das genaue Zitat bei Gotthard: Säulen der Macht 714.

¹²² Freilich war seit den Erfahrungen mit Karl V. die Abwehr des *dominatus absolutus* im Reich und die Verhinderung der spanischen Universalmonarchie eines der Hauptziele der deutschen Fürsten. Man muß nicht erst an die militant-habsburgischen Pläne eines Kaspar Schoppe denken, um zu verstehen, warum etwa in der Kampfschrift „Wilt du den Kaiser sehen?“ (1629) gerade vor dem Einfluß der spanischen Krone gewarnt und die Idee einer *monarchia universalis* scharf attackiert wurde. Nolden: Die Reichspolitik Ferdinands II. 42–46 und 155–164.

¹²³ So hatte der Mainzer Erzbischof, Anselm Casimir Wamboldt von Umstatt, bereits auf dem Mergentheimer Ligatag 1629 die sofortige Abberufung Wallensteins vom Generalat verlangt. Schmidt, Georg: Der dreißigjährige Krieg. München 1996, 46.

¹²⁴ Das Restitutionsedikt vom 3. Juni 1629 verfügte die authentische Interpretation des „wahren“, d.h. des katholischen Sinnes des Augsburger Religionsfriedens. Es sah die Restitution des nach 1552 eingezogenen landsässigen, mittelbaren Kirchengutes vor, betonte die Gültigkeit des Geistlichen Vorbehalts, bekräftigte den Religionsbann, beschnitt die „Freiheit des Gewissens“ auf das *ius emigrandi* und nahm die *Declaratio Ferdinandeae* zurück. Im übrigen wurden sämtliche Religionsgravamina der Evangelischen abgewiesen und die Calvinisten nach wie vor vom Augsburger Religionsfrieden ausgeschlossen. Insgesamt war das Edikt nicht nur ein Einbruch in die Besitzstände der Protestanten, sondern kam auch einer Stärkung der monarchischen Autorität des Kaisers auf Kosten der Libertät der Reichsstände gleich. Heckel, Martin: Deutschland im konfessionellen Zeitalter. Göttingen 1983, 145–150. (Deutsche Geschichte 5). – Eine Gesamtinterpretation des Edikts bei Frisch, Michael: Das Restitutionsedikt Kaiser Ferdinands II. vom 6. März 1629. Eine rechtsgeschichtliche Untersuchung. Tübingen 1993. – Zur Entstehung des Ediktes: Ritter, Moriz: Der Ursprung des Restitutionsediktes. HZ 76 (1896) 62–102.

¹²⁵ Albrecht: Ferdinand II. 134 f. – Zum Wiener Zentralismus Gotthard: Säulen der Macht 713–719.

¹²⁶ So die treffende Formulierung der Goldenen Bulle, Cap. III, 56.

Gleichgewicht im Reich, daran gingen, ihre Rechte energischer gegen den Kaiser zu behaupten, sich auf keine Kompromisse einzulassen und nach Koalitionen Ausschau zu halten.¹²⁷ Um letzteres bemühte sich vor allem der Kurfürst von Bayern, der bei der Suche nach katholischen, antihabsburgischen Verbündeten auf das Frankreich Kardinal Richelieu und Papst Urbans VIII. römische Kurie traf.¹²⁸ Gleichzeitig verschärften sich die internationalen Spannungen. Durch das Eingreifen kaiserlicher Truppen in die Auseinandersetzungen um die Nachfolge in den Reichslehen Mantua und Montferrat war die Furcht vor einer völligen Einkreisung des Kirchenstaates durch den Allerkatholischsten König noch verstärkt und zugleich die traumatische Erinnerung an den *Sacco di Roma*, die Plünderung Roms durch die Landsknechte Karls V. im Jahre 1527, wachgerufen worden.¹²⁹ Diese außenpolitischen Entwicklungen, die die antihabsburgische Koalition weiterhin beförderten, zwangen, zusammen mit der Position Kurbayerns und der durch Restitutionsedikt und Wallensteinfrage erzeugten antikaiserlichen Haltung der übrigen Kurfürsten, Ferdinand II. schließlich in die Defensive.

V.

Das Zusammenspiel dieser Elemente war es, das den Kaiser auf dem Regensburger Kurfürstentag 1630 veranlaßte, die großen Erfolge seiner ‚Armada‘ nicht zu einer absolutistischen Umgestaltung des Reiches zu benutzen, sondern Wallenstein zu opfern und am Ende noch nicht einmal die Wahl seines Sohnes zum römischen König offen zu betreiben.¹³⁰ Dabei hatte Ferdinand II. die Versammlung mit dem dringenden Wunsch eröffnet, Einmütigkeit zwischen Kaiser und Kurfürsten herzustellen.¹³¹ Durch die Proposition jedoch, in der es im Klartext um die Unterstützung

¹²⁷ Albrecht: Der Regensburger Kurfürstentag 58.

¹²⁸ Zu den diplomatischen Kontakten zwischen Frankreich und Bayern bis zum Regensburger Kurfürstentag 1630 ausführlich Bireley: Maximilian von Bayern 111 ff.

¹²⁹ Albrecht: Der Regensburger Kurfürstentag 58.

¹³⁰ Daß die Kurfürsten zu ihrer schärfsten Waffe, dem Recht zur freien Königswahl griffen, zeigt, für wie bedrohlich sie die Position des Kaisers hielten. Denn nur das Prinzip der Wahl konnte, „zusammen mit ständischen und ressourcenmäßigen Beschränkungen der kaiserlichen Macht, den Übergang zum Absolutismus im Reich“ verhindern. Boldt: Deutsche Verfassungsgeschichte 262. – Die Kurfürsten konnten auch deshalb entschieden auftreten, weil ihre Position von namhaften Juristen der Zeit, zumeist von Anhängern des *status mixtus*, Unterstützung erfuhr. Dominicus Arumaeus etwa, Professor in Jena und sachsen-weimarerischer Rat, billigte den Kurfürsten die Schlüsselposition bei der Vermittlung der *maiestas* zu, auch wenn er ihnen kein Besitzrecht an ihr einräumen mochte. Johannes Limnaeus, Prinzenerzieher im Dienste des markgräflichen Hauses Brandenburg-Ansbach, rückte die Kurfürsten an eine exponierte Stelle im Verfassungsgefüge, da sie ein Regieren des Kaisers nach dem Prinzip „*car tel est nostre plaisir*“ verhinderten. Matthias Bortius, Arumaeus-Schüler und Rat in braunschweigisch-lüneburgischem Dienst, ging noch einen Schritt weiter und lehrte sogar die Gleichstellung von König und Kurfürsten, da letztere die *missio regni*, die Einweisung des Königs in die *iura regia* mittels der Wahlkapitulation, vollzögen. Becker, Winfried: Der Kurfürstenrat. Grundzüge seiner Entwicklung in der Reichsverfassung und seine Stellung auf dem Westfälischen Friedenskongreß. Münster 1973, 115–121. (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte 5).

¹³¹ Albrecht: Der Regensburger Kurfürstentag 60.

des Reiches gegen die Generalstaaten, gegen Frankreich und Venedig in Mantua, nicht zuletzt auch gegen den Schwedenkönig und damit um auswärtige Kriege ging, war an eine solche Einmütigkeit von vornherein nicht zu denken. Die Kurfürsten wußten nur zu gut um die siegesverwöhnte Lage Ferdinands und schreckten davor zurück, den Kaiser nun auch noch habsburgische Politik auf Kosten des Reiches betreiben zu lassen. Nicht die Außenpolitik dominierte daher die ersten Beratungen in Regensburg, sondern der Fall des Friedländers, von dem Agenten unlängst Herzog Maximilian berichtet hatten, er habe gewarnt, „man sollte zusehen, daß man nit noch einen Kayser zue München mache“. ¹³² Was Wallenstein selbst über die Verhältnisse im Reich dachte, teilte er am 23. Juli in seinem Memminger Feldquartier dem nach Regensburg reisenden Père Joseph, der Grauen Eminenz Richelieus, mit: Der Kaiser solle endlich absoluter Herrscher über die deutschen Fürsten werden, ganz so wie der französische König in seinem Machtbereich. Er selbst, so Wallenstein, könne sich den Erwerb der böhmischen Krone vorstellen, und als Sicherheitsgeste gegenüber Frankreich sei ein Bruch mit Spanien denkbar. ¹³³

Gewiß, das waren hochtrabende Pläne. Aber sie bestätigten doch jenes Bild des Friedländers, das sich die Kurfürsten in den vergangenen Jahren von ihm gemacht hatten. Jetzt konfrontierten sie den Kaiser mit schweren Beschuldigungen gegen den Generalissimus und forderten seine Absetzung. ¹³⁴ Als Ferdinand II. sich zunächst auf eine ausweichende Antwort verlegte, fuhren sie am 30. Juli beim Bischofshof, der als kaiserliche Residenz diente, vor und überreichten dem Kaiser ein Schriftstück, in dem nochmals die heftigsten Anklagen gegen die habsburgische Politik im Reich erhoben wurden. Ferdinand schwankte. Seine erst durch Wallenstein ermöglichte Politik der Stärke war auf Grund gelaufen, die zentralistische Straffung der Macht, die er vor Jahrzehnten bereits in Innerösterreich als Nebenprodukt der massiv betriebenen Gegenreformation erzielt hatte, wollte ihm im größeren Rahmen des Reiches, in dem es auf die Kurfürsten ebenso wie auf gesamthabsburgische Interessen Rücksicht zu nehmen galt, nicht gelingen. ¹³⁵ So sah er sich in Regensburg zwischen Skylla und Charybdis: Kam er den Forderungen der Kurfürsten nach, begab er sich abermals in die Abhängigkeit von der Liga, aus der ihn Wallenstein erst be-

¹³² Zit. nach e b e n d a. – Daß Wallensteins Warnung zwar sicherlich zu weit ging, aber dennoch nicht aus der Luft gegriffen war, zeigt der unter Maximilian I. verstärkt einsetzende Kult um Ludwig den Bayern und der Versuch, die Wittelsbacher gleich den Habsburgern von Karl dem Großen abzuleiten. Kraus, Andreas: Das katholische Herrscherbild im Reich, dargestellt am Beispiel Kaiser Ferdinands II. und Kurfürst Maximilians I. von Bayern. In: Das Herrscherbild im 17. Jahrhundert. Hrsg. von Konrad Repgen. Münster 1991, 1–25, hier 22 ff. (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte 19).

¹³³ Ausführliches bei Albrecht: Der Regensburger Kurfürstentag 61.

¹³⁴ Dabei sahen sich die katholischen Kurfürsten in dem Dilemma, durch die geforderte Absetzung Wallensteins die zügige Durchführung des Restitutionsedikts, der kodifizierten Gegenreformation gleichsam, zu erschweren. Dennoch führte die Sorge vor dem *dominatus absolutus* im Reich dazu, konfessionelle Aspekte fürs erste hintanzusetzen. Bireley: Maximilian von Bayern 86.

¹³⁵ Lutz, Georg: Wallenstein, Ferdinand II. und der Wiener Hof. Bemerkungen zu einem erneuten Beitrag zur alten Wallensteinfrage. QFIAB 48 (1968) 207–243, 222.

freit hatte. Alle Siege waren dann vergebens gewesen; der Versuch, gegen die territorialen Elemente die Macht an der Spitze zu stärken und einen kaiserlichen Absolutismus auszubilden, war dann gescheitert. Widersetzte er sich jedoch den Forderungen der Kurfürsten und hielt an Wallenstein fest, so mußte er jeden Gedanken an ein Bündnis mit der Liga aufgeben. Die katholischen Truppen aber hatte er dringend nötig, wenn er weiterhin in Italien operieren wollte, ohne Norddeutschland Gustav Adolf preiszugeben.¹³⁶ Nach einigem Hin und Her verkündete Ferdinand II. schließlich am 13. August, wohl auch in der von Père Joseph absichtsvoll vertretenen Meinung, ein Entgegenkommen in der Wallensteinfrage werde die Kurfürsten zur Wahl seines Sohnes veranlassen, den Entschluß, „bey der kayserlichen armaden sonderlich die direction zu ändern“.¹³⁷

Auch die sich anschließende Beratung über die Nachfolge Wallensteins als Generalfeldhauptmann endete für den Kaiser mit einer Niederlage.¹³⁸ Zwar verzichtete Maximilian von Bayern schließlich auf das Generalat; doch konnte sich Ferdinand nicht mit der Vorstellung durchsetzen, das Ligaheer mit den kaiserlichen Truppen zu vereinigen und von den Ständen finanzieren zu lassen. Am Ende blieb es bei verschiedenen Kassen, das kaiserliche Heer wurde auf zwei Drittel seines Bestandes reduziert, und der Ligageneral Tilly übernahm den Befehl über beide Armeen. So hatten die Kurfürsten Ferdinand II. das zweite bedingungslose Zugeständnis abgewonnen. Von einer Wahl des Kaisersohnes zum römischen König war jedoch noch immer keine Rede.¹³⁹

Hierbei blieb es auch, als der Mantuanische Erbfolgekrieg in den Mittelpunkt der Regensburger Verhandlungen rückte.¹⁴⁰ Bekanntlich hatte der Kaiser sich in seiner Proposition auf den Standpunkt gestellt, bei den Herzogtümern Mantua und Montferrat handle es sich um alte Lehen des Reiches, und die Kurfürsten aufgefordert, ihn und die Spanier bei der Verteidigung dieser Gebiete gegen französische Einflußnahmen zu unterstützen. Das Kolleg aber, weder gewillt, sich vor den habsburgischen Karren spannen zu lassen, noch geneigt, dem Kaiser zu auswärtigen

¹³⁶ Der Schwedenkönig, auf den, nach einem Spottwort Wallensteins, die deutschen Protestanten so sehnsüchtig warteten wie die Juden auf den Messias, hatte am 6. Juli 1630 mit der Invasion Pommerns begonnen. Die Verhandlungen auf dem Kurfürstentag standen also bereits im Schatten dieser neuen Kämpfe. Böttcher, Diethelm: Propaganda und öffentliche Meinung im protestantischen Deutschland 1628–1636. In: Der Dreißigjährige Krieg, Hrsg. von Rudolf 325–367, hier 335. – Der Messiasvergleich war auch auf bayrischer Seite gebräuchlich. BA II, Nr. 167 – Instruktion für Richel zu Kurmainz vom 10. November 1628.

¹³⁷ Zit. nach Albrecht: Der Regensburger Kurfürstentag 64.

¹³⁸ Einzelheiten dieser Verhandlungen bei Albrecht, Dieter: Maximilian I. von Bayern. 1573–1651. München 1998, 738–746.

¹³⁹ Es ist müßig, darüber zu spekulieren, ob Ferdinand II. die Königswahl vielleicht am ehesten noch durch geschicktes Taktieren bei den Verhandlungen über das Direktorium hätte erreichen können. Die Deputierten der katholischen Kurfürsten jedenfalls hielten es auf ihrer Konferenz am 23. August 1630 für sicher, daß der Kaiser die Übernahme des Generalats durch Kurbayern an die vorherige Wahl seines Sohnes binden werde. BA II, Nr. 170, 524.

¹⁴⁰ Albrecht: Maximilian I. von Bayern 746–750.

Erfolgen zu verhelfen, lehnte jedes Eingreifen ab. Statt dessen forderte man Ferdinand II. auf, die Anwesenheit französischer Gesandter in Regensburg zu Friedensverhandlungen zu nutzen.

Widerwillig sah sich der Kaiser gezwungen, die Wünsche der Kurfürsten, deren Hilfe er gegen Schweden bedurfte, zu erfüllen und Anfang August Verhandlungen mit Père Joseph aufzunehmen. Er tat dies, obgleich seine militärische Position in Italien ausgesprochen günstig war: Die kaiserliche Armee hatte soeben Mantua erobert, die Festung Casale stand kurz vor der Entsetzung, und alles deutete auf einen raschen und vollständigen Sieg über die Franzosen. Wenn Ferdinand letztlich doch Verhandlungen mit dem wendigen Kapuziner führte, so dachte die kaiserliche Seite daran, die mantuanische Frage mit einem Universalfrieden zu verbinden,¹⁴¹ der alle Zugeständnisse Ferdinands wettgemacht und die von Frankreich organisierte Allianz gegen Habsburg gesprengt hätte. Das war nicht ungeschickt geplant, scheiterte aber wiederum am Votum der Kurfürsten, die den Kaiser drängten, im Rahmen eines mantuanischen Traktats von der Generalfriedensklausel abzugehen.¹⁴²

Es kam daher zunächst zu einem Waffenstillstand, der die günstige Position der spanischen Armee in Italien verspielte und den Franzosen Zeit gab, ihre Kräfte neu zu sammeln. Zwar sah der am 13. Oktober 1630 in Regensburg unterzeichnete Friedensvertrag in seinem ersten Artikel den von Ferdinand II. gewünschten Generalfrieden zwischen Kaiser, Reich und Frankreich vor. Doch blieb er von untergeordneter Bedeutung, da sich Ludwig XIII. weigerte, den Vertrag zu ratifizieren, und im Frühsommer 1631 im Frieden von Cherasco weitaus ungünstigere Bedingungen für Kaiser und Reich festgelegt wurden.¹⁴³

So hatten die Kurfürsten dem Kaiser eine dritte, empfindliche Niederlage beigebracht. An Gegengeschäften zeigten sie freilich nach wie vor kein Interesse und lehnten den vorsichtig vorgebrachten Wunsch des Kaisers nach der Wahl seines Sohnes rundheraus ab. Hier scheiterte, was bereits zuvor zum Scheitern verurteilt gewesen war.¹⁴⁴ Schon am 14. August 1629 hatte der bayerische Rat Jocher in der Frage der römischen Königswahl an Giovanni Francesco Guidi di Bagno, den wohl-informierten apostolischen Nuntius in Paris, geschrieben: „Certum est, electionem talem vivente et nolente Imperatore fieri non posse, prout nec Imperator conventum

¹⁴¹ Zur generellen Bedeutung und Funktion des Friedensgedankens in der neuzeitlichen Staatslehre, Philosophie und Politik Lutz, Heinrich: Friedensideen und Friedensprobleme in der frühen Neuzeit. In: Friedensbewegungen. Bedingungen und Wirkungen. Hrsg. von Heinrich Lutz u. Gernot Heiss. Wien 1984, 28–54. (Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit 11).

¹⁴² Vgl. Albrecht: Der Regensburger Kurfürstentag 68 f.

¹⁴³ Zu den Reaktionen auf den Regensburger Vertrag Hartmann, Anja Victorine: Von Regensburg nach Hamburg. Die diplomatischen Beziehungen zwischen dem französischen König und dem Kaiser vom Regensburger Vertrag (13. Oktober 1630) bis zum Hamburger Präliminarfrieden (25. Dezember 1641). Münster 1998, 20–33. (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte 27). – Die Stoßrichtung der französischen Diplomatie zeigte sich, ebenfalls im Jahr des Friedens von Cherasco, im Bärwalder Abkommen mit Schweden sowie im Vertrag zu Fontainebleau mit Bayern. Repgen: Die römische Kurie 193.

¹⁴⁴ So auch Gotthard: Säulen des Reiches 717.

vel Electores ut Regem elegant cogere potest.“¹⁴⁵ Zwar hatte der Wiener Hof verschiedentlich Vorstöße zur Vorbereitung einer Königswahl unternommen,¹⁴⁶ doch hatte ihm Kurmainz am 13. Mai 1630 auf entsprechende Avancen lapidar geantwortet, man sei stets der Ansicht gewesen, Ferdinand II. werde sich bei einer möglichen Königswahl an die Vorschriften der Goldenen Bulle halten¹⁴⁷ – was nun freilich alles und nichts bedeuten konnte, aber keinesfalls als *carte blanche* für den Kaiser gewertet werden durfte.¹⁴⁸ Kurz vor dem Kurfürstentag hatte Bagno dann aus Grenoble die entscheidende Devise ausgegeben, als er in einem Schreiben an Jocher vom 17. Mai bemerkte, Krieg und Unruhe seien allenthalben, weshalb „il tempo sia del tutto improprio per far d. elettione“.¹⁴⁹ Ähnliches verhielt auch der entsprechende Punkt in der Instruktion für Père Joseph, der den Kurfürsten mit ganz unerhörten Zusagen den Rücken stärken sollte, um sie aus Gründen ihrer Libertät zur Ablehnung der römischen Königswahl zu bewegen.¹⁵⁰

Ferdinand II., vielleicht mehr Löwe als Fuchs,¹⁵¹ ahnte von diesen Verbindungen noch nichts. Im August behandelten seine Räte in einem Gutachten über die Frage

¹⁴⁵ BA II, Nr. 13, 24. – Ähnlich argumentierte Jocher am 2. Oktober 1619 in einem Schreiben an Bagno, dem er erklärte, eine Königswahl sei zur Zeit nicht notwendig, da der Kaiser weder alt noch gebrechlich sei. E b e n d a Nr. 24, 59.

¹⁴⁶ So hatte Ferdinand II. im Februar 1628 seinen Wunsch nach einem Wahltag, der noch im Juni des gleichen Jahres zu Regensburg zusammentreten sollte, dem Mainzer Kurfürsten Georg Friedrich von Greiffenclau und Maximilian von Bayern übermitteln lassen. Während sich Mainz grundsätzlich zur Wahl des Kaisersohnes bereit erklärte, um ein mögliches Interregnum im Krieg zu verhindern, ist eine eindeutige Stellungnahme Maximilians nicht greifbar. E b e n d a Nr. 30 – Maximilians Bescheid für Trauttmansdorff vom 21. Februar 1628. E b e n d a Nr. 52 – Sendung Richels zu Kurmainz vom 3./5. April 1628. E b e n d a Nr. 62 – Maximilian an Kurköln vom 18. April 1628. E b e n d a Nr. 65 – Der Kaiser an Kurmainz.

¹⁴⁷ E b e n d a Nr. 156, 396. – Bereits Mitte April hatte Maximilian den Mainzer Erzbischof eindringlich vor übereilten Zusagen an den Kaiser gewarnt und auf den Beschluß des Heidelberger Ligatages vom Frühjahr 1629 verwiesen, nach welchem „bei dem vorstehenden collegialconvent von dem negotio successionis am Reich so lang man begehrt, auch so stark man immer wolle, nichts soll proponirt und deliberirt, vil weniger geschlossen werden, bis man zuvor wegen allgemeinen fridens und ruhe im Röm. Reich ein gewissen schluß und sicherheit haben wird“. E b e n d a Nr. 146 – Instruktion für Richel zu Kurmainz vom 18. April 1630.

¹⁴⁸ Bereits Anfang Mai hatte Kurmainz dem bayerischen Gesandten Richel gegenüber erklärt, die Königswahl sei der höchste Trumpf des Kurkollegs und müsse als solcher zur Erreichung eigener Ziele eingesetzt werden: „Dan geben die Churfürsten disen vortel aus der hand, sei all ihr respect bei dem Kaiser und seinen ministri verloren.“ E b e n d a Nr. 146.

¹⁴⁹ E b e n d a Nr. 159, 402. – Bagnos Hinweis lag freilich auf ebenjener Argumentationslinie, die das Kurkolleg bereits seit 1628 verfolgt hatte. A l b r e c h t: Maximilian I. von Bayern 753 f.

¹⁵⁰ „Le principal desseín de l'Empereur sera de proposer sur la fin l'eslection du roy des Romains. – Il n'y rien a dire de nouveau, sinon a représenter aux electeurs que si on les veut forcer ils doivent defendre leur liberté, et qu'en ce cas l'armée du Roy qui est en Champagne se declarera pour eux sans aucun delay, et que sa Ma.^{te} plustot y viendra en personne.“ BA II, Nr. 170, 430.

¹⁵¹ Stolleis, Michael: Löwe und Fuchs. Eine politische Maxime im Frühabsolutismus. In: Ders.: Staat und Staatsräson in der frühen Neuzeit. Studien zur Geschichte des öffentlichen Rechts. Frankfurt/M. 1990, 21–36.

eines bayerischen Generalats *en passant* auch die Sukzession und befanden, die angestrebte Wahl sei „nicht ungewöhnlich, sonder im Reich hergekommen“¹⁵² und werde sich bei einer Berufung Maximilians an die Spitze der kaiserlichen ‚Armada‘ sicher erreichen lassen. Damit sollte man sich verrechnet haben. Kurbrandenburg und Kursachsen lehnten das Ansuchen Ferdinands um die Wahl seines Sohnes zum römischen König mit Schreiben vom 27. September aus den bekannten Gründen kategorisch ab,¹⁵³ eine Haltung, der sich auch die katholischen Kurfürsten auf der Konferenz ihrer Deputierten am 26. Oktober anschlossen.¹⁵⁴ Die Hinderungen lägen „noch am weg“.¹⁵⁵ Und dabei sollte es auch bleiben. Alle Welt, so berichtete Niccolo Sacchetti, der Gesandte des Großherzogs von Toscana, am 4. November nach Florenz, habe die Königswahl für eine ausgemachte Sache gehalten.¹⁵⁶ Die Kurfürsten jedoch hätten sich noch nicht einmal durch die Entlassung Wallensteins beeinflussen lassen und rundheraus erklärt, man müsse sich vor der Erblichkeit im Reich in Acht nehmen: „Et insomma così torna ognuno a casa con il suo voto in petto.“¹⁵⁷

Ferdinand die Grenzen seiner Macht zu zeigen und jeden Hang zum Absolutismus im Reich zu ersticken, waren sie nach Regensburg gekommen. In einem geradezu klassischen Macht- und Gleichgewichtsdenken hatten sie dem Kaiser einen Mißerfolg nach dem anderen beschert, das Übermaß kaiserlichen Einflusses im Reich, wie etwa schon auf dem berühmten Reichstag zu Speyer 1570,¹⁵⁸ empfindlich beschnitten und den den *status quo* bewahrenden Antagonismus des Kurfürstenkollegs gegen allzu zentralistische Ziele des Kaisers von neuem bekräftigt.¹⁵⁹ Auch im konfessionellen Zeitalter verstanden sich die Kurfürsten ungeachtet aller religiösen Differenzen, die für die Verortung des Dreißigjährigen Krieges in der europäischen Geschichte ohnehin nicht überschätzt werden sollten,¹⁶⁰ zu einer Bündelung

¹⁵² BA II, Nr. 170, 513.

¹⁵³ Ebenda 691 ff.

¹⁵⁴ Es war im übrigen das erste Mal, daß sich selbst die römische Kurie nicht entschieden für die Wahl eines Kaisersohnes zum römischen König einsetzte. Repgen: Die römische Kurie 221.

¹⁵⁵ BA II, Nr. 170, 653. – Ranke weiß sogar zu berichten, die Kurfürsten hätten nicht nur die Wahl Ferdinands (III.) abgelehnt, sondern sich überdies für die Wahl Ludwigs XIII. von Frankreich zum römischen König ausgesprochen, da dieser wegen seiner Kinderlosigkeit das Reich nicht in eine Erbmonarchie verwandeln könne. Ranke, Leopold von: Wallenstein und seine Zeit. Berlin 1944 (zuerst Leipzig 1869), 165.

¹⁵⁶ BA II, Nr. 170, 705 f.

¹⁵⁷ Ebenda 705.

¹⁵⁸ Zu diesem Reichstag, der ebenfalls ein gutes Beispiel für die Gleichgewichtsmechanismen zwischen Zentral- und Partikulargewalt bietet Lanzinner, Maximilian: Friedenssicherung und Zentralisierung der Reichsgewalt. Ein Reformversuch auf dem Reichstag zu Speyer 1570. ZfH 12 (1985) 287–310.

¹⁵⁹ Neuhaus: Die römische Königswahl 32. – Wandruszka betont, daß eine solche absolutistische Entwicklung im Reich keineswegs eine Chimäre der Kurfürsten darstellte, sondern bis etwa 1648 durchaus im Bereich des Möglichen lag. Wandruszka: Begriff des „Vaterlands“ 181 f.

¹⁶⁰ Eine solche Überbewertung der religiösen Motive für den Dreißigjährigen Krieg findet sich bei Bireley. Er stellt etwa für Ferdinand II. und Maximilian von Bayern unterschiedslos fest, daß es ihr Hauptziel gewesen sei „to defend and advance the cause of Catholicism

ihrer Kräfte gegen den Kaiser. Hatte man sich 1619 bei der Frankfurter Kaiserwahl aus traditionellen wie taktischen Gründen ohne weiteres auf den schwachen Ferdinand von Innerösterreich verständigt, so drängten das Kurkolleg 1630 ganz ähnliche Motive dazu, ein Exempel zu statuieren, die Wahl des Kaisersohnes zu torpedieren und die Stellung des Reichsoberhauptes zu unterlaufen.

Hier wird ein Hauptzug dieses großen europäischen Krieges sichtbar, der eben keineswegs eine numinose „Tragödie der Deutschen Nation“ war,¹⁶¹ sondern in außenpolitischer Hinsicht die französische Hegemonie präludierte, in innenpolitischer aber einem „Kampf um die Verfassung des Reiches, um seine Umgestaltung im neuzeitlichen Sinne“¹⁶² gleichkam. So betrachtet bildete der Regensburger Kurfürstentag eine wichtige Etappe in jenem blutigen Ringen um Monarchie oder Libertät, für welche die Kurfürsten sogar eine Schwächung des Imperiums im sich formierenden Konzert der Mächte in Kauf nahmen und die Reform des monströsen Reiches blockierten. Die kombinierten Partikularinteressen des Kollegs verdarben dem Kaiser 1630 jede Hoffnung, seinem Sohn die Sukzession zu sichern. Erst auf dem Regensburger Kurfürstentag von 1636 sollten sich die Kurfürsten, unter völlig gewandelten Bedingungen im Reich und im Angesicht des alten und müden Kaisers, zur Wahl Ferdinands III. verstehen.¹⁶³

in the Empire“ und bezeichnet die Kriegsphase von 1627 bis 1635 recht einseitig als „holy war“. Bireley, Robert: *The Thirty Years' War as Germany's Religious War*. In: *Krieg und Politik* 85–106, hier 85 und 95. – Vgl. dagegen Craig, Gordon A./George, Alexander L.: *Zwischen Krieg und Frieden. Konfliktlösung in Geschichte und Gegenwart*. München 1988, 18.

¹⁶¹ Barudio: *Der Teutsche Krieg* 20.

¹⁶² Wandruszka, Adam: *Reichspatriotismus und Reichspolitik zur Zeit des Prager Friedens von 1635. Eine Studie zur Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins*. Graz–Köln 1955, 114. (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung XVII).

¹⁶³ Ausführlich dazu Haan, Heiner: *Der Regensburger Kurfürstentag von 1636/1637*. Münster 1967, 209–223. (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte 3).

EINE VERGESSENE PERSPEKTIVE?
ANMERKUNGEN ZU MIGRATIONSPROZESSEN
IN DEUTSCHLAND ANHAND AUSGEWÄHLTER
PUBLIKATIONEN

Von K. Erik Franzen

Einwanderungsland ohne Einwanderungsgesetz: auf diese schlüssige und auf ein Manko hinweisende Formel läßt sich auch und gerade heute die Einwanderungspolitik der Bundesrepublik Deutschland bringen. Millionen von Zuwanderern verschiedenster Nationalitäten haben das Gesicht dieses Staates seit seiner Konstituierung geprägt. Im deutschen kollektiven Gedächtnis entdeckt man jedoch nicht selten, daß der Beginn dieser bis heute andauernden Migrationsprozesse – die gewaltsame Vertreibung und zwangsweise Aufnahme von zwölf Millionen deutschen Flüchtlingen und Vertriebenen – nicht mitgedacht wird. Eine vergessene Perspektive, eine vertane Chance?

Wanderungsprozesse als weltweite Phänomene

Man muß sich schon ein wenig anstrengen, um nicht durch die ständige Wiederholung oder Variation des immer gleich scheinenden Themas in seiner Wahrnehmung abzustumpfen. Die Nachrichtenagenturen berichten täglich von entwurzelten Menschen, die auf der ganzen Welt freiwillig oder unter Zwang ihre Heimat aufgeben. Meistens mit nur wenig Gepäck verlassen Einzelne oder große Gruppen ihr gewohntes Lebensumfeld und haben oftmals nichts als die bloße Hoffnung auf ein besseres Leben als Startkapital in einer für sie fremden, neuen Umgebung. Das ist heute nicht anders als zu früheren Zeiten.

Bevölkerungsverschiebungen, -transfers, Umsiedlungen, Vertreibungen: die Liste der Vokabeln, die die großen Migrationsströme des gerade zu Ende gegangenen Jahrhunderts und ihre jeweiligen Charakteristika markieren, ließe sich noch erheblich verlängern. Vokabeln, die als *terminus technicus* in ihrer manchmal verharmlosenden, kalten Umschreibung zynisch wirken können. Der Begriff des „Jahrhunderts der Flüchtlinge“ hat sich aber sowohl in der *scientific community*, als auch in einer breiteren Öffentlichkeit als „kleinster gemeinsamer Nenner“ nach und nach zu einem Signum der Geschichte der letzten einhundert Jahre manifestiert. Und dafür gibt es gute Gründe.

Erstmals wurde im Lausanner Vertrag von 1923 die Form der Zwangsumsiedlung – in diesem Fall von Griechen und Türken aus dem jeweils anderen Staat – vertraglich vereinbart. Hier einigte man sich also ganz offiziell über die Anerkennung eines menschenverachtenden Instruments. Das scheinbar gelungene „Bevölkerungsexperiment“ riefen sich von da an Politiker immer wieder gerne als Mittel

der „Entmischung“ ins Gedächtnis, wenn es galt, national inspirierte Konflikte zu lösen.

Bereits in den Balkankriegen von 1912/13 hatte – wenn auch ohne vertragliche Regelung – der Trend eingesetzt, die Schaffung homogener Nationalstaaten anzustreben, ein Trend, der sich nur allzu schnell zum bevorzugten Szenario bei Minderheitenkonflikten entwickelte. „Völker auf dem Wege ...“: so nannte Gotthold Rhode bereits 1952 seine Studie über die Gruppenwanderungen in Europa seit 1917.

Das „Verschieben“ von Menschen und Grenzen

Was passieren kann, wenn autoritäre Regimes diese „chirurgische Lösung“ bevorzugen, haben Millionen von Menschen dann in der Jahrhundertmitte schmerzhaft erfahren müssen: Hitlers wahnsinnige Vision eines „Großdeutschen Reiches“ unter rassenpolitischen Vorzeichen zwang zunächst Hunderttausende sogenannte „Volksdeutsche“ in Osteuropa zur Umsiedlung in das durch die Kriegserfolge sich schnell erweiternde Deutsche Reich. Dazu kamen „Ansiedlungsexperimente“ vor allem mit der polnischen Bevölkerung im Generalgouvernement. Der Holocaust an den europäischen Juden während des Zweiten Weltkrieges kennzeichnete den tragischen Höhepunkt der gnadenlosen „Bevölkerungspolitik“ des deutschen Diktators. Im sowjetischen Machtbereich waren Deportationen 1931/32 im Rahmen der Zwangskollektivierung und in besonderem Umfang seit 1941 Teil der staatlich gelenkten Politik, die auf das Schicksal von ethnischen Minderheiten keine Rücksicht nahm: Deutsche, Polen, Balten, um nur einige zu nennen, wurden Opfer dieser rigo-rosen und gewaltsamen Instrumentalisierungen.

Flucht, Vertreibung und Integration kennzeichnen die verschiedenen Etappen der massenhaften Zwangswanderung der Deutschen zwischen 1945 und 1947 von Osten nach Westen. Dieser alle bisher gekannten Ausmaße sprengende Vorgang – vielfach als direkte Antwort auf Hitlers Gewaltpolitik verstanden – veränderte sukzessive, aber massiv die im Wiederaufbau befindliche demographische Struktur Nachkriegsdeutschlands. Betroffen waren sowohl die SBZ/DDR als auch die westlichen Besatzungszonen und die spätere Bundesrepublik. Betrachtet man diesen Vorgang, gilt es, eine kontraproduktive Verengung des Blickwinkels zu vermeiden und vergleichende Untersuchungsobjekte in die Betrachtung einzubeziehen.

Die Vorgeschichte der Vertreibung der Deutschen: Die Mühen des Vergleichs

Als erstes Objekt bietet sich die Vorgeschichte der Vertreibung bis 1945 an. Unterzieht man sich dieser Mühe, wird schnell klar, wie inhaltlos die Rede von „den deutschen Vertriebenen“ eigentlich ist: zu groß sind die Unterschiede z. B. zwischen einem Deutsch-Balten und einem Rumäniendeutschen in kultureller, historischer und politischer Hinsicht. Hier zu differenzieren, in vergleichbarer Form eine Darstellung der wichtigsten Strukturmerkmale zu liefern, durch welche die nach dem Zweiten Weltkrieg Vertriebenen in ihren Herkunftsländern geprägt worden sind, macht sich das zweibändige Handbuch „Die Vertriebenen vor der Vertreibung“ zur Aufgabe. Berücksichtigt werden in jeweils gleich gegliederten Länderkapiteln die „Reichsgebiete“, Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Jugoslawien, die

baltischen Länder sowie Rußland/Sowjetunion. Neben den „Reichsdeutschen“ in den ehemaligen Ostgebieten wird der Gruppe der in der Tschechoslowakei lebenden Deutschen der meiste Platz eingeräumt.

Ein Handbuch muß komprimieren, Informationen selektieren, bündeln und nachvollziehbar aufbereiten. Das gelingt den Autoren des Werkes, das Teil des Forschungsprojekts „Die Entwicklung Bayerns durch die Integration der Vertriebenen und Flüchtlinge“ ist, in weiten Teilen sehr gut, auch aufgrund der strukturellen Darstellungsweise, die auf erzählerische Momente verzichtet. An den jeweils vorangestellten landeskundlichen Teil schließt sich das zentrale politische Kapitel unter besonderer Berücksichtigung der Deutschen im Lande an. Wirtschaft, Schulwesen, Kultur und Religion bilden die weiteren Ebenen der Länderkapitel.

Walter Ziegler, der Herausgeber des 1100-seitigen Werkes, bezeichnet es als Grundgedanken der Publikation, das „geschichtliche Schicksal (der Ostvertriebenen) vor der Vertreibung zu dokumentieren“ (S. 4). Besteht unter diesen Vorzeichen nicht die Gefahr, die Perspektive unnötig einzuschränken? Vor der Vertreibung gab es keine Vertriebenen: der Titel des Buchs hat Wortspielcharakter, er verwirrt mehr, als er erleuchtet. Wenn man als Historiker quasi die Vertreibung prämissenhaft mitdenkt, schreibt man dann nicht zumindest im Unterbewußtsein auf etwas hin, das aus der Zeit vor der Vertreibung nur schwer abzulesen ist? Hätte nicht alles auch anders ablaufen können?

In seinen „allgemeinen Betrachtungen zum Deutschtum im Osten“ – einem historischen Rückblick vom Mittelalter bis zum Zweiten Weltkrieg – entwirft Ziegler ein Szenario, das die „Deutschen im Osten“, besonders im 20. Jahrhundert, tendenziell als unbeteiligte Objekte der Geschichte darstellt. Dieser Topos der vom Nationalismus beziehungsweise Nationalsozialismus Infizierten, die fehlgeleitet wurden, führt jedoch in die Irre, weil damit das Prinzip der Verantwortung verharmlost wird. Gefährlich wird es im Einzelfall, wenn bei der Berücksichtigung der NS-Zeit der Tschechoslowakei im Gegensatz zu Polen unterstellt wird, sie hätte keinen Grund – also nicht einmal „Rache“ (S.35) – für die Vertreibung der Deutschen gehabt.

Doch zurück zu den einzelnen „Heimatländern der deutschen Vertriebenen“, wie es im Untertitel heißt. Heimatland Böhmen zum Beispiel? In drei chronologisch strukturierten Abschnitten des zentralen Kapitels „Politische Entwicklungen – Habsburgermonarchie, Erste Tschechoslowakische Republik, 1938 bis 1945“ – wird auf 25 Seiten einschließlich Tabellen, Karten und ausführlichen Literaturhinweisen ein Überblick geboten, der wegen der Knappheit der Abhandlung nur kursorisch ausfallen kann. Dennoch gelingt es Ziegler hier, die historisch markanten Punkte der „Konfliktgemeinschaft“ der in Böhmen und Mähren lebenden Deutschen und Tschechen zu beschreiben und zumeist ausgewogen zu bewerten. Leider wird nicht ganz deutlich, ob und wie der Autor den historischen Rückblick bis vor die Ereignisse des Jahres 1848 verwendet, um zu erklären, warum es 1945–1947 zur Vertreibung der Sudetendeutschen kam. Sicherlich kommt dem gewachsenen und teilweise gespannten Verhältnis von Tschechen, Deutschen und Sudetendeutschen eine wichtige Rolle zu, wenn man die Umstände der Zwangsmigration verstehen will. Daraus rückwirkend eine Ereigniskette zu konstruieren, anhand derer sich fast naht-

los und notwendig „das Scheitern der Verständigung“ und seine Kulmination in der Vertreibung verfolgen läßt, wäre jedoch höchst zweifelhaft.

Dennoch: bei aller Kritik erlaubt das gesamte Werk – mit sehr anschaulichem Kartenmaterial ausgestattet – den noch nicht mit den Herkunftsländern der deutschen Vertriebenen Vertrauten einen schnellen und in der Breite aller Themen umfassenden Einstieg.

Polnische Vertriebene

Um der weiter oben angesprochenen Perspektivverengung durch die Betrachtung einer Vergleichsebene auszuweichen, gibt es eine naheliegende Möglichkeit: die parallele Untersuchung zweier Gruppen von Vertriebenen. Philipp Ther hat dies in seiner Dissertation über „Deutsche und polnische Vertriebene“ beispielhaft umgesetzt. Besonders das menschliche Leid und die zum Teil hohen materiellen Verluste kennzeichneten sowohl die Vertreibung der Deutschen als auch die der Polen. Ther zögert nicht, auch die aus Ostpolen nach Westen zwangsumgesiedelten Menschen als Vertriebene zu bezeichnen. Im Gegensatz zu vielen Autoren verschiedenster Herkunft wagt er sich nämlich an den Versuch, die Begriffsbildung der Zwangsmigrationsprozesse zu untersuchen. Das Ergebnis: „Vertreibung ist eine erzwungene Form von Migration über Staatsgrenzen hinweg. Die von ihr Betroffenen werden unter mittelbarem oder unmittelbarem Zwang dazu genötigt, ihre Heimat zu verlassen. Vertreibung ist unumkehrbar und endgültig“ (S. 99). Mit dieser Definition hat Ther sich umgehend den Unmut von Vertretern der Vertriebenenorganisationen zugezogen. Sie argumentieren, im Falle der Polen habe es sich lediglich um Umsiedler gehandelt, noch dazu meist um freiwillige. Aber der Autor kann nicht nur diesen Einwand entkräften, da es sich auch in Polen um einen mittelbaren Zwang zum Verlassen des Wohnortes handelte. Vielmehr gelingt es ihm eindrucksvoll, neben grundsätzlichen Gemeinsamkeiten auch die nicht geringen Unterschiede der beiden Vertreibungsvorgänge herauszuarbeiten. So begann dieser in Polen mehrstufige Prozeß in den Ostgebieten bereits 1940 mit der Deportation von mehr als 200 000 Menschen vorwiegend nach Sibirien, die nach 1945 nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren konnten.

Unabhängig von der unterschiedlichen Art und Weise des ausgeübten Zwangs besaßen alle gewaltsamen „Bevölkerungsverschiebungen“ im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg eine Gemeinsamkeit für die Betroffenen: die im Sinne der Potsdamer Erklärung angemahnte „ordnungsgemäße und humane“ Realisierung konnte allein schon deshalb nicht gewährleistet werden, da bei fast allen Gütern Versorgungsengpässe herrschten und die kriegsbedingten Zerstörungen die Infrastruktur schwer beeinträchtigt hatten.

Die Vertreibung von Polen und Deutschen bedeutete den massivsten Eingriff in die Bevölkerungsstrukturen Ostmitteleuropas seit der Besiedlung dieses Raumes. Nicht nur die Vertriebenen, auch die Kulturräume selbst haben Verluste erlitten, die zum Teil bis heute nicht kompensiert werden konnten.

Philipp Ther berichtet aber nicht nur über die Vertreibung, diese bildet eher die Vorgeschichte zu seinem eigentlichen Anliegen, der Analyse der Politik gegenüber

den Vertriebenen sowie des Verhältnisses zwischen den Vertriebenen und den übrigen Bevölkerungsgruppen nach der Ankunft in der „zweiten Heimat“. Im Vergleich der Politik gegenüber den Vertriebenen in der SBZ/DDR und denen in Polen zeigten sich in der Anfangszeit elementare Überschneidungen: während es zunächst überall schnell gelang, ein relativ gut funktionierendes Netz von Unterkünften aufzubauen, weitergehenden Wohnraum bereitzustellen und die Vertriebenenlager zügig aufzulösen, existierten keine Konzepte zur Behebung langandauernder Probleme. Das Scheitern der als Integrationsfaktor gedachten Einbindung der Vertriebenen in die landwirtschaftliche Strukturreform beider Länder mag dafür ein einprägsames Beispiel sein.

Am Ende seines dritten Kapitels vermutet Ther zurecht, daß man die Begegnungen zwischen Einheimischen und Neuhinzugekommenen in beiden Fällen auch als „endlose Folge von Streit, Auseinandersetzungen, Vorurteilen und Stereotypen“ (S. 320) zu lesen vermag. Das kann man tatsächlich so machen, wenn man die auch anzutreffenden, eher seltenen Beispiele des freundlichen Aufeinanderzugehens zwischen beiden Gruppen nicht unterschlägt. Daß diese eher rar sind, liegt eben auch an der nicht vorhandenen gemeinsamen Geschichte, besser der Vorgeschichte der beiden Bevölkerungsteile. Man konnte viele der vergangenen Erlebnisse und Erfahrungshorizonte nicht miteinander teilen: Vertriebenengeschichte läßt sich in dieser Phase vorwiegend als Konfliktgeschichte deuten. Das war nicht immer so.

Sichtblenden

Die Flüchtlings- beziehungsweise Vertriebenenforschung im Westen betonte in den fünfziger Jahren nämlich vorwiegend die Leidensgeschichte der Betroffenen, während es im Osten überhaupt keine Forschung zu diesem Thema gab. Hier waren also die deutschen Opfer des Krieges, neben den Bombengeschädigten der sichtbare Ausdruck erlittenen Unrechts: Aufrechnungen gegen die andersnationalen und jüdischen Opfer der vergangenen Jahre gehörten zum offenen oder leise mitschwingenden Ton der deutschzentrierten Untersuchungen. Sozioökonomische Analysen und statistisch angelegte Arbeiten dominierten die sechziger Jahre in der Bundesrepublik und dokumentierten die angeblich schnellen Erfolge des „Wirtschaftswunderlandes“. Wer sich zur Zeit der Entspannungspolitik mit der Vertreibung beschäftigten wollte, wurde selbst ins Fahrwasser der „Ewiggestrigen“ geworfen: wenige schwammen hier gegen den *mainstream*, die jungen Wissenschaftler wandten sich den Themen ihrer Generation zu. Erst gegen Ende der achtziger Jahre öffneten sich verschiedene sozialwissenschaftliche Disziplinen verstärkt dem Thema Zuwanderung.

Ther liegt mit seiner Arbeit genau im Trend einer sich seit den neunziger Jahren mit ungeheurem Schwung etablierenden interdisziplinären Integrationsforschung. Während Forschungsarbeiten und Quelleneditionen zur Vertreibung der Jahre 1945–1947 erst langsam wieder aus einem manchmal unverständlichen und langanhaltenden Dornröschenschlaf erwachen, hat der Beobachtungszeitraum der fünfziger und sechziger Jahre eine enorme Zuwendung gerade von jüngeren Wissenschaftlern erfahren. Dieses Phänomen liegt nicht nur an dem bis dahin noch weit

offenen Forschungsfeld, sondern auch am Selbstverständnis einer Generation von Wissenschaftlern, die ihre Kraft zunehmend der Geschichte des Staates widmen, in dem sie aufgewachsen sind und der sie geprägt hat. Die sichtbar hohe Frequenz von Tagungen zum gesamten Gebiet der Migrationsforschung schlägt sich in zahlreichen Sammelbänden nieder. Von drei aus der Masse herausragenden Bänden soll nun die Rede sein.

Integration und Migration

Was können wir unter Integration verstehen, gibt es verschiedene Formen, ist Integration dasselbe wie Eingliederung? Für das Verständnis des Gesamtzusammenhanges ist es am fruchtbarsten, Integration als Prozeß zu interpretieren, der durch Alt- und Neubürger gemeinsam gestaltet wurde und wird. Wechselseitig beeinflusst integrierten sich sozusagen beide Gruppen in eine neue Zeit, in eine neue Welt nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, da das feste Gefüge der Zugangsgesellschaft vielfach erschüttert worden war. Auseinandersetzungen um Besitz und Status bestimmten die gegenseitigen Beziehungen, bevor der einsetzende Alltagspragmatismus erste Verschmelzungsprozesse hervorrief.

Den „Mythos der schnellen Integration“ widerlegten die neueren Untersuchungen also zuerst. In den beiden Sondernummern des Instituts für Zeitgeschichte, „Geglückte Integration?“ und „Vertriebene in Deutschland“, die anlässlich zweier aufeinanderfolgender Tagungen Ende der neunziger Jahre gleichsam Bilanz eines aufregenden Forschungsjahrzehnts ziehen, offenbart sich eine vorurteilsfreie Sichtweise auf den Integrationsprozeß, die trotz der im Nachhinein überwiegend erfolgreichen Eingliederung Konflikte der Anfangszeit nicht ausblendet.

Die sozialen Probleme der Vertriebenenintegration werden von den Autoren explizit benannt: die anfangs scheinbar unüberwindbaren Wohnraumnöte in allen Besatzungszonen, die ebenfalls problematischen Lebensverhältnisse. Besonders ergiebig haben sich vergleichende Studien über Vertriebene in ländlichen Regionen erwiesen, den Gebieten also, in denen die meisten der Neuhinzugekommenen eine erste Aufnahme fanden.

Lange Zeit haben viele der Erlebnisträger geschwiegen. Die zum Teil während der Flucht oder Vertreibung erlittenen Traumata wurden eingesperrt. Psychoanalytisch inspirierte Studien belegen, daß auch im Fall der Vertriebenen unverarbeitet gebliebene Konflikte zur Last der Kinder werden, da diese sich mit der vergangenen Geschichte der Eltern identifizieren und damit überfordert sind.

Ein erhebliches Verdienst der neueren Flüchtlings- und Vertriebenenforschung kommt daher den auch in den Sammelbänden des Instituts für Zeitgeschichte veröffentlichten Oral-History-Untersuchungen zu. Lebensgeschichtliche Interviews bringen den Einzelnen zum Reden und sind eine notwendige Ergänzung der den schriftlichen Quellen zu entnehmenden Informationen. Das erste auffällige Ergebnis: die Rede von „den Vertriebenen“ läßt sich nicht aufrechterhalten, da der Grad an Differenzierung extrem hoch ausfällt. Nicht nur die – oben gezeigte – unterschiedliche kollektive Vorgeschichte, sondern neben individuellen auch unterschiedliche strukturelle Faktoren lassen eine solche Gesamtklassifizierung nur in den seltensten Fällen angemessen erscheinen. Entscheidend für den Prozeß des Einlebens in

eine neue Zeit und Welt war dabei die Lebensphase zum Zeitpunkt der geschichtlichen und biographischen Umbruchsituation: die Jüngeren hatten eindeutig die besten Chancen sich in emotionaler, sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht in der neuen Heimat zurechtzufinden.

Wirtschaftlichen Aspekten wird in den beiden Publikationen – analog zur Forschungslandschaft – großes Interesse entgegengebracht. Besonders die als Integrationsmaßnahme gedachten – und in dieser Absicht letztlich gescheiterten – Bodenreformprogramme in der SBZ/DDR beziehungsweise in Polen finden Beachtung. Ähnliche Aufmerksamkeit erlangt der Industriesektor, der in seiner Funktion als Integrationsfaktor insgesamt erfolgreich war. Für Ost und West gilt hier: der Sogwirkung von der Arbeitslosigkeit auf dem Lande hin zur Arbeit in den Städten konnten sich weder Einheimische noch Vertriebene entziehen. Gut untersucht sind zum Beispiel inzwischen große Produktionsstätten, insbesondere der Automobilindustrie, bezüglich ihres Integrationspotentials. Die Binnenwanderung zu diesen Arbeitsplätzen stellte mithin einen gewichtigen Beitrag zur endgültigen Sesshaftwerdung der Neuankömmlinge dar. Noch lange nicht erschöpft, gibt es doch inzwischen eine ganze Reihe anregender Mikro- und Makrostudien zu sozioökonomischen Themen.

Die verschiedenen politischen Systeme und ihre spezifische Integrationspolitik gelten, zumindest was die zentralen regionalen und überregionalen Entscheidungsebenen angeht, inzwischen als hinlänglich erforscht. Die jeweiligen Konzepte der Besatzungsmächte in Ost- und Westdeutschland sind genauso bekannt wie die Maßnahmen in der DDR und der BRD: der Ablehnung und Stigmatisierung bei der eingessessenen Bevölkerung den „Neuen“ gegenüber entsprach zunächst die im Sinne von Assimilation geforderte Verschmelzung beider Gruppen zu einer homogenen Struktur. Ein latenter Unruheherd – als solchen stellte man sich die Vertriebenen vor – sollte von vornherein verhindert werden, so dachten die Gewinner des Krieges.

Während in der SBZ/DDR das Problem der dort als „Umsiedler“ apostrophierten Migrantengruppe bereits Anfang der fünfziger Jahre als erledigt dekretiert worden war, waren die sich immer stärker politisch ausrichtenden landsmannschaftlichen Vereinigungen in der Bundesrepublik als Partner im antikommunistischen Wertewettstreit willkommen. An ihnen, den deutschen „Vorzeigeopfern“, ließ sich die stets öffentlich proklamierte Boshaftigkeit der Weltmacht hinter dem Eisernen Vorhang bestens demonstrieren. Nach und nach entwickelten sich zum Teil inszenierte Klientelbeziehungen zwischen Vertriebenenorganisationen und Landesregierungen in Form von sogenannten Patenschaftsbeziehungen, die im Fall der Schirmherrschaft Bayerns über die Sudetendeutschen bis heute politisch wirken.

Als eine wichtige Entwicklung bleibt festzuhalten, daß nicht mehr nur politikhistorische, sondern auch sozial- und alltagsgeschichtliche Fragestellungen in den neunziger Jahren an Einfluß innerhalb der Flüchtlings- und Vertriebenenforschung gewonnen haben: dieser Befund ist in den genannten Veröffentlichungen des Instituts für Zeitgeschichte deutlich sichtbar.

Die neuen Fremden

Doch die erste, große Migrationswelle der deutschen Vertriebenen steht nicht allein in der Geschichte des Einwanderungslandes Bundesrepublik Deutschland. In den sechziger Jahren folgten die Arbeitsmigranten aus den Ländern Süd- und Südosteuropas, die den wirtschaftlichen Aufschwung wesentlich mitgetragen haben. Während sowohl die staatlichen Stellen, als auch die Migranten selbst zunächst eine Rückkehr in ihre Heimat geplant hatten, entwickelte sich mit fortdauerndem Arbeitsaufenthalt vielfach ein anhaltender Einwanderungsprozeß. Familiennachzug oder Familiengründung in der neuen Gesellschaft waren oft die entscheidende Stufen bei der Sesshaftwerdung. Die mit dem Zustrom von Migranten verbundenen gesellschaftlichen Veränderungen finden heute unter dem Einfluß einer weiteren Migrationsbewegung von Asylsuchenden, Bürgerkriegsflüchtlingen, Aussiedlern etc., ihre Fortsetzung. Diesen Zusammenhang in vergleichender Perspektive systematisch zu erforschen, ist Aufgabe der interdisziplinären historischen Migrationsforschung, die gegenwärtig eine Blüte erlebt. Zahlreiche Veröffentlichungen künden von einer Vielfalt methodischer Ansätze, neu gestellter Fragen und neuer theoretischer Erkenntnisse. So auch in dem Sammelband „50 Jahre Bundesrepublik – 50 Jahre Einwanderungsland“. Die Beiträge des schwerpunktmäßig historisch orientierten Bandes thematisieren die beiden ersten großen Zuwanderungsbewegungen in der Bundesrepublik. Die durchaus verschiedenen Eingliederungsverläufe werden ausführlich beschrieben, wobei auch die Unterschiede in der gesellschaftlichen Wahrnehmung des Phänomens einer privilegierten, weil deutschen Zuwanderung und einer nicht-privilegierten, weil nicht-deutschen Zuwanderung deutlich hervortreten. Betrachtet man die Überlappung der zumeist sozialhistorischen Frageweisen, scheint es fast so, als hätten sich Flüchtlings- beziehungsweise Vertriebenenforschung und die ebenfalls erfreulicherweise von einer jungen Generation angegangene Beschäftigung mit der Arbeits-, Aussiedler- und Asylthematik wechselseitig stimuliert und gemeinsam horizontenerweiternd gewirkt.

Einwanderungsland mit Vergangenheit

Dem sozialen Mythos der komplikationslosen, schnellen Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen in der Nachkriegszeit folgte der politische Mythos, Arbeitswanderungen seien Interimsphänomene ohne tiefgreifende gesellschaftliche Auswirkungen: die „Ausländer“ als „Gäste“. Beide Mythen als solche entlarvt zu haben, ist das Verdienst einer wissenschaftlichen Diskussion, die hoffentlich in ihrer methodischen wie thematischen Frische eine Fortsetzung findet.

Angesichts der sich in den neunziger Jahren verdichtenden Auseinandersetzungen um die endlich zu definierende Zuwanderung nach Deutschland im Kontext von Arbeits-, Asyl- und Spätaussiedlerpolitik scheint es fahrlässig, die gewonnenen und auch heute noch relevanten Erfahrungen im Zusammenhang mit Flucht und Vertreibung im öffentlichen Diskurs zu übersehen. Die Wissenschaft ist in dieser Hinsicht gerade einen Schritt voraus. Ein Land, dem es gelungen ist, zwölf Millionen in Ost und West überwiegend als Fremde empfundene Deutsche mit der einheimi-

schen Bevölkerung insgesamt sozial verträglich zu verbinden, könnte und sollte mit gutem Beispiel vorausgehen, was eine geregelte und für alle Seiten faire Aufnahme und Integration von Zuwanderern angeht. Vielleicht hilft dabei einfach die Einsicht, daß Erfolge oft nicht schmerzfrei zu erreichen sind.

Das von der Wissenschaft aufbereitete Instrumentarium hat inzwischen ein festes Fundament entwickelt und verfeinert sich ständig. Die Wissensvermittlung an breitere öffentliche Schichten läßt allerdings noch immer zu wünschen übrig, gerade in den Kulturwissenschaften. In den Naturwissenschaften hat sich eine Bewegung mit dem Namen „Public Understanding of Science“ etabliert, die, bei aller Vorsicht in der Bewertung, zumindest geistige Schranken wegzuräumen hilft.

Besprochene Publikationen:

- Die Vertriebenen vor der Vertreibung. Die Heimatländer der deutschen Vertriebenen im 19. und 20. Jahrhundert: Strukturen, Entwicklungen, Erfahrungen. Hrsg. v. Walter Ziegler. 2 Bde. München 1999. (Die Entwicklung Bayerns durch die Integration der Vertriebenen und Flüchtlinge).
- Ther, Philipp: Deutsche und polnische Vertriebene. Gesellschaft und Vertriebenenpolitik in der SBZ/DDR und in Polen 1945–1956. Göttingen 1998. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 127).
- Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebeneneingliederung in der SBZ/DDR. Hrsg. v. Dierk Hoffmann und Michael Schwartz. München 1999. (Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte – Sondernummer).
- Vertriebene in Deutschland. Interdisziplinäre Ergebnisse und Forschungsperspektiven. Hrsg. v. Dierk Hoffmann, Marita Krauss und Michael Schwartz. München 2000. (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte – Sondernummer).
- 50 Jahre Bundesrepublik – 50 Jahre Einwanderung. Nachkriegsgeschichte als Migrationsgeschichte. Hrsg. v. Jan Motte, Rainer Ohliger und Anne von Oswald. Frankfurt/Main 1999.

DER KONGRESS DER POLITOLOGEN DER TSCHECHISCHEN REPUBLIK

Am 29. und 30. September 2000 trafen sich in Brünn (Brno) rund 150 Wissenschaftler zum ersten gesamtstaatlichen Politologenkongreß in der Tschechischen Republik. Anders als der Titel vermuten läßt, wurden hier zweifach Grenzen überschritten: Zu den Referenten zählten zahlreiche Forscher aus der Slowakei (was eine rege Zusammenarbeit bestätigt), und auch angrenzende Bereiche der Soziologie und Zeitgeschichte waren mit Vorträgen vertreten. Ausgerichtet wurde die Konferenz gemeinsam von der „Tschechischen Gesellschaft für Politikwissenschaft“ (Česká společnost pro politické vědy) und dem „Internationalen politologischen Institut“ (Mezinárodní politologický ústav) der Masaryk-Universität Brünn, dessen zehnjähriges Bestehen mit einem Empfang am ersten Abend begangen wurde.

Die Tagung stand unter keinem engeren Thema, sie war vielmehr eine „Leistungsschau“ der tschechischen (tschechoslowakischen?) Politologie, was den heterogenen Charakter des Programms bestimmte. In insgesamt 12 Panels, von denen jeweils drei parallel verliefen, ging es um die verschiedensten Themenkreise: vom politischen Denken und methodischen Fragen, über Sozialpolitik und Wahlsysteme bis hin zu Problemen der EU-Osterweiterung und internationalen Beziehungen. Daneben gab es aber doch zwei Schwerpunkte, denen mehrere Panels mit jeweils einer großen Zahl von Referenten gewidmet waren. Ganz deutlich war dies für das Forschungsfeld Parteien (darunter vor allem zahlreiche Arbeiten zu radikalen Parteien) und Parteiensysteme, sowie für Aspekte der Transformation der postsozialistischen Länder, also für die politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Folgen und Probleme des Umbruchs von 1989.

Nun war das Jahr 1989 auch der Startpunkt für die Neugründung des Faches Politikwissenschaft in der Tschechischen Republik. Ganz traditionslos ist die Disziplin dennoch nicht gewesen: die bereits erwähnte „Gesellschaft für Politikwissenschaft“ wurde im Jahr 1960 gegründet. Zu nennen ist beispielsweise auch das sogenannte „Mlynařův tým“, das mit rund 20 Forschenden am Prager „Institut für Staat und Recht“ der Akademie der Wissenschaften (Ústav státu a práva ČSAV) in der Mitte der 60er Jahre im Zuge der Reformimpulse (Auftrags-) Analysen zum politischen System der Tschechoslowakei erstellte. Ein „Institut für Politologie“ (Ústav politologie) gab es in den Jahren 1968–70 an der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität.¹ Heute haben sich in der Tschechischen Republik bereits einige

¹ Segert, Dieter: Politikwissenschaft in der Tschechischen Republik. In: Newsletter Sozialwissenschaften in Osteuropa 4 (1999). – Ein kurzer Überblick über politikwissenschaftliche Institute in der Tschechischen Republik mit den jeweiligen Schwerpunkten und Adressen befindet sich in Politologický časopis 1 (1995) 53–57.

Institute – nicht zuletzt durch ihre Publikationstätigkeit – profiliert, was auf der Tagung auch durch ihre jeweiligen Vertreter deutlich wurde.

Dazu zählt zweifelsohne das Brünner „Internationale politologische Institut“, das 1990 von tschechoslowakischen Emigranten gegründet wurde und derzeit von Petr Fiala geleitet wird. Die „Internationalität“, die es im Namen führt, erhält das Institut durch die enge Zusammenarbeit mit Partnern aus den USA und den Niederlanden, neuerdings auch aus Deutschland (die Konrad-Adenauer-Stiftung tritt hier außerdem als Sponsor auf), Slowenien, Polen, Weißrußland und der Ukraine. Neben zahlreichen Einzelpublikationen gibt das Institut drei Periodika heraus: seit 1993 erscheint viermal jährlich die Fachzeitschrift „Politologický časopis“. Die zweimonatlich herausgegebene „Politika v České republice“ hat 1997 die Zeitschrift „Budování státu“ (1990 f.) abgelöst und dokumentiert die rechtlich-institutionelle Entwicklung sowie aktuelle politische und rechtswissenschaftliche Themen in der Tschechischen Republik. Ein neueres Projekt mit regionalem Schwerpunkt ist schließlich die Internet-Zeitschrift „Středoevropské politické studie“ (<http://www.iips.cz>). Dieser regionale Fokus stellt auch eines der Hauptarbeitsgebiete des Instituts dar, das sich daneben noch einem zweiten Schwerpunkt, der „Europäischen Integration“, widmet. Eine „studentische Sektion“, die auch schon mit eigenen Tagungen hervorgetreten ist, soll den wissenschaftlichen Nachwuchs fördern.

Exponiert ist auch der von Jan Škaloud geleitete Lehrstuhl für Politikwissenschaft an der Prager Wirtschaftshochschule (Vysoká škola ekonomická), dessen Mitarbeiter sich in ihrer Forschung auf die Themen politische Kultur, Parteien und Probleme der Demokratie konzentrieren. Der Institutsleiter ist gleichzeitig Vorsitzender der „Tschechischen Gesellschaft für Politikwissenschaft“ und gehört dem Präsidium der Dachorganisation (International Political Science Association) an. Auch über diese Verknüpfung ergibt sich eine rege internationale Forschungszusammenarbeit, unter anderem im mitteleuropäischen Rahmen. Seit 1995 gibt die Gesellschaft zweimal jährlich die „Politologická revue“ mit Fachbeiträgen, Diskussionen, Chronikteil und Rezensionen heraus. Chefredakteurin ist Vladimíra Dvořáková, die ebenfalls am Lehrstuhl unterrichtet.

Weiterhin seien in Prag noch das „Institut für internationale Studien“ (Institut mezinárodních studií) genannt, das als „Křen-Institut“ bekannt wurde und heute von Jiří Pešek geleitet wird. Ebenfalls zur Karls-Universität gehört das „Institut für politologische Studien“ (Direktor Rudolf Kučera) der Sozialwissenschaftlichen Fakultät und in der Philosophischen Fakultät das „Institut für Politologie“ (Leiter Milan Znoj); letzteres hatte den oben genannten Vorläufer in den Jahren 1968–70. Einen Namen gemacht hat sich auch das „Institut für internationale Beziehungen“ (Ústav mezinárodních vztahů, Direktor Jan Šedivý), das als Herausgeber der Zeitschriften „Mezinárodní politika“ und „Mezinárodní vztahy“ fungiert.

In thematischer Nähe forscht schließlich auch das Projektteam „Wandel des politischen Systems“ (Lubomír Brokl und Zdenka Mansfeldová) des Soziologischen Instituts der Akademie der Wissenschaften (Sociologický ústav AV ČR) in Prag. Im aktuellen Projekt geht es um die Rolle des Parlaments als Ort der Interessenrepräsentation und das Selbstverständnis der Abgeordneten zwischen Wählerschaft, Frak-

tion und Partei. In der Zeitschrift „Sociologický časopis“ sind häufiger Beiträge von politikwissenschaftlichem Interesse zu finden.

Führt man sich nun allein die ausgewählten Zeitschriften und Arbeitsstellen vor Augen, so ist festzustellen, daß das junge Fach Politikwissenschaft in der Tschechischen Republik bereits an Konturen gewonnen hat. Markant ist gerade auch die Offenheit für internationale Zusammenarbeit. Dabei geht es nur zum Teil um die Rezeption westlicher politologischer Forschung, die „nachgeholt“ wird. Die tschechische Politologie hat auch eigene Forschungsimpulse entwickelt, die im engen Zusammenhang mit den politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen seit dem Jahr 1989 stehen. Auf dem Brünner Kongreß wurde dies nicht zuletzt an den thematischen Schwerpunkten „Parteiensystem“ und „Transformation“ deutlich.

München

Stephanie Weiss

NATIONALES SELBSTVERSTÄNDNIS UND DER UMGANG MIT DEN „ANDEREN“ IM MULTIETHNISCHEN STAAT. DIE DEUTSCHEN IN DER SLOWAKEI GESTERN UND HEUTE

Zu einer interdisziplinären Tagung trafen sich slowakische, österreichische und deutsche Wissenschaftler vom 8. bis 11. Oktober 2000 in Freiburg/Br. Im Mittelpunkt der Konferenz, die Max Matter am Institut für Volkskunde organisiert hatte, standen Fragen zum Selbstverständnis der verschiedenen ethnischen Gruppen in der Slowakei im historischen Wandel seit den zwanziger Jahren und in der Gegenwart. Der Blick richtete sich dabei vor allem auf die Deutschen und ihre ehemaligen Siedlungsgebiete, sowie die Entwicklung der deutschsprachigen Bevölkerungsgruppe nach 1945 bzw. 1989. In diesem Kontext wurde auf interethnische Beziehungen und das Problemfeld „nationale Identität“ im ehemaligen Oberungarn eingegangen.

In seinem Eröffnungsvortrag wies Max Matter auf die Vielschichtigkeit des Themas und die Probleme bei der Erforschung ethnischer Kontakte und Konflikte hin. Wer sich mit den unterschiedlichen Formen von Identität befasse, müsse das komplexe System von Subidentitäten im Blick behalten. Deutlich werde das an der deutschen Bevölkerung in der Slowakei vor ihrer weitgehenden Aussiedlung am Ende des Zweiten Weltkriegs. Die Deutschen lebten überwiegend in drei Siedlungsgebieten, die hinsichtlich ihrer konfessionellen und sozialen Struktur große Unterschiede aufwiesen. Vor allem die lokalen und regionalen Bezugsfelder prägten die Menschen. Ein gemeinsames „Karpatendeutsches Bewußtsein“ ist dagegen kaum auszumachen. Um das alltägliche Miteinander von unterschiedlichen ethnischen Gruppen erforschen zu können, wird in der Volkskunde häufig Feldforschung betrieben. Die Erfassung des Alltags in der Slowakei in historischer Perspektive ist methodisch jedoch problematisch und nur durch die Befragung der „Erlebnisgeneration“ möglich.

Dušan Kováč (Bratislava) referierte über die politischen Einflüsse, die für die Zwischenkriegszeit bei den Deutschen der Slowakei auszumachen sind. Sudeten-deutsche Organisationen versuchten, in den Siedlungsgebieten Fuß zu fassen, um

eine Einheitsbewegung der Deutschen innerhalb der Tschechoslowakei zu initiieren. In der Zips stießen sie häufig auf traditionell ungarnfreundliche Haltungen. Anhand der Zeitschrift „Karpathenland“ zeigte Martin Zückert (Freiburg), wie deutsche Wissenschaftler aus den böhmischen Ländern als „Identitätsmanager“ zum Einigungsprozeß bei den Slowakeideutschen beitragen wollten. Diese anfangs erfolglosen Bestrebungen mündeten gegen Ende der dreißiger Jahre weitgehend problemlos in nationalsozialistische Wissenschaftskonzepte.

Tatjana Tönsmeier (Berlin) behandelte anhand der „Volksgruppenführung“ die Stellung der deutschen Minderheit in der Slowakei während der Jahre 1939 bis 1945. Auch wenn es Streitigkeiten zwischen einer antislowakisch und einer proslowakisch geprägten Richtung gab, ist aus heutiger Sicht doch eine eindeutig nationalsozialistische Haltung in dieser Gruppe auszumachen. Um ein detaillierteres Bild vom Verhalten und der Einstellung der deutschen Bevölkerung insgesamt zu gewinnen, bedarf es aber noch weiterer Forschungen.

Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges wurden die meisten der damals knapp 150 000 Deutschen aus der Slowakei ausgesiedelt. Über die Situation der im Land Verbliebenen während der kommunistischen Herrschaft in der Tschechoslowakei berichtete Katharina Richter-Kovarik (Wien) am Beispiel der ostslowakischen Gemeinde Metzenseifen (Medzev). Dem lokalen Dialekt kam vor Ort weiterhin eine gewisse Bedeutung zu, während die Gemeinde in der kommunistischen Tschechoslowakei meist nur aufgrund von Darbietungen auf folkloristischen Veranstaltungen wahrgenommen wurde. Olaf Bockhorn (Wien) zeigte anhand von drei slowakischen Orten, die laut Volkszählung aus dem Jahr 1991 eine größere Anzahl deutscher Bewohner haben, politische und soziale Bedingtheiten von Akkulturations- und Assimilationsprozessen auf. Nachdem Magdalena Pariková (Bratislava) in ihrem Beitrag auf die Mängel von Volkszählungen bei der Erfassung von ethnischen Gruppen hingewiesen hatte, schilderte Birgit Huber (Freiburg) die Situation karpantendeutscher Jugendlicher, die seit 1989 in ihrem Verhalten zwischen Ethnisierung und Anpassung schwanken. Tänze und Trachten, die unter anderem von der „Großelterngeneration“ vermittelt werden, rücken in den Vordergrund. Andererseits hoffen die Jugendlichen auf Modernisierungsschübe aus Deutschland und Österreich. In diesen Kontext paßte der Beitrag von Rolf Martens (Freiburg), der eine kritische Bestandsaufnahme der kulturellen und bildungspolitischen Förderungsmaßnahmen vornahm, die der deutschen Minderheit in der Slowakei zukommen. Jörg Meier (Bochum) lenkte in seinem Beitrag den Blick auf neue sprachliche Entwicklungen, die durch Einflüsse der Informationsgesellschaft auch bei den Deutschen in der Slowakei ausgelöst werden. Um die ungarisch-slowakisch-deutschen Austauschprozesse der Vergangenheit besser erforschen zu können, plädierte er für mehr Interdisziplinarität.

Wie stark symbolische Orte gerade in multiethnischen Regionen für nationale Zwecke instrumentalisiert werden können, zeigte Gabriela Kilianová (Bratislava) am Beispiel der Burgruine Theben (Deveny/Devín). 1896 wurde dort ein ungarisches Milleniumsdenkmal errichtet, in der Zwischenkriegszeit diente der Ort sowohl für katholische Wallfahrten als auch für Sokol-Treffen. Nachdem Theben im November 1938 Teil des nationalsozialistischen Deutschlands geworden war, fanden dort

„Grenzlandtreffen“ deutscher Organisationen statt. Deutlich wird an diesem Gedächtnisort das Spannungsfeld zwischen dem multiethnischen Charakter der Region und dem Nationalisierungsprozeß im 20. Jahrhundert. Anhand von Reiseführern über die Slowakei zeigte Ulrich Behrens (Freiburg) schließlich, wie nationales Gedankengut auf kulturelle Leistungen der Vergangenheit rückprojiziert wird.

Auf der Freiburger Tagung wurden die Schwierigkeiten offensichtlich, mit denen bei der historischen Erforschung der Slowakei und ihrer multiethnischen Struktur zu rechnen sind. Während die unterschiedlichen Einflußgruppen, die in der Slowakei tätig waren, verhältnismäßig leicht zu erfassen sind, fällt es schwer, die politischen Einstellungen und alltäglichen Beziehungen vor Ort zu bestimmen. Insbesondere das Verhältnis der Karpatendeutschen, die „Aufpasser Hitlers in diesem Land“ sein sollten, zur nationalsozialistischen Ideologie und zu den damit verbundenen Geschehnissen läßt sich nicht genau bestimmen. Anhand der sprachlich-kulturellen Entwicklung der nach 1945 in der Slowakei verbliebenen Karpatendeutschen wurde die Situation einer Minderheit zwischen Anpassung und ethnischer Stabilisierung deutlich. Akkulturations- und Ethnisierungsprozesse finden im Kontext von wirtschaftlichen, politischen und sozialen Veränderungen statt und offenbaren die Vielschichtigkeit von Identitäten. Offensichtlich wurde aber auch der Mangel an multiperspektivischen Untersuchungen zur Interethnik. Wechselseitige Beeinflussungen zwischen unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen können so nur schwer erfaßt werden. Der Alltag etwa sah für Slowaken und Deutsche in der Zeit des Kommunismus meist gleich aus.

Die Veröffentlichung der Tagungsbeiträge ist geplant.

Freiburg

Martin Zückert

PERSPEKTIVEN DER JUNGEN GENERATION FÜR EUROPA – DEUTSCH-TSCHECHISCHE BEZIEHUNGEN IN STUDENTISCHEN ARBEITEN

Im Oktober 2000 kamen in der böhmischen Stadt Aussig an der Elbe (Ústí nad Labem) für ein Wochenende (13.–15.10.) Studenten und Doktoranden deutscher und tschechischer Universitäten zusammen, um ihre Arbeiten zum Themenkreis deutsch-tschechischer Beziehungen vorzustellen. Diese Begegnung der jungen akademischen Generation beider Länder war ein beeindruckendes Forum, bei dem nicht nur große fachliche Kompetenz deutlich wurde, sondern sich auch die Möglichkeit bot, einander kennenzulernen.

Die Veranstalter der Konferenz waren die im Jahre 1999 gegründete tschechische Organisation „Sdružení Ackermann-Gemeinde“ (eine Schwester-Organisation der Ackermann-Gemeinde), das „Institutum Bohemicum“ und die Pädagogische Fakultät der Jan-Evangelista-Purkyně-Universität in Aussig. Vorgestellt wurden Diplom- und Seminararbeiten sowie auch Dissertationen, wobei es sich teils um Arbeiten handelte, die bereits verteidigt wurden, teils um Arbeiten, die sich noch im Entstehen befinden. Die Diskussionen wurden von den Historikern Zdeněk Radvanovský, Miroslav Brejfeld und Otfried Pustejovsky geleitet und moderiert.

Inhaltlich wurde die Konferenz von den Veranstaltern ganz bewußt nicht auf ein einziges Thema aus dem umfangreichen Bereich dessen begrenzt, was die Nachbarländer, Nachbarvölker und Nachbarsprachen verbindet und was sie trennt. Vielmehr hatten sie tschechische und deutsche Universitäten zur Vorstellung von Arbeiten eingeladen, die ein beliebiges Thema aus dem Bereich der deutsch-tschechischen Problematik behandeln – sei es aus Geschichte, Politik, Wirtschaft, Literatur- und Sprachwissenschaft oder aus anderen Disziplinen. Das auf diese Weise entstandene Programm der Konferenz gibt also auch Auskunft darüber, welche Themen Studierende heute für aktuell halten und wo sie einen Nachholbedarf in der Forschung sehen.

Der Tagungsort Aussig hatte nachgerade symbolische Bedeutung für die Konferenz. Die Geschichte der nordböhmischen Stadt, in der seit Jahrhunderten beide Sprachen gesprochen wurden und werden, liefert sowohl Beispiele gelungenen Zusammenlebens als auch tragischer Ereignisse. Diese ließen sich jedoch nicht immer ausschließlich oder primär auf nationale Probleme zurückführen. Die im Grunde genommen aber doch positive Entwicklung erfuhr durch den Zweiten Weltkrieg, die darauffolgende Vertreibung der deutschsprachigen Bevölkerung und durch jene tragischen Ereignisse, die unter der Bezeichnung „Aussiger Brücke“ ins Gedächtnis eingegangen sind, einen tiefen Bruch. Trotz des erzwungenen Schweigens in den mehr als vierzig Nachkriegsjahren blieben diese Fragen in der tschechischen Gesellschaft – und besonders in Aussig – stets lebendig, und wurden direkt nach dem Umbruch von 1989 öffentlich thematisiert. Diesen Prozeß schilderte Zdeněk Radvanovský vom Lehrstuhl für Geschichte der Pädagogischen Fakultät in Aussig in seinem Eröffnungsvortrag. Anfang der neunziger Jahre stand – so Radvanovský – das Thema Zwangsaussiedlung der deutschen Bevölkerung im Vordergrund der Forschung. Bei diesem Thema habe man es nicht allein mit den berüchtigten „weißen Flecken“ in der Nachkriegsgeschichte der Tschechoslowakei zu tun, sondern mit einem „schwarzen Alptraum“. Vor allem Studenten hätten angefangen, sehr konkrete Fragen zu stellen und selbst mit großem Engagement zu forschen. In den vergangenen zehn Jahren wurden am Aussiger Lehrstuhl für Geschichte bereits 42 Diplomarbeiten verteidigt, die sich mit aktuellen Themen aus dem Bereich der deutsch-tschechischen Beziehungen im 20. Jahrhundert beschäftigen. Dabei geht es inzwischen nicht mehr ausschließlich um die Vertreibung. Vielmehr wurden auch Arbeiten über die Schwierigkeiten bei der Durchsetzung der tschechoslowakischen staatlichen Macht im Jahre 1918, zur Nationalitätenproblematik nach dem Ersten Weltkrieg, Biographien jüdischer Bürger der Zwischenkriegszeit und Studien über die Internierungs-, Sammel- und Arbeitslager nach dem Zweiten Weltkrieg vorgelegt. In jüngster Zeit wurde auch mit der systematischen Bearbeitung der Geschichte des „Sudetengaus“ 1938–1945 begonnen.

Am Samstag und Sonntag wurden dann zwanzig Projekte präsentiert. Die Referenten kamen von fünf deutschen (München, Chemnitz, Leipzig, Mannheim und Zittau-Görlitz) und fünf tschechischen Universitäten (Olomouc/Olmütz, Prag, České Budějovice/Budweis, Plzeň/Pilsen und Aussig), wobei sich dieses ausgewogene Verhältnis von tschechischen und deutschen Teilnehmern von selbst ergeben hatte. Der weitaus größte Teil der Referenten stellte historische Themen vor, und

zwar durchaus nicht nur zur Geschichte 20. Jahrhunderts: Miloš Vimer (Aussig) referierte über die „Problematik der Wege über das Erzgebirge im Mittelalter und in der frühen Neuzeit“, Gisela Kaben (München) über die „Die Rezeption des Hussitismus in Nordbayern und Südböhmen im 19. und 20. Jahrhundert“. Wulf Wäntig (Chemnitz) sprach zu „Konfession und Migration in der frühen Neuzeit: Böhmisches Exulanten in Sachsen im 17. und 18. Jahrhundert“, Stephan Niedermeier (Leipzig) zu „Deutsch-tschechischen Beziehungen im Lichte regionaler Selbstverortungen, Standpunkte der Bevölkerung im Grenzgebiet bei den Parlamentswahlen 1918–1935“. Kateřina Bížová (Aussig) zeigte die „Standpunkte der Bevölkerung im Grenzgebiet bei den Parlamentswahlen 1918–1935“. Zeitgeschichtliche Studien wurden von Romana Řihová und Lenka Hýbnerová (beide Aussig) präsentiert, die über „Das Landratsamt Komotau in den Jahren 1935–1945“ bzw. „Deutsche und tschechische Antifaschisten in Aussig und Umgebung“ sprachen; weiter widmeten sich Dušan Kořený und Dieter Schallner (beide Olmütz) mit „Ostsudetenland in der Zeit 1938–1945“ und „Reichsgau Sudetenland 1938–1945 in den Meldungen und Berichten der NS-Funktionäre“ Themen aus der Kriegszeit. Daran schloß die Arbeit „Das Ende des Zweiten Weltkriegs in Aussig“ an, die Jiří Hladík (Aussig) vorstellte. Volker Weichsel (Mannheim) schilderte die „Tschechische Außenpolitik gegenüber Russland“. Die „Internierungslager in der Umgebung von Tetschen nach dem Zweiten Weltkrieg“ waren das Thema von Kateřina Fridrichová aus Aussig, Jana Hradilová (Olomouc) referierte über die „Internierung der deutschen Bevölkerung im Lager in Adolfovice 1945–1948“. Mit „Dörfer im Raum Nová Bystrice nach dem Krieg – zur Problematik der untergegangenen Ortschaften im Grenzgebiet“ befaßt sich Dana Pačísková (Budweis). Über die „sogenannten Außerordentlichen Volksgerichte – das Außerordentliche Volksgericht in Reichenberg in der Zeit 1945–1948“ arbeitet Kateřina Kočová (Aussig). „Einige Aspekte der Entwicklung der Stadt Písek im Jahre 1945“ stellte Petr Justin (Budweis) zur Diskussion. Gisela Kaben sprach in ihrem zweiten Beitrag über die „Eingliederung der Sudetendeutschen“ in der Bundesrepublik Deutschland. Abschließend präsentierte Miroslav Breitfelder aus Pilsen in einem zusammenfassenden Referat die Themen der Diplomarbeiten mit Bezug zur deutsch-tschechischen Problematik an seiner Heimatuniversität.

Zahlenmäßig schwächer vertreten waren die Bereiche Literatur, Linguistik und Sprachdidaktik. Hier bildeten nicht nur die Beziehungen der beiden Länder, sondern auch die Beziehungen der beiden Sprachen inhaltliche Schwerpunkte. Folgende Projekte wurden zur Diskussion gestellt: „Deutsch-tschechische Beziehungen im Unterricht im Bereich Landeskunde“ (Vladimíra Květonová, Budweis), „Germanismen in den tschechischen Werken von Karl Klostermann“ (Lenka Procházková, Prag), „Das Gebetbuch im böhmischen Raum“ (Jan Kvapil, Aussig), „Gustav Meyrink – Leben, Werk und Rezeption in der tschechischen Kultur“ (Dita Musílková, Prag), „Jiří Gruša – Lebensstationen des Dichters, Schriftstellers und Diplomaten“ (Julia Pfob, Zittau) und „Rezeption der Werke von Friedrich Dürrenmatt in tschechischsprachigen Ländern“ (Marta Větrovská, Prag).

Auch die Studierenden der Lehrstuhls für Kunsterziehung an der Universität Aussig leisteten einen Beitrag zu der Konferenz. Sie hatten im Sommersemester

1999/2000 unter Leitung von Prof. Michálek und Mgr. Šalanská ihre Gedanken zum Thema Grenze in graphischer Form aufs Papier gebracht. Ihre Zeichnungen waren im Vorraum des Konferenzsaales zu sehen.

Für das Gelingen der Tagung waren nicht zuletzt auch die persönlichen Kontakte und die informellen Gespräche wichtig. Erfreulicherweise gab es dabei keine Sprachbarriere. Von den Veranstaltern wurden beide Sprachen – Deutsch und Tschechisch – zu Verhandlungssprachen erklärt, alle Referate wurden dementsprechend simultan übersetzt. Die Sprachkenntnisse der Teilnehmer sind jedoch so gut, daß einige der tschechischen Referenten ihre Beiträge in deutscher Sprache vorstellten und *vice versa*. Und trotz des dichten Programms blieb Zeit für einen Gottesdienst in der Kirche Mariä Himmelfahrt mit einem kleinen Konzert, das zwei Mitarbeiter und eine Studentin des Aussiger Lehrstuhls für Musik veranstalteten.

Die Konferenz brachte ein sehr positives Bild nicht allein der Fach- und Sprachkenntnisse der jungen Generation, sondern auch deren Fähigkeit zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung. So kann man sich auf den Sammelband freuen, in dem die Konferenzbeiträge veröffentlicht werden.

Aussig

Helena Pavlíčková/Zdeněk Radvanovský

EUROPÄISCHE STAATSANGEHÖRIGKEITSSTANDARDS UND NATIONALE RECHTSKULTUREN OSTMITTELEUROPAS IM 20. JAHRHUNDERT: IMPLEMENTIERUNG – WIRKUNGEN – VERWERFUNGEN

In der Staatsbürgerschaft bündeln sich Fragen nicht nur der Verfassungs- und Rechtsgeschichte, sondern auch der Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte. Ihre konkrete Ausgestaltung ist ein aussagekräftiger Indikator für die Teilhabe am Gemeinwesen. Welche Konsequenzen ergaben sich aus der Nationalisierung des Staatsangehörigkeitsrechts für Ostmitteleuropa und seine Nachbarregionen, wo 1918 und erneut nach 1991 zahlreiche Staaten neu entstanden, wiederbegründet wurden oder sich in ihrer territorialen Ausdehnung und Bevölkerungszusammensetzung erheblich veränderten? Von Estland bis Rumänien und von Tschechien bis zur Ukraine wurden Staatsangehörigkeiten neu geschaffen oder neu definiert und in unterschiedlichster Weise konkret ausgestaltet. Wie wenig selbstverständlich der Paß – inzwischen genauso unentbehrlicher wie unhinterfragter Begleiter jeder Auslandsreise – eigentlich ist und wie einschneidend seine standardmäßige Einführung empfunden wurde, verrät die „Welt von Gestern“ Stefan Zweigs, in der er bis „nach Indien und Amerika reiste, ohne einen Paß zu besitzen und überhaupt jemals gesehen zu haben“. Neben dem Verhältnis von Nationsbildung und Staatsangehörigkeit standen die Fragen nach der Implementierung europäischer Staatsangehörigkeitsstandards, der Existenz einer spezifisch ostmitteleuropäischen Rechtskultur und nach einer Verstaatsbürgerlichung der in Staatsnationen und nationale Minderheiten geschiedenen Staatsangehörigen im Ostmitteleuropa des 20. Jahrhunderts am Aus-

gangspunkt der von Frank Hadler und Stefan Troebst am „Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas“ (GWZO) in Leipzig veranstalteten internationalen Tagung (19.–21. Oktober 2000). Zwar machte sich vereinzelt die unwiderstehliche Anziehungskraft traditioneller Fragestellungen und intellektueller Sackgassen bemerkbar. So war etwa die Auseinandersetzung um das Verhältnis von west- und osteuropäischer Rechtskultur anfangs weniger von der weiterführenden Frage nach den Transfermechanismen bestimmt als vielmehr von letztlich fruchtlosem Aufrechnen der jeweiligen „Leistungen“, der westlichen Vorbildfunktion einerseits und apologetischen Verweisen etwa auf die polnische Verfassung von 1791 als der ersten modernen europäischen Verfassung oder auf Ostmitteleuropa als Zentrum der jüdischen Rechtskultur andererseits. Doch wiesen Vorträge und Diskussion ein hohes Maß an innovativem Potential auf. Die spezifische Kombination von Gegenstand, geographischem Raum und Rückgriff auf die Geschichte, durch die sich die Tagung auszeichnete, zwang gleichsam dazu, ausgetretene Pfade zu verlassen. Sie erschöpfte sich keineswegs in der Debatte um die Anpassungsprobleme der ostmitteleuropäischen Umbruchsregion an als unproblematisch geltende und Allgemeingültigkeit beanspruchende Staatsangehörigkeitsstandards, auch wenn deren Untersuchung breiten Raum einnahm, sondern versah umgekehrt, das traditionelle westliche Konzept des territorialen (National)staats wiederholt mit einem Fragezeichen. Die Minderheitenproblematik Ostmitteleuropas und der angrenzenden Regionen, so wurde besonders in den Beiträgen über die Roma (David Crowe) und über Juden, Deutsche und Armenier (Dan Diner) deutlich, unterstrich und unterstreicht auf paradigmatische Weise das Spannungsverhältnis zwischen lebensweltlicher Realität und formaler Staatsangehörigkeit. Einerseits wurde am Nationalstaat als strukturellem Rahmen moderner Existenz mit überraschender Zähigkeit festgehalten. Seine exklusiven, auf die Herstellung von Homogenität abzielenden Loyalitätsansprüche wurden sowohl historisch, mit dem lapidaren Hinweis, daß keiner der Nachfolgestaaten das Minderheitenschutzregime des Völkerbundes als wirklich legitim betrachtet hätte, gerechtfertigt als auch aus prinzipiellen Überlegungen (Otto Luchterhand) heraus, auf deren Grundlage sogar die Verbote ethnischer Parteien in den Verfassungen Bulgariens und Albaniens positiv gewürdigt wurden. Andererseits demonstrierten zahlreiche aktuelle wie historische Fälle die Beschränkungen und Verhärtungen des für das 19. und 20. Jahrhundert typischen Nationalstaatsmodells. Angesichts des heute unübersehbaren Bedeutungsverlustes des Nationalstaates als sozialem Handlungsrahmen und exklusivem Bezugspunkt politischer Loyalität stellte sich die Frage, ob sich aus den für die Probleme Ostmitteleuropas und seiner Nachbarregionen entwickelten Lösungsansätzen nicht generalisierbare Handlungsmaximen für Gegenwart und Zukunft ableiten lassen. Das Minderheitenschutzregime des Völkerbundes, auch von grundsätzlichen Befürwortern als letztlich gescheitert abgetan oder die Schaffung des Nansenpasses für verschiedene Kategorien von Staatenlosen, lange als bloße Notlösung für Probleme gesehen, die sich innerhalb einer säuberlich nach Nationalstaaten geschiedenen Welt nicht bewältigen ließen, könnten auch Ausgangspunkt eines zukunftsweisenden Modells sozialer und politischer Organisation jenseits von Nationalstaat und exklusiver Staatsangehörigkeit sein. Dieser Verbindung von aktueller Proble-

matik mit historischer Analyse verdankte die Tagung maßgeblich ihren Reiz. Estland, so wurde argumentiert, wäre auf dem Weg nach Europa bereits erheblich weiter vorangekommen, wenn es die vorbildliche Minderheitengesetzgebung der Zwischenkriegszeit wieder in Kraft gesetzt hätte, einen Teil der Rechtsordnung der Zwischenkriegszeit, der heute geflissentlich übersehen wird. In Abkehr vom Prinzip der exklusiven Staatsangehörigkeit ist in Verträgen zwischen Nachfolgestaaten der Sowjetunion bereits die Mehrstaatlichkeit als Instrument zur Lösung der Minderheitenproblematik verankert worden. Aber vielleicht sollte man noch stärker in die Vergangenheit zurückgreifen und die Rezepte für die Gestaltung menschlicher Existenz jenseits des Nationalstaats in der Epoche an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert suchen. Mit seiner bis 1918 imperial überwölbten ethnischen, kulturellen und religiösen Gemengelage könnte der ostmitteleuropäische Raum und seine Nachbarregionen das ideale Laboratorium für die Untersuchung von Problemen bieten, die durch den Zusammenstoß eines exklusiven nationalstaatlichen Loyalitätsanspruches mit mehrfachen Loyalitäten bedingt sind sowie zur Herstellung von Lösungen beigetragen, die diese positiv berücksichtigen. Die Verwunderung der Parlamentarischen Staatssekretärin Sonntag-Wolgast über die mangelnde Popularität der deutschen Staatsbürgerschaft unter Ausländern bewies, wie sehr die traditionellen Vorstellungen von Nationalstaat und Staatsbürgerrecht, obwohl obsolet, nach wie vor die Handlungsmaximen der Politik bestimmen. Unter dem Vorzeichen der Globalisierung hat sich die lebensweltliche Realität bereits den Verstaatsbürgerlichungsversuchen des Nationalstaats entzogen.

Leipzig

Stephan Wendehorst

MÄHRISCHE JUDEN IN DER ÖSTERREICHISCH- UNGARISCHEN MONARCHIE 1780–1918

Nicht ohne Absicht wurde der Veranstaltungsort für die Tagung zum Thema „Mährische Juden in der österreichisch-ungarischen Monarchie“ gewählt: Nikolsburg (Mikulov) war zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert der Sitz des jüdischen Landesrabbiners. Seit Januar 1999, als am Regionalmuseum Nikolsburg das „Dokumentationszentrum des mährischen Judentums“ gegründet wurde, ist die Stadt ein Zentrum der Forschung für die Geschichte der Juden in Mähren und Schlesien. Das vom 24. bis 25. Oktober 2000 vom Staatlichen Bezirksarchiv in Nikolsburg vom Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Institut in Wien, der Heimatkundlichen und Museumsgesellschaft in Brunn (Brno) und vom Regionalmuseum in Nikolsburg veranstaltete XXVI. Nikolsburger Symposium fand in den Räumen des ehemaligen Dietrichsteinischen Schlosses einen würdigen Rahmen. Die Tagung ist Teil des Projekts „Jüdisches Mähren, jüdisches Brunn“, das am 18. Dezember 2000 mit zwei Ausstellungen in Brunn und anderen kulturellen Aktivitäten fortgesetzt wurde.

Eingangs bot Helmut Teufel (Aschaffenburg) eine diachrone Einsicht in den Forschungsstand der mährisch-jüdischen Geschichtsschreibung, wobei er sich auf die wichtigsten Wissenschaftler und Quellensammlungen konzentrierte, wie z. B. die

Sammlung von Juden-Gesetzen und Verordnungen des Hieronymus von Scari (1835). Teufel erwähnte die nahezu vergessene Geschichte der Juden im mährisch-schlesischen Raum von Christian d'Elvert (1895) sowie die bis heute für jeden Forschenden unentbehrliche Edition „Zur Geschichte der Juden in Böhmen, Mähren und Schlesien“ von Gottlieb Bondy und Franz Dworsky (1906) und ihre tschechische Parallelausgabe, wobei er auf den unausgewogenen Charakter der letztgenannten Publikation und die vernichtende Kritik von Bertold Bretholz an dieser hinwies. Ausführlicher wurde dann der Zeitraum ab dem Ende der zwanziger Jahre behandelt, was dem Stand der Forschung insofern gerecht wurde, als in diesen Jahren der Höhepunkt der mährisch-jüdischen Geschichtsschreibung in der Ersten Tschechoslowakischen Republik erreicht wurde. In diesem Zusammenhang wurden die Verdienste von Gelehrten wie Bertold Bretholz, Samuel Steinherz und Hugo Gold hervorgehoben, die bis heute die Basis der jüdisch-mährischen Geschichtsschreibung darstellen und trotz gewisser Mängel von großer Bedeutung sind, konnten diese Autoren noch Quellen heranziehen, die heute verschollen sind.

Klaus Lohrmann (St. Pölten) analysierte die Toleranzpatente für Juden in den deutschen und böhmischen Erbländern und zeigte deren unterschiedliche, überwiegend ökonomisch motivierten Gründe. Er betonte die bis heute nicht deutlich erkannte Diskrepanz zwischen den Absichten der Toleranzpolitik der Regierung – die diese als Mittel zum besseren wirtschaftlichen Nutzen der Juden einsetzen wollte – und den konservativen jüdischen Kreisen, die in Opposition zur Regierungspolitik standen. Besondere Aufmerksamkeit widmete der Referent dem jüdischen Schulwesen, das eines der Leitthemen der jüdischen Toleranzpatente darstellte und ein gewisses Konfliktpotential in sich barg, was in Ungarn in einen Boykott des Josephinischen Schulwesens mündete. Die jüdische Gesetzgebung war auch das Thema des Beitrags von Vlastimil Svěrák (Iglau/Jihlava), der sich leider auf die bloße Aufzählung Juden betreffender und im Reichsgesetzblatt und Landesgesetzblatt veröffentlichter Gesetze beschränkte, ohne die wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Zusammenhänge aufzuzeigen, in denen diese standen. Der von ihm vorgestellte Versuch, sämtliche in beiden Gesetzessammlungen publizierten, die Juden in Mähren betreffenden gesetzlichen Normen vollständig zu erfassen, verdient ohne Zweifel Anerkennung, wäre jedoch eher ein Thema für eine eigenständige Publikation.

Janusz Spyra (Ciezsyn, Polen) zeigte die spezifischen Auswirkungen der Reformen Josefs II. auf Schlesien und strich deren Einfluß auf die dortige jüdische Bevölkerung heraus, die in Folge der Reformen wuchs, was wiederum Veränderungen der sozialen Strukturen verursachte. Im Zentrum des Referats von Lenka Matušíková (Prag) standen die Archivquellen zur Geschichte der mährischen Juden (1780–1918) und der Stand deren Erfassung, Bearbeitung und Systematisierung, wobei sie konstatierte, daß sich die Lücke in den archivalischen Nachschlagewerken langsam schließt.

Eine Reihe von Referenten stellte Themen der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vor: Aleš Zářický (Ostrau/Ostrava) sprach über Wilhelm Gutmanns unternehmerische Aktivitäten und die Gründung des Handelshauses Gebrüder Gutmann in Wien; Blažena Przybylová (Ostrau) befaßte sich mit der Mährisch-Ostrauer Volksbank,

die ausschließlich für eine jüdische Klientel bestimmt war. Daran anschließend machte Ludmila Nesládková (Ostrau) das Publikum mit dem Projekt ihrer Universität zum Thema der professionellen Orientierung und sozialen Stellung der mährischen Juden von den Josephinischen Reformen bis zum Ende der österreichisch-ungarischen Monarchie bekannt, für die die Mikrohistorie den methodologischen Zugang bilden wird. Die Josephinischen Reformen werden hier als natürlicher historischer Ausgangspunkt der Veränderung der sozialen Stratifikation gewählt, eine wichtige gesetzliche Schwelle stellt auch das Juden-Systemal-Patent (1797) dar, das eine sich vertiefende soziale und professionelle Ausdifferenzierung und wachsende Arbeitsmigration zur Folge hatte.

Shlomo Spitzer (Bamat Gan, Israel) sprach über die wichtigsten mährischen Landesrabbiner der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die ihren Sitz in Nikolsburg hatten: Mordechai Bennet, Nachum Trebitsch und Samson ben Raphael Hirsch. Zdeněk Mareček (Brünn/Brno) widmete sich den deutschsprachigen Autoren jüdischer Herkunft aus Mähren – Joseph von Sonnenfels, Alois Jeittelles, Hieronymus Lorm, Max Grünfeld, Jakob Julius David, Philipp Langmann und Hans Müller-Einigen –, wobei er auf methodische Probleme hinwies, die sich aus der Tatsache ergeben, daß die wichtigsten Vertreter der deutschsprachigen Literatur aus Mähren in andere literarische Zentren abwanderten, ihrer Heimat jedoch zum Teil thematisch verpflichtet blieben, so daß das äußere Kriterium der Herkunft keinen komparativistischen Ansatz ermögliche und bloß marginale Zusammenhänge aufzeigen ließe.

Die folgenden Beiträge befaßten sich mit Problemen der Emanzipation der Juden: Michael L. Miller (New York) analysierte die Bedeutung der National-Garden 1848 als Symbol der Grenze der sozialen Emanzipation. Er zeigte am Beispiel der unterschiedlichen Verhaltensweise der mährischen Gemeinden zur Frage der Aufnahme von Juden in die National-Garden reale Ressentiments und divergierende Auffassungen über die jüdische Emanzipation. Peter Urbanitsch (Wien) befaßte sich mit der jüdischen Emanzipation nach 1848 aus der Sicht der Entstehung der politischen jüdischen Gemeinden und deren Bedeutung für das alltägliche Leben. Tomáš Krejčík (Ostrau) sprach über geadelte mährische Juden im 19. Jahrhundert und deren Weg zur Nobilitierung, die meist um den Preis einer erheblichen Assimilation zustande kam. Dabei stellte er das wachsende Machtpotenzial der geadelten – ihrem israelitischen Glauben aber treu gebliebenen – Familien gegen Ende der Monarchie fest.

Weitere Tagungsbeiträge waren einzelnen Persönlichkeiten gewidmet: Marie Buňatová (Prag) setzte sich mit Leben und Werk des Publizisten und Herausgebers Hugo Gold auseinander, Zdenka Stoklásková (Brünn) bot Einsichten in die berufliche Tätigkeit des mährischen Historikers und Archivars Bertold Bretholz, Iveta Vondrášková (Prag) erörterte die mährische „Hebräische Historiographie und das Werk ‚Zeitgeschichte‘ von Abraham Chajjut Trebitsch“. Thema des Referats von Jitka Balatková (Olmütz/Olomouc) war Gustav Brecher und sein Wirken als Dirigent der Olmützer Oper. Helmut Gröger (Wien) befaßte sich mit bedeutenden Ärzten der Wiener Medizinischen Schule mährisch-jüdischer Herkunft und dem Einfluß ihres Bekenntnisses auf die berufliche Laufbahn.

Emil Kordiovský (Nikolsburg) analysierte die Manifestation des Antisemitismus in der Region Lundenburg (Břeclav), wobei er die Ursachen des Widerstandes der tschechischen Bevölkerung gegen die jüdische Minderheit, die ihre Exklusivität zu bewahren wußte, nicht im religiösen, sondern im wirtschaftlichen und sprachlichen Bereich und in der psychologischen Barriere verortete. Karel Müller (Troppau/Opava) referierte über Siegel von Juden in Österreichisch-Schlesien in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Jaroslav Klenovský (Brünn), der sich seit Jahren mit der Restaurierung der jüdischen Friedhöfe befaßt, sprach über die Denkmäler für jüdische Soldaten des Ersten Weltkrieges in Mähren und Schlesien. Einen hohen illustrativen Wert besaß der Beitrag über Familiengeschichten von Por Francis Dov (Politzer) aus Jerusalem.

Die interdisziplinäre Tagung und der Sammelband der Tagungsreferate, der im nächsten Jahr erscheinen soll, tragen zur Ergänzung einer der Forschungslücken der mährisch-jüdischen Geschichtsschreibung bei.

Brünn

Zdeňka Stoklásková

DIE „BÖHMISCHE DEVOTIO MODERNA“ IM KONTEXT. NEUE WEGE DER FRÖMMIGKEIT IN MITTEL- UND OSTEUROPA MITTE 14. – ANFANG 15. JAHRHUNDERT

In Zusammenarbeit mit dem polnischen Universitätsinstitut für Ordensgeschichte in Breslau (Wrocław) hatte das Göttinger Max-Planck-Institut für Geschichte vom 26. bis 28. Oktober 2000 zu einer Tagung über spätmittelalterliche Frömmigkeit eingeladen und ging dabei bemerkenswerterweise von vornherein von der böhmischen sogenannten „Devotio moderna“ aus, das heißt, von einer Gemeinsamkeit der Frömmigkeitsbewegung in Böhmen und in den Niederlanden. Das wäre vor einiger Zeit noch nicht denkbar gewesen, und um es vorweg zu nehmen: Ein klarer Zusammenhang – wie von Eduard Winter vor sechzig Jahren behauptet, von mir selber und in nicht wenigen von mir angeregten Studien mit neuen Einzelheiten zur Debatte gestellt – ist auch heute noch nicht zu erweisen. Den niederländischen Devoten als Begriffbildenden galten denn auch in Göttingen die ersten Fragestellungen mit einer deutschen (Thomas Kock, Münster) und einer polnischen Antwort (Stanisław Bylina, Warschau). Aber die Verbreitung der Reformbewegung – in guter Tradition orientiert an urkirchlichen Gewohnheiten oder dem, was man dafür hielt – durch ganz Mitteleuropa wurde anschaulich. Ihre besonderen Erscheinungsformen in Böhmen, die Winter einst zur These direkter personeller Zusammenhänge verlockt hatten, ließ sich ebenfalls schon seit den Zeiten Karl IV. deutlich machen. Sie ist natürlich durch neuerliche Karlsforschungen ohnehin schon greifbar genug, so daß auch die Differenzen zwischen den kaiserlichen Absichten und Bestrebungen und dem besonders in der Großstadt Prag ausgeprägten böhmischen Erscheinungsbild der neuen Laienfrömmigkeit wichtig sind. (Wojcech Iwanczak, Kielce und Christopher Ocker, San Francisco). Im engeren Zusammen-

hang zwischen Böhmen und Niederländern spielte das Problem der täglichen Kommunion eine Rolle, das die Hussiten eine Generation später bekanntlich zur Forderung nach der Kinderkommunion ausweiteten, nicht nur nach der bekannten Kelchkommunion. Hier kann man vom nachzutragenden Referat von Helena Krmičková (Brünn/Brno) Aufklärung erwarten. Hanna Pátková (Aussig/Ústí nad Labem) informierte über die kaum bekannten vorhussitischen Fronleichnambruderschaften, und Marek Derwich (Breslau) suchte nach vergleichbaren Bewegungen im schlesischen Mönchtum. Schlesische Spuren im allgemeinen suchte auch Wojcech Mrozivicz (Breslau). Jakub Kosłowski (Breslau) weitete diese Frage aus auf die spätgotische schlesische Malerei. Bei diesem lange vernachlässigten Vergleich schaffen die unterschiedlichen Ausdrucksmittel von Bild und Wort, auch noch Farbe und Figur, bekannte Interpretationsschwierigkeiten. Dennoch wußte der Referent Überzeugendes vorzutragen. Krystof Ozóg (Krakau/Kraków) wird einen Beitrag nachliefern, der sich besonders mit dem Krakauer Milieu befaßt. Die Frage nach den Erscheinungsformen der neuen Frömmigkeit in Wien und ihren neuen Wegen verfolgte Gisela Drossbach (München). Einen Zusammenhang mit dem um zwei Generationen früheren Wirken von Meister Eckart, den Gilbert Fournier zur Diskussion anmeldete, wird man ebenfalls erst im Sammelband über die Tagung lesen können.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen für das gesamte Thema Reaktionen in der kirchlichen Organisationsform. Als solche hat Martial Staub (Göttingen), der Organisator der Tagung, die von Laien gestifteten Prädikaturen herausgehoben. Die Neuerung ging tatsächlich von Prag aus, nach dem kaiserlichen Predigtauftrag für den Augustiner Chorherren Waldhauser und seinen Erben, Jan Milič, von zwei Laien bekanntlich der Predigtkapelle „zu den Unschuldigen Kindlein von Bethlehem“ zugeordnet, an der Jan Hus seit 1402 wirkte. Das schuf einen Übergang, der schließlich, wie man weiß, eine Generation später in Gewalt umschlug. Zu seiner Zeit aber noch lange nicht, damals wurde vielmehr die Neuerung, wie Staub zeigte, im süddeutschen Raum an einer ganzen Reihe von Kirchen von anderen Laienstiftern übernommen, die Predigtpründen an den Kirchen seit dem späten 14. Jahrhundert so stifteten, wie zuvor Altarpründen, aber eben nicht zur sakramentalen, sondern zur intellektuellen Versorgung. Da spielte die neue Frömmigkeit zweifellos eine Rolle.

Ihren Wegen in Nord- und Mittelitalien galten ein Beitrag von Daniela Rondo aus Trient und Marie-Luise Favreau-Lilie (Berlin), namentlich im Zusammenhang der Kontakte zwischen Prag und der Handelsmetropole Venedig. Gábor Sarbak (Budapest) folgte dem Weg nach Ungarn. Ideelle Fragestellungen erhoben die Beiträge von Zdeněk Uhlř aus Prag und Krzysztof Bracha aus Kielce. Das eine Mal stand die Differenzierung zwischen Individualismus und Personalismus unter religiöser Perspektive zur Debatte, das andere Mal die Auswirkung der devoten Frömmigkeit auf die Einschränkung des Aberglaubens. Die Skala des mittelalterlichen Aberglaubens reichte zu allen Zeiten weit, auch wenn die Inhalte wechselten. Zur gegebenen Zeit wird man vornehmlich eine materielle Frömmigkeit dazu rechnen, die sich an Gebetsleistungen, Amuletten, und auch an einem veräußerlichten Begriff von Wallfahrten orientierte. Es scheint noch nicht entschieden, welche der neuen Richtungen die Überhand besaß. Zur reformatorischen Frömmigkeit, wenn wir nach Übergän-

gen fragen wollten, gehört zweifellos nur die erste, verinnerlichende Richtung der Religiosität, mit der bekanntlich ja auch Luther persönlich verbunden war.

München

Ferdinand Seibt

STAND UND PERSPEKTIVEN DER BÖHMISCHEN KIRCHEN- UND RELIGIONSGESCHICHTE

An dem Forschungskolloquium der „Historischen Kommission für die böhmischen Länder“ und des „Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas“ (GWZO) in Leipzig, das vom 2.–3. November 2000 stattfand, nahmen neun tschechische, ein österreichischer und elf deutsche Wissenschaftler teil. Diskussionsgegenstand der Tagung war ein geplantes Handbuch der Kirchen- und Religionsgeschichte der böhmischen Länder, das das GWZO gemeinsam mit dem Historický ústav (Prag) herauszugeben plant. Dabei diente das Kolloquium sowohl der konzeptionellen als auch der inhaltlichen Sondierung dieses Projekts. Der Direktor des GWZO, Winfried Eberhard, betonte in seiner Eröffnungsrede, wie selbstverständlich heute eine tschechisch-deutsche Zusammenarbeit für ein solches Handbuchprojekt genutzt werden könne. Das gemeinsam mit dem Historický ústav konzipierte und erarbeitete „Handbuch der Historischen Stätten – Böhmen und Mähren“, das von Joachim Bahlcke, Winfried Eberhard und Miloslav Polívka herausgegeben wurde, habe sowohl den Impuls wie auch Erfahrungswerte für die Durchführung des kirchengeschichtlichen Handbuchprojekts gegeben. Für die Diskussion eines chronologischen Rasters hat Stefan Samerski (Leipzig) eine Grobgliederung mit inhaltlichen Schwerpunkten entworfen.

In der Einführung in die Thematik durch Joachim Bahlcke (Leipzig) kam vor allem die konfessionelle Toleranz als Strukturmerkmal des böhmischen Raumes zur Sprache, die eine ökumenische Kirchen- und Religionsgeschichte als durchführbar und sinnvoll erscheinen lasse. Abzulehnen seien daher eine traditionelle Institutionsgeschichte ebenso wie eine Paralleldarstellung der einzelnen Konfessionen. Moderne Forschungsrichtungen wie die Seelsorgs-, Alltags- und Sozialgeschichte seien dabei ebenso zu berücksichtigen wie pädagogische und didaktische Elemente, da das kirchengeschichtliche Handbuch kein lexikographisches Werk werden solle. Dementsprechend müsse die Tagung zwei Zielen dienen: erstens einer inhaltlich-thematischen Forschungsbilanz; zweitens der diskursiven Erstellung eines Arbeits- und Gliederungsplans.

Im ersten Teil der Tagung, der sich exemplarisch mit Konzeption und Organisation von Handbüchern befaßte, berichtete Dieter J. Weiß (Erlangen) über methodische und konzeptionelle Fragen bei den Handbüchern der bayerischen Landes- und Kirchengeschichte. In Bayern hätten unterschiedliche Selbstverständnisse der Kirchen einer ökumenischen Gesamtsicht entgegengestanden, die für die böhmischen Länder nicht zuträfen. Die Frage des Raumes sei dagegen für Böhmen wie für Bayern wegen der weitgehenden staatlichen Kontinuität in gleicher Weise relativ leicht zu lösen. Inhaltlich machte Weiß auf die Relevanz der Archäologie und der

Kunstgeschichte für das Handbuchprojekt aufmerksam. Hier werde es vor allem darauf ankommen, daß die Herausgeber energisch in die Einzelbeiträge eingreifen, um Überschneidungen zu vermeiden und ein einheitliches Niveau zu halten. Das sich anschließende Referat von Alfred Wendehorst (Erlangen) strich Grundsätzliches zu kirchengeschichtlichen Handbüchern heraus: Primat des Überblicks; Problemorientierung; schlanke und aktuelle Bibliographie; eine Gliederung, die sich an Strukturzusammenhängen orientieren solle. Zum letzten Problemfeld, das auch die Suche von chronologischen Anfangs- und Endpunkten der Kapitel sowie deren Namensfindung betraf (hier wurde vor einer zu starken teleologischen Bindung der Kapitel durch die Überschriften gewarnt), schlug Wendehorst vor, möglichst auf kleinteilige Abschnitte und eine Vielzahl von Autoren zu verzichten.

Die sich anschließende Diskussion wies auf die ökumenische Wende nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil hin: Die Ortskirche werde nicht mehr als Derivat der Universalkirche verstanden. Daher könnten theologische Schwierigkeiten beim Selbstverständnis der Kirchen außer acht bleiben und die Regionalkirchen in ihrer Eigenentwicklung deutlich herausgestellt werden.

Es schloß sich das Referat von František Šmahel an, der die Bedeutung der Realienkunde (Personen, Orte und Begriffe) für den Benutzer eines Handbuches unterstrich. Šmahel schlug eine Grobgliederung in insgesamt fünf Blöcke (Christianisierung bis 1350; 1350 bis 1620; 1620 bis 1781; 1781 bis 1918; 20. Jahrhundert) zur Bearbeitung vor, die dann später von einem Redaktionsteam mit Unterkapiteln versehen werden müßten. Den zweiten Teil des Vortrags nahmen Schwerpunkte aus der Geschichte des Judentums in Böhmen ein. Šmahel plädierte dafür, das Judentum in Form von Zwischenkapiteln in die großen Blöcke zu integrieren.

In der Diskussion wurde die Bedeutung der Judenthematik und die anderer, nicht staatlich sanktionierter Religions- und Konfessionsgemeinschaften unterstrichen, die man in die Gesamtkonzeption eventuell unter dem Stichwort „Nonkonformismus“ integrieren könne – im Sinne religiöser Gegenmodelle einzelner Gruppen.

Im Anschluß daran eröffnete das Referat von Joachim Köhler (Tübingen) den Themenblock „Darstellungsprobleme einer ökumenischen Kirchengeschichte“. Er wies zunächst darauf hin, daß von seiten der katholischen Amtskirche (Lehrschreiben „Dominus Jesus“) keine Möglichkeit zu einer ökumenischen Perspektive gegeben sei. Köhler hielt es für wichtig, nicht die Institution „Kirche“ beim Handbuchprojekt in den Vordergrund zu stellen, sondern den Menschen in all seinen religiösen Bezügen und Äußerungen. Tschechische Teilnehmer unterstrichen die ökumenische Perspektive, die in der Kirchenhistoriographie in Böhmen bereits Tradition habe (vgl. auch die jüngste Hus-Symposien). Im Anschluß referierte Zdeňka Hledíková über Gliederungsmöglichkeiten der Epoche 1350 bis 1620, wobei sie diese Ära in vier Unterkapitel einteilte: 1350–1420; 1420–1485; 1485–1530; 1530–1620. Bei allen notwendigen Schnitten seien jedoch fließende Übergänge und allmähliche Veränderungen zu berücksichtigen. Sie warnte vor einer streng kirchenhistorischen Perspektive und wies auf die enge Verflechtung der kirchlichen Entwicklung mit den politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen hin. Im anschließenden Vortrag legte Jaroslav Šebek (Prag) eine detaillierte Analyse der Literatur über die tschechische Kirchengeschichte des 19. und

20. Jahrhunderts vor. Er wies dabei besonders auf „weiße Flecken“ beim katholischen Vereins- und Verbandswesen, bei der Spiritualität und der seelsorglichen Tätigkeit in Böhmen hin.

Die Diskussion unterstrich die Problematik des Nationalismus als eines Spezifikums des böhmischen Raumes; die Kirche sei gerade im 19. und 20. Jahrhundert häufig durch ethnische Fragen instrumentalisiert worden. Außerdem weise Böhmen im europäischen Vergleich breiteste Säkularisierungserscheinungen auf.

Libor Jan (Brünn/Brno) zeigte in seinem Referat stark konkretisierend den unterschiedlichen Forschungsstand der einzelnen Epochen auf; teilweise fehle sogar die grundlegende Literatur (z. B. zur Emanzipation der Klöster im 12./13. Jahrhundert) oder die Darstellungen seien methodisch längst überholt. Der Hussitismus und die kyrillo-methodianische Mission seien beispielsweise recht gut erforscht. Abschließend warnte Jan vor einer Prag-zentrierten Sichtweise. In der Diskussion wurde auf die zahlreichen Literaturtitel zur böhmischen Barockliteratur aufmerksam gemacht, ferner auf verschiedene Dissertationen über das bisher vernachlässigte 18. Jahrhundert, die in Arbeit seien.

Der 3. November war dem Schwerpunkt „Themen und ihre Integration“ gewidmet. Peter Hilsch (Tübingen) legte in seinem Referat einen detaillierten Gliederungsvorschlag für das 10. bis 13. Jahrhundert vor. Er wies auf die besondere Bedeutung der Archäologie und der Kunstgeschichte für diese Epochen hin. Vor allem sollten auch Theologie und geistliche Literatur berücksichtigt werden. Er warb dafür, verschiedene Sachthemen systematisch und zusammenhängend zu bearbeiten – etwa in einem Block „Innerkirchliches Leben“ –, um Vernetzungen und Interdependenzen deutlich zu machen. Franz Machilek (Bamberg) warnte in seinem anschließenden Referat vor einer Zerstückelung der Ordenthematik durch die Zuordnung solcher Fragen zu chronologischen Einzelkapiteln. Er schlug weiterhin eine gesonderte Behandlung von Gruppen vor (hoher/niederer Klerus, Täufer, Sabbatarier, Atheisten, Pantheisten), die z. T. bisher in Handbüchern nicht zu finden seien. Außerdem solle den Laien der ihnen gebührende Platz eingeräumt werden, und zwar bis in die Überschriften hinein. In der Diskussion wurden Probleme der Integration der Ordensgeschichte in die allgemeine Kirchenhistoriographie diskutiert. Die Frauenforschung solle auch verstärkt in der Ordensgeschichte berücksichtigt werden.

Es schloß sich das Referat von Jaroslav Polc (Prag) an, der zunächst einen kurzen Abriss über die Kirchengeschichtsschreibung in Tschechien brachte. Bei der Definition des Begriffs „Kirchengeschichte“ zeigte er das Defizit „Spiritualität“ auf, die er als Schlüssel für das richtige Verständnis der kirchlichen Verwaltungspraxis deutete. In diesem Zusammenhang strich er das liturgische Proprium Böhmens im kirchlichen Festkalender (Fronleichnam, Heimsuchung Mariens) und die relative Eigenständigkeit der „Devotio moderna“ in Böhmen heraus. Diese speise sich vor allem aus flämischen Impulsen, habe aber durchaus ein eigenes Profil entwickelt (sie blieb Bewegung). Polc machte in diesem Zusammenhang verschiedene Forschungsdesiderate (Johann v. Jentzenstein) deutlich. In der Diskussion wurde auf die Integration von musik- und kunstgeschichtlichen Themen hingewiesen.

In seinem Beitrag stellte Jaroslav Pánek (Prag) acht problemzentrierte Thesen zur

konzeptionellen und organisatorischen Operabilität des Handbuches vor. Er hob dabei den Primat der Integration von Einzelfragen hervor, eine komparative Darstellung unter Berücksichtigung der außerböhmisches Räume und die Würdigung der realen Koexistenz der verschiedenen Kirchen. Die anschließende Generaldiskussion unterstrich einhellig die Notwendigkeit einer komparativen und integrativen Konzeption des Handbuches. Die Kirchengeschichte solle nicht als gesonderter Sektor der allgemeinen Historiographie verstanden werden. Man plädierte außerdem für eine starke Berücksichtigung des europäischen Kontexts, vor allem wegen der tschechischen Leser, die von einem Sonderweg der böhmischen Kirchengeschichte überzeugt seien. Neben einer Grobgliederung in fünf Großblöcke, die jeweils mit einer knappen Einführung in die Raumstrukturen versehen werden sollen, einigte man sich auf die Erarbeitung eines Anhangs mit einem umfangreichen Glossar, Bischofslisten (möglichst mit Kurzbiographien), kurzen Bistumsartikeln und Karten.

Leipzig

Stefan Samerski

DIE KIRCHENVERWALTUNG UND IHR SCHRIFTGUT AN DER WENDE VON MITTELALTER UND NEUZEIT

Die von Ivan Hlaváček und Zdeňka Hledíková initiierte Konferenz des Instituts für historische Hilfswissenschaften und Archivwesen der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität in Prag am 9. und 10. November 2000 hatte sich zum Ziel gesetzt, den Standort der einschlägigen Forschungen in den böhmischen Ländern zu bestimmen und mit den Ergebnissen in den Nachbarländern zu vergleichen. Die Tagung fand im prunkvollen Marmorsaal des Clam-Gallas-Palais in der Prager Altstadt – dem heutigen Hauptgebäude des Archivs der Hauptstadt Prag – statt. Das ihr von seiten der Kirche und der Universitätsleitung entgegengebrachte Interesse wurde an der Teilnahme des Prager Erzbischofs Miloslav Vlk und des Prorektors der Philosophischen Fakultät, Doz. Dr. Vladimír Vopálka, an der Eröffnungssitzung deutlich. Zur Konferenz hatten sich rund neunzig Teilnehmer aus Tschechien und ein halbes Dutzend Gäste von dem benachbarten Ausland angemeldet.

In den einleitenden Referaten stellten die Initiatoren der Tagung die Grundlinien der kirchlichen Organisation und Verwaltung und deren Beziehungen zum böhmischen Staat bzw. die Hauptüberlieferungsformen des Schriftguts der Kirchenverwaltung in der Prager Diözese und Erzdiozese im späten Mittelalter vor, wobei sie sich in breitem Umfang auf die von ihnen selbst und ihren Schülern in vielen Jahren im Institut erarbeiteten Ergebnisse stützen konnten; dementsprechend wurde auch ein Großteil der Referate zu speziellen Problemen der kirchlichen Verwaltungsgeschichte Böhmens und Mährens von Absolventen des Prager Instituts bzw. von derzeitigen Mitarbeitern und Teilnehmern der laufenden Kurse des Instituts gehalten. Ein zweiter Block von Vorträgen galt der Verwaltung und dem Schriftgut des Bistums Olmütz (Olomouc) an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert (Tomáš

Baletka, Olmütz), dem Problem von Umbruch und Kontinuität in der Kirchenverwaltung in Sachsen vor und während der Reformation (Karlheinz Blaschke, Dresden), den unter dem Passauer Bischof Otto von Lonsdorf (1254–1265) angelegten Archivalien und deren weiterer Verwendung (Brigitte Pohl-Resl, Wien/London) sowie der Anlage von Lichterverzeichnissen in fränkischen Kirchen vom 13. Jahrhundert bis in den Beginn des 16. Jahrhunderts (Franz Machilek, Bamberg).

Einen Überblick über das Verhältnis von Kirche und Konfession steuerte Hana Pátková (Aussig/Ústí nad Labem) bei. Besonderes Interesse erweckten die Ausführungen von Blanka Zilynská (Prag) über die Kirchenverwaltung der Utraquisten im 15./16. Jahrhundert und die Möglichkeiten ihrer Erforschung. Die katholische Kirchenverwaltung in der Epoche Georgs von Poděbrad umschrieb Antonín Mařík (Karlsbad/Karlovy Vary) auf der Grundlage der Administratorenakten. Die Bedeutung von Statutentexten im Rahmen des kirchlichen Verwaltungshandelns hoben Jörg Oberste (Dresden) und Pavel Krafl (Brünn/Brno) hervor; ersterer am Beispiel der Verwaltungsreformen für das Domkapitel und für die Pfarreien in Regensburg des Domherrn und Scholasters Konrad von Megenberg († 1374), letzterer an jenem der mährischen Synodalstatuten aus der Hussitenzeit.

Einen weiteren Schwerpunkt bildeten Fragen der Ausbildung, Weihe und Anstellung des niederen Klerus auf dem Land in vorhussitischer Zeit, zum Teil mit Beschränkung auf einzelne kirchliche Regionen (E. Doležalová, Prag; J. Kindlová, A. Luxová, J. Vajcová und I. Michálek, alle Aussig). Über die ordinierten Kleriker aus den böhmischen Ländern in Rom unter den Päpsten Martin V. (1417–1431) und Eugen IV. (1431–1447) sprach Aleš Pořízka (Prag). Die Referate dieser Abteilung und die daran anschließenden Diskussionen machten die Notwendigkeit der Erforschung der voruniversitären Klerikerausbildung in Mitteleuropa deutlich; gerade für diesen Bereich erscheint eine Intensivierung der Erforschung der Synodaltexte als wichtige Voraussetzung. Eine Führung durch das Collegium Carolinum durch Michal Svatoš, den Leiter des Universitätsarchivs, gab Gelegenheit, das älteste Kolleg der Karlsuniversität näher kennenzulernen.

Der Verwaltungsallday der Prager erzbischöflichen Kanzlei an der Wende des 14./15. Jahrhunderts bzw. im Dekanat Tepl zwischen 1420 und 1467 stand im Mittelpunkt der Referate von Jan Adamek und Jan Hrdina (beide Prag). Die beiden letzten Referate galten dem Verhältnis zwischen städtischen und kirchlichen Institutionen in Iglau (Jihlava) in der Zeit vom Hussitismus bis zur Schlacht am Weißen Berg bzw. der Pfarrverwaltung in den Untertanenstädten in Böhmen in hoch- und spätmittelalterlicher Zeit (Vlastimil Svěrák, Iglau; Karel Waska, Pilsen/Plzeň).

Bedauerlicherweise fielen zwei Referate polnischer Kollegen wegen Erkrankung aus und damit auch der vorgesehene Vergleich mit den Verhältnissen in Polen. Die Ausarbeitungen dieser Referate werden jedoch in den Akten der Konferenz nachzulesen sein, die bereits im Frühjahr 2001 im Druck erscheinen sollen. Die Vielfalt der Fragestellungen, die neuen Forschungsansätze sowie der überregionale und grenzüberschreitende Vergleich von Verwaltungsstrukturen und Verwaltungsschriftgut ließen die Konferenz zu einem herausragenden Forum der älteren kirchlichen Verwaltungsgeschichte werden. Es ist zu hoffen, daß die dort erzielten Ergebnisse

rasch Eingang in die allgemeine Kirchengeschichte finden und zu weiteren vergleichenden Studien anregen.

Bamberg

Franz Machilek

SYMBIOSE UND TRADITIONSBRUCH. DEUTSCH-JÜDISCHE WECHSELBEZIEHUNGEN IN OSTMITTEL- UND SÜDOSTEUROPA

Das Gerhard-Hauptmann-Haus, deutsch-osteuropäisches Forum in Düsseldorf, veranstaltete gemeinsam mit der Abteilung für osteuropäische Geschichte der Heinrich-Heine-Universität am Ort vom 9. bis 11. November 2000 eine Tagung mit internationalem Referentenkollegium über deutsch-jüdische Wechselbeziehungen in Ostmittel- und Südosteuropa. Beides war vorzutragen: Das Nebeneinander von Deutschen und Juden, die Beziehungen des Deutschen zum Jiddischen, Kontakt-räume im Vergleich und dazu Koexistenz und Konkurrenz. Der baltische Raum, das alte dreigeteilte Polen, Siebenbürgen, Ungarn und Böhmen und die Großstädte Budapest wie Prag standen auf dem Programm der Referenten, die sich zum Teil schon lange mit der Materie befaßt hatten, wie Emanuel Turczynski (München), Jürgen Born (Wuppertal) oder Ruth Leiserowitz (Klaipeda/Memel). Man muß aber auch die in der Mehrzahl jüngeren Referenten erwähnen, die sich dem Thema gewidmet haben, deren Namen im fachlichen Umfeld oft noch nicht bekannt sind, wie Anna Verschik (Tartu/Dorpat), Desanka Schwara (Basel, Leipzig), Peter Varga (Budapest), Vera Leiniger (Köln), Leszek Hońdo (Krakau), Inge Blank (Monheim) und Josef Wolf (Tübingen).

Vornehmlich galt das Fachgespräch der Bedeutung des Jiddischen und seinen Einflüssen als dem sichtbaren und faßbaren Niederschlag des kulturellen Judentums und seiner Nachbarschaftsbeziehungen. Diese Beziehungen erwiesen sich zumindest im Umfeld der Themenwahl vornehmlich als bestimmt von der deutschen Nachbarschaft und bildeten damit ein anschauliches Zeugnis für den Kunstbau der ostmitteleuropäischen Mehrvölkersiedlung, der durch Hitlers Politik in Planung und Realität unwiederbringlich zerschlagen worden ist. Gerade deshalb ist die Geschichtswissenschaft aufgerufen, nicht nur der politischen und wirtschaftlichen Vergangenheit nachzugehen, sondern eben auch der Entwicklung und Wirkung jener Sprache, die augenscheinlich im großen Vernichtungsfeldzug der deutschen Nachbarschaft gegen das Judentum unterging. Mitunter läßt sich das Untergehende aber noch fassen: In diesem Zusammenhang muß der Konzertbeitrag von Aaron Eckstaedt besonders hervorgehoben werden, weil er nicht nur jiddisches Liedgut, sondern auch die musikalische Erinnerung wieder aufleben ließ und in gewisser Weise, soweit eine solche Bestimmung statthaft ist, auch in Gestik und Pantomime in die alte Welt zurückführen konnte. Ferdinand Seibt (München) leitete die Tagung ein, Hans Hecker (Düsseldorf) beschloß sie mit einem Rückblick auf die Titelfrage. Eine Veröffentlichung der Beiträge ist vorgesehen.

München

Ferdinand Seibt

DIE „ARISIERUNG“ JÜDISCHEN VERMÖGENS IN BÖHMEN UND MÄHREN

Die Ausschaltung und Verdrängung der Juden aus der deutschen Wirtschaft, von den Nationalsozialisten euphemistisch als „Arisierung“ bezeichnet, stieß lange Zeit auf ein eher begrenztes Interesse der Historiker. Erst seit wenigen Jahren befaßt sich die Forschung eingehend mit dem Raub und der Verteilung des jüdischen Eigentums; zunehmend gerät dabei auch die nationalsozialistische „Arisierungspolitik“ in den angeschlossenen und besetzten Gebieten in das Blickfeld. Die vom 13. bis 15. November 2000 vom Forschungsinstitut Theresienstädter Initiative in Zusammenarbeit mit dem Jüdischen Museum Prag ausgerichtete Konferenz sollte, so Jaroslava Milotová (Prag) in ihrer Begrüßung, den Stand der Forschungen zum „Arisierungsprozeß“ im „Protektorat Böhmen und Mähren“ reflektieren. Beiträge zum „Reichsgau Sudetenland“, zur Slowakei und zum „Altreich“ rundeten das Bild ab. Die Bedeutung des Themas unterstrich der stellvertretende Ministerpräsident der Tschechischen Republik, Pavel Rychetský, in seinem Grußwort.

Der erste Vortragsblock befaßte sich mit der tschechischen Gesellschaft und ihrer Haltung zu den „Arisierungen“. In das Thema führte ein Papier von Miroslav Kárný (Prag) über die „Rolle der Arisierung jüdischen Vermögens in der deutschen Okkupationspolitik im Protektorat Böhmen und Mähren“ ein. Die Kollaboration der tschechischen Bevölkerung in der „Judenfrage“ sei von der Besatzungspolitik geplant gewesen, die Protektoratsregierung habe die wirtschaftliche Ausschaltung der jüdischen Bevölkerung selbst bewerkstelligen sollen. Dabei sei das Vorgehen der Regierung drastisch gewesen, was sich bereits frühzeitig bei der „Ausschaltung“ der Juden aus verschiedenen Berufen gezeigt habe. Veräußerungen von Sachwerten seien hingegen an die Genehmigung der deutschen Besatzungsbehörden geknüpft gewesen, um eine „Tschechisierung“ des jüdischen Eigentums zu verhindern. Unklar sei, warum der jüdische Besitz nicht, wie ursprünglich vorgesehen, zur Gewinnung und Belohnung tschechischer Kollaborateure eingesetzt worden sei. Jan Gebhardt (Prag) untersuchte in seinem Beitrag „Die tschechische Gesellschaft und die Arisierung“. Gebhardt zufolge hätten sich bereits Ende 1938 auch in der Tschecho-Slowakei antisemitische Strömungen offenbart. So hätten etwa Juden nicht Mitglied der „Strana národné jednoty“ (Partei der nationalen Einheit) werden können. Diese Partei habe die „Entjudung“ der freien Berufe und die „Ausschaltung des jüdischen Einflusses“ in allen Bereichen der Kultur gefordert, wobei die tschechischen Antisemiten bemerkenswert früh „rassisch“ argumentierten. Aber, so bilanzierte Gebhardt, die Antisemiten und auch die Mitglieder der Protektoratsregierung hätten nicht die gesamte tschechische Gesellschaft repräsentiert. Der Sicherheitsdienst (SD) habe sich häufiger gezwungen gesehen, über Solidaritätsbekundungen der Tschechen mit den verfolgten Juden zu berichten.

Jan Kuklík senior (Prag) betrachtete das Verhältnis des tschechischen Widerstandes zu den „Arisierungen“ anhand der Kurierdepeschen zwischen Prag und London. Seiner Ansicht nach sei die Einstellung zur „Judenfrage“ der „Lackmustest“ für die demokratische Haltung des Widerstandes gewesen. Dieser habe in seinen Berichten deutlich darauf aufmerksam gemacht, daß „Arisierung“ zumeist

auch „Germanisierung“ bedeute. Insbesondere 1940 seien Informationen darüber nach London weitergegeben worden. Die Berichterstatter hätten bereits frühzeitig den Verdacht geäußert, daß nach den jüdischen auch die tschechischen Betriebe „germanisiert“ würden. Jan Němeček (Prag) beleuchtete „Das Londoner Exil und die Lösung der Judenfrage“. Die Judenverfolgung, so sein Fazit, habe die tschechoslowakische Auslandsregierung lediglich am Rande interessiert. Wenn sie überhaupt erörtert worden sei, dann nur in Zusammenhang mit Fragen der tschechischen Emigration. Eine Wiedergutmachung erlittenen Unrechts sei nie Thema des Exils gewesen.

Den zweiten Vortragsblock eröffnete Helena Petrův (Prag) mit einem Beitrag über „Rechtliche Aspekte der Arisierung des jüdischen Vermögens im Protektorat Böhmen und Mähren“. Die „Arisierung“ habe bereits in den ersten Tagen nach der Besetzung begonnen, die Initiative sei von der Protektoratsregierung ausgegangen. Diese habe zunächst gehofft, jüdischen Besitz in tschechische Hände überführen zu können – jedoch ohne Erfolg. Der zentrale Schritt zur Durchführung der Enteignung sei die „Verordnung über das jüdische Vermögen“ gewesen, die Reichsprotektor von Neurath am 21. Juni 1939 erlassen hat. Durch sie erhielten die Kriterien der Nürnberger Rassengesetze auch im „Protektorat“ Gültigkeit. Bei den „Arisierungen“ sei die Definition des Begriffs „jüdisches Unternehmen“ sehr breit gefaßt worden. Dadurch sei die Bestellung von Treuhändern nicht nur in jüdischen, sondern auch in nichtjüdischen Betrieben möglich geworden. Das Referat von Jaroslava Milotová nahm von Neuraths Verordnung vom 21. Juni 1939 genau unter die Lupe. Bereits vor Erlaß der Verordnung seien durch das reibungslose Zusammenspiel von Besatzungsbehörden, Gestapo, SD und auch deutschen Banken große Werte konfisziert worden. Von Neuraths Verordnung habe gegen Hitlers Absicht verstoßen, die Behandlung der „Judenfrage“ der Protektoratsregierung zu überlassen und damit das definitive Ende tschechischer „Arisierungsbestrebungen“ dargestellt.

Jörg Osterloh (Bochum/Dresden) untersuchte die Rolle des Gauwirtschaftsberaters der NSDAP im „Reichsgau Sudetenland“, Wolfgang Richter, bei der Durchführung der „Arisierungen“. Richter habe aufgrund seiner bedeutenden Stellung in der Wirtschaft des Gaues versucht, die „Arisierungen“ im Sinne sudeten-deutscher Interessen abzuwickeln. Letztlich sei er aber mit seinen Bemühungen gescheitert: Nach derzeitigem Kenntnisstand sei ein Großteil der Beute reichsdeutschen Privatpersonen und Konzernen zugute gekommen. Im folgenden Beitrag umriß Ivan Kamenec (Bratislava) den „Arisierungsprozeß“ in der Slowakei. Erste „Arisierungsschritte“ habe es bereits zur Zeit der Zweiten Republik gegeben. Ab März 1939 seien „Treuhänder“ für jüdische Unternehmen ernannt worden. Die Prüfung der „Arisierungsbewerber“ auf ihre fachliche Eignung sei aber mangelhaft und Korruption weit verbreitet gewesen. Insgesamt habe die „Arisierung“ etwa 13 500 Betriebe betroffen.

Der erste Vortragsblock des zweiten Tages lenkte den Blick auf die Rolle der Banken im „Arisierungsprozeß“. In einem gemeinsamen Papier berichteten Jiří Novotný und Jiří Šouša (beide Prag) über die Bedeutung der Nationalbank für Böhmen und Mähren für das Besatzungsregime. Das Institut sei binnen kurzem in

Abhängigkeit von der Reichsbank und zugleich unter die Kontrolle des Amtes des Reichsprotektors geraten. Juden und ehemalige Legionäre seien sofort entlassen worden, Sudetendeutsche in Schlüsselpositionen aufgerückt. Insbesondere an der Beschlagnahme des „jüdischen“ Goldes sei die Nationalbank beteiligt gewesen. Harald Wixforth (Dresden) betrachtete die Übernahme und „Arisierung“ von Aktienbanken im Sudetenland und im „Protektorat“ am Beispiel der Böhmisches Union-Bank (BUB). Die Besetzung des Sudetenlandes habe den Großbanken aus dem „Altreich“ die Möglichkeit einer weitreichenden Expansion geboten, die diese auch genutzt hätten. Böhmisches Escompte Bank (Bebca) und BUB hätten sich besonders für eine Übernahme angeboten, da diese nach nationalsozialistischer Definition als „jüdisch“ gegolten und zudem wertvolle Industriebeteiligungen besessen hätten. Die Übernahme der BUB durch die Deutsche Bank habe für diese eine erhebliche Ausweitung ihrer Geschäftstätigkeit bedeutet. Die Kontrolle des Bankwesens mit seiner „strategischen Schlüsselposition“ in der Wirtschaft der besetzten Gebiete sei für die deutschen Expansionspläne von großer Bedeutung gewesen. Die „Arisierungstätigkeit“ der Banken stellte Drahomír Jančík (Prag) in den Mittelpunkt seines Referats über die Bebca. Diese habe der Dresdner Bank zur wirtschaftlichen Durchdringung des Sudetenlandes gedient. Vielfach sei sie an „Arisierungen“ beteiligt gewesen, wobei sie von den guten Beziehungen zur Gestapo leitstelle in Prag profitieren konnte. Den Hauptgewinn habe ihr die Bereitstellung von „Arisierungskrediten“ gebracht. Verschiedene Bankinstitute seien aber auch an der Bestellung von Treuhändern und an der Verwaltung „feindlichen Vermögens“ beteiligt gewesen. Dies verdeutlichte Eduard Kubů (Prag) in seinem Beitrag über die Kreditanstalt der Deutschen (KdD) und ihre sogenannte „Abteilung F“. In der anschließenden Diskussion ergänzte Kubů, daß Bebca und BUB die Hauptnutznießer der „Arisierungen“ gewesen seien. Allerdings habe die KdD gute Gewinne bei der „Arisierung“ der klein- und mittelständischen Wirtschaft gemacht.

Im folgenden Themenblock wurde der Raub von Kunstgegenständen aus jüdischem Besitz untersucht. Michaela Hájková (Prag) betrachtete „Die Vergabe konfiszierter Kunstgegenstände auf Protektoratsgebiet“. Am Raub von Kunstwerken aus dem Besitz von jüdischen Auswanderern, Verhafteten und Deportierten seien die Gestapo, die Zentralstelle für jüdische Auswanderung und das Vermögensamt beteiligt gewesen. Den Wert der Kunstwerke hätten anschließend Fachleute geprüft. Besonders Wertvolles habe man der „Sonderaktion Linz“ oder öffentlichen Sammlungen zur Verfügung gestellt, den Rest verkauft. Lubomír Slavíček (Brünn/Brno) konzentrierte sich in seinem Vortrag auf „die Rolle des Handels mit Kunstgegenständen im Rahmen der Konfiszierung jüdischen Vermögens“. Er betonte, daß eine ganze Reihe von Auktionshäusern am Handel mit Raubkunst beteiligt gewesen sei. Auch spielten Vertreter verschiedener Museen bei Auktionen beziehungsweise bei der Bewertung der Kunstwerke eine wichtige Rolle. Die Auktionen hätten aber, gemäß einer Verordnung von Neuraths, nicht im Reichsgebiet stattfinden dürfen, um so den Verbleib der Kunstwerke im „Protektorat“ sicherstellen zu können. Zugleich habe aber, so Slavíček, eine Meldepflicht für wertvolle Kunstwerke an Hitlers Sonderbeauftragten für die „Aktion Linz“ bestanden. Vít Vláš (Prag) refe-

rierte über „die Nationalgalerie in Prag und die Kunstgegenstände aus dem Vermögen von Opfern des Holocaust“. Vláš zufolge habe sich der Direktor der Nationalgalerie, Josef Cibulka, in verschiedenen Aktionen zur Rettung von Kunstsammlungen engagiert. Er habe dabei, so Vláš, stets im Einvernehmen mit den jüdischen Besitzern gehandelt. Eine offizielle Einschätzung besage, daß insgesamt etwa 2 500 Kunstwerke enteignet worden seien. Nach Kriegsende sei eine Reihe von ihnen zurückgegeben worden. Ein Ende habe die Rückgabe mit dem kommunistischen Putsch vom Februar 1948 gefunden, der für die ehemaligen jüdischen Eigentümer einer zweiten Enteignung gleichgekommen sei.

Dirk Rupnow (Wien) stellte seine Arbeit über „Die Arisierung des Gedächtnisses?“ – Das Jüdische Zentralmuseum in Prag als Endlager der Endlösung im Protektorat“ vor. Er betonte, daß man bisher die symbolische Komponente des Besitzes bei der „Arisierungsforschung“ zu wenig beachtet habe. Der Plan zur Gründung eines jüdischen Zentralmuseums für das „Protektorat“ sei 1942 aufgekomen. Es sei von jüdischen Wissenschaftlern unter Aufsicht der SS errichtet worden. Als sich die „Endlösung“ abzeichnete, habe sich eine „absurde“ Sammlungstätigkeit entwickelt, die Wissenschaftler hätten versucht, so viel wie möglich zusammenzutragen. Das Museum müsse als ein „Endlager“ der Erinnerung betrachtet werden. Auch die beteiligten Wissenschaftler hätten sich durch ihre Tätigkeit nicht retten können; ihnen blieb nur, ihren Besitz vor der eigenen Deportation an das Museum zu übergeben.

Den abschließenden Vortragsblock eröffnete Ingo Köhler (Bochum), der in einem Exkurs die Quellenlage zum Thema „Arisierungen im Altreich zwischen 1933 und 1939“ reflektierte. Er wies dabei vor allem auf die Akten im Bundesarchiv und in verschiedenen Staatsarchiven in Deutschland hin und hob die Bedeutung des sogenannten Sonderarchivs in Moskau, insbesondere des Bestandes „Reichswirtschaftsministerium“, hervor.

Petr Bednařík (Prag) umriß die „Arisierung“ der tschechischen Filmindustrie. Diese habe bereits Ende 1938 begonnen und unter dem Motto der „Nationalisierung“ gestanden. Die eigentliche „Arisierung“ habe aber erst nach dem Einmarsch deutscher Truppen im März 1939 begonnen. An der Enteignung seien verschiedene Filmkonzerne aus dem Reich, so etwa die Bavaria-Film aus München, beteiligt gewesen. Nicht nur Produktionsfirmen, auch Filmverleihe und Kinos seien rasch „arisiert“ worden. Ladislav Hladký (Náchod) umriß die „Arisierung“ der Textilindustrie im Gebiet von Náchod. An der Gründung der meisten Unternehmen dort seien Juden beteiligt gewesen. Die Okkupationsbehörden hätten ein großes Interesse an diesen Betrieben gezeigt. In einigen Fällen konnte Hladký Sudetendeutsche als treuhänderische Verwalter der jüdischen Unternehmen nachweisen. Käufer der Betriebe seien in der Regel aber Reichsdeutsche gewesen. Monika Sedlaková (Prag), gab einen Überblick über die Quellenlage zum Thema „Arisierung“ im Statní ústřední archiv (Zentrales Staatsarchiv) in Prag. Insbesondere in den Beständen „Amt des Reichsprotektors“, „Staatssekretär beim Reichsprotektor“, „Deutsches Staatsministerium Böhmen und Mähren“ und „Gestapo Prag“ fände sich aussagekräftiges Material. Informationen zur Restitution jüdischen Eigentums nach 1945 befänden sich vor allem in den Beständen der Finanzverwaltung sowie der Mini-

sterien für Arbeit- und Sozialverwaltung, des Innern und der Justiz. Jan Kuklík junior (Prag) referierte über die Durchführung und Probleme der Restitution jüdischen Eigentums in der Nachkriegszeit. Die Restitutionsvorschriften nach dem Krieg hätten das gesamte Staatsgebiet der Tschechoslowakei betroffen, obwohl die „Arisierungen“ im Sudetenland, im „Protektorat“ und in der Slowakei doch erhebliche Unterschiede aufwiesen. Juden, die sich in der Ersten Republik zur deutschen Sprache oder gar Nationalität bekannt hatten, sei die Restitution ihres Eigentums verweigert worden. Nach dem kommunistischen Putsch hätten die neuen Machthaber nicht alle Restitutionsanträge abgelehnt, sondern teilweise andere Wege der Enteignung gewählt.

Die Tagung schlossen Felix Kolmer (Prag), Vorstandsmitglied der Theresienstädter Initiative, mit einem Dankeswort an die Teilnehmer und Alice Teichová (Cambridge/Wien), die eine Bilanz der Veranstaltung zog. Sie hob hervor, daß es sich um die erste größere Veranstaltung zu diesem Thema in der Tschechischen Republik gehandelt habe und es nun wichtig sei, das Thema weiter konzentriert zu verfolgen. Die Veröffentlichung der Beiträge in einem Sammelband ist vorgesehen.

Bochum/Dresden

Jörg Osterloh

PHASEN UND FORMEN DER TRANSFORMATION IN DER TSCHECHOSLOWAKEI 1918–1993

Zur diesjährigen Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee (23.–26. November 2000) kamen außer Historikern auch Politologen, Soziologen und Volkswirtschaftler, um unter der Überschrift „Formen und Phasen der Transformation in der Tschechoslowakei 1918–1993“ systematische, synthetisierende Betrachtungen zu langfristigen Entwicklungen, Konstanten und Kontinuitäten, aber auch zu Brüchen und Wandel in der tschechoslowakischen Geschichte anzustellen. Transformation, so erläuterte Christiane Brenner (München) in ihrer Einleitung, sollte begriffen werden als von oben gesteuerte, umfassende Veränderung des gesamten Systems einschließlich seiner Subsysteme. In diesem Sinne sollten auch die nach 1989 einsetzenden Prozesse in den Kontext der gesamten tschechoslowakischen Geschichte eingeordnet werden. Dabei ginge es nicht darum, die Einzigartigkeit der „samtenen Revolution“ zu leugnen, wohl aber deren zeitgenössische, oftmals großspurige Wertung als „Ende der Geschichte“ zu relativieren. Die damals einsetzende Modernisierungseuphorie ist inzwischen – nicht zuletzt wegen der Schwierigkeiten bei der Integration in die EU – deutlich abgeklungen. Transformation als Systemforschung sollte, so Christiane Brenner, nicht einfach Progressologie nach westlichem Vorbild sein.

In diesem Sinne lieferte Aurel Croissant (Heidelberg) einen anregenden Einstieg. Ausgehend von der Frage „Probleme der Transformation. Was kommt nach der Demokratie?“ widmete er sich der politischen Demokratisierung autoritärer Regime, die, so seine These, in den meisten Fällen nicht in einen demokratischen Idealtyp mündet, sondern sogenannte „defekte Demokratien“ entstehen läßt. Ein Beispiel

hierfür sind illiberale Demokratien, in denen sich gleichzeitig mit der Institutionalisierung der neuen, formalen Regelwerke, alte, informelle Arrangements der Interessenvermittlung einnisten und ihre eigene Funktionslogik zur Geltung bringen. Croissant entwarf drei mögliche Entwicklungsszenarien, wobei er Tschechien zu den Anwärtern der positiven Variante zählte, in der die Eliten lernen und informelle Arrangements entmachtet werden.

An diese Thesen schloß sich der Beitrag von Peter Bugge (Aarhus, Dänemark) nahtlos an, denn Bugge versuchte eine abwägende Einschätzung der demokratischen Funktionsweise der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Die titelgebende Alternative seines Vortrages „paragon or parody“ löste Bugge zugunsten eines dritten Begriffs – dem des „Paradox“ – auf. Die Erste Republik verband genuin demokratische Prinzipien wie Rechtsstaatlichkeit und Zivilgesellschaft mit undemokratischen Aspekten – Proporz, informelle Netzwerke, die autoritäre und monarchisch anmutende Stellung des Präsidenten – die schließlich überhandnahmen. Während die nationale Integration in der ČSR sehr hoch war, herrschte eine politische Kultur, die zu großen Teilen die Indifferenz der Bevölkerung gegenüber den Institutionen beförderte. In der anschließenden Diskussion spannte Aurel Croissant den Bogen zu seinem Vortrag, indem er die von Bugge beschriebene Funktionalität der dysfunktionalen Aspekte und deren stabilisierende Effekte hervorhob.

Auf diesen einführenden Block folgte eine Reihe von Vorträgen, in denen es um die Analyse einzelner Aspekte des politischen und gesellschaftlichen Lebens entlang einer Längsachse durch mehrere Phasen der tschechoslowakischen Geschichte ging. Hierzu zählte der Beitrag von Jiří Kunc und Vladimíra Dvořáková (beide Prag), die nach Determinanten, Trägern und Institutionen politischer Entscheidungsprozesse fragten. Dabei zeigten sich – vor allem hinsichtlich der Stellung des Präsidenten sowie der Rolle und Bedeutung der Parteien und der Parlamente – markante Parallelen zwischen den beiden Tschechoslowakischen Republiken. Punktuelle, explizite Rückbezüge der Eliten nach 1989 auf die Erste Republik wurden deutlich. Ausführlicher mit dem „Parlament in Phasen des politischen Umbruchs“ befaßte sich Jan Dobeš (Prag), der den seit den dreißiger Jahren kontinuierlichen Bedeutungsverlust der Legislative nachzeichnete. Lediglich für eine kurze Zeit nach 1945 wurde – so Dobeš – das Parlament ein vitales, oppositionelles Forum, während die Nationale Front immer mehr einer Konsensmaschine glich.

In seinem Beitrag „Zur Problematik wandlungsresistenter sozialer Strukturen: Gewerkschaftliche Organisation, industrieller Konflikt und Arbeiterbewußtsein in der Tschechoslowakei 1918–1968“ wandte sich Peter Heumos (München) gegen die These von der umfassenden ideologischen Mobilisierung der Arbeiter für die kommunistische Partei in den ersten Nachkriegsjahren und behauptete statt dessen starke kontinuierliche Züge der industriellen Konfliktvermittlung während des gesamten Untersuchungszeitraumes. Die Mentalität und das Selbstverständnis der Arbeiter habe sich kaum gewandelt, die Arbeiter verteidigten in vielen Fällen ihren gewohnten Arbeitsalltag gegen Neuerungsversuche und nahmen – so Heumos – die zuständigen Autoritäten kontextfrei, also ohne Reflexion des politischen Systems wahr. Wie stark die Arbeiter an traditionellen Formen festhielten, wurde z. B. bei der 1965 versuchten Wiederherstellung des Gewerkschaftssystems der Ersten Republik

evident. Dieser „Strukturkonservatismus“ setzte dem kommunistischen Herrschaftsanspruch eine deutliche, soziale Grenze.

Christoph Boyer (Dresden) legte in einem sehr dicht angelegten Vortrag „Konzepte und Realitäten von Sozialpolitik“ vor. Bei deren Applizierung auf die Erste Republik und die ČSR nach 1945 zeigten sich Ähnlichkeiten zwischen den zwanziger und den vierziger Jahren – als systemische Anfangsphasen, in denen neue soziale Pakte geschlossen wurden – sowie zwischen den dreißiger und den sechziger Jahren – als Krisenphasen, in denen Sozialpolitik zur „Reparaturagentur“ wurde. Das Ende der Reform und ihre Stornierung nach 1968 läutete für das sozialistische Gesellschaftsmodell allerdings eine Phase ein, die die Erste Republik nicht erlebte, nämlich die degenerative Phase, in der Sozial- und Konsumpolitik pazifizierend wirken sollte. Doch diese Bemühungen waren nur kurzfristig von Erfolg gekrönt.

Weitere „Thesen zur wirtschaftlichen Entwicklung der Tschechoslowakei“ referierte Eduard Kubů (Prag). Er machte eine ungünstige Produktionsstruktur, Mißmanagement und geringe Konkurrenzfähigkeit als kontinuierliche Probleme aus, die – historisch gewachsen – den Transformationsprozeß der neunziger Jahre bis heute stark belasten.

Die Juristin Mahulena Hoffman (Heidelberg) untersuchte die Grundrechtskataloge der tschechoslowakischen Verfassungen von 1920, 1948 und 1960 und stellte die konstant sinkende Bedeutung der individuellen zugunsten der gesellschaftlichen Interessen fest. Die sozialistische Verfassung von 1960 bildete den Tiefpunkt der Geschichte der Bürgerrechte in der Tschechoslowakei. Erst mit der Verfassung von 1991 kam es zu einer konstitutionellen Wiederherstellung der seit 1920 auch erheblich erweiterten bürgerlich-demokratischen Standards. Besonders die Wiedereinrichtung eines Verfassungsgerichtes symbolisierte, so die Referentin, die tschechische „Rückkehr nach Europa“.

Eine weitere Gruppe von Beiträgen widmete sich der Analyse einzelner politischer oder sozialer Projekte, um deren Wirksamkeit als Brüche oder Auslöser für Transformation aufzuzeigen.

Zuerst präsentierte Maria Köhler-Baur (Halle/Dresden) ihr Projekt zum Thema „Wirtschaftsreformen als Impuls für politische Veränderungen? Thesen zur Tschechoslowakei in den 1960er Jahren“, wobei sie sich auf eine punktuelle Charakterisierung der Reformdiskussionen beschränkte. Robert Luft (München) machte in der anschließenden Diskussion darauf aufmerksam, daß der damalige Diskurs eher von akademischen, nicht politischen Kreisen getragen wurde und zog eine Parallele zu den dreißiger Jahren. Hier stimmte auch Eduard Kubů zu, der in seinem Vortrag bereits auf die Trennung von politischer Zuverlässigkeit und fachlicher Qualifikation bei den sozialistischen Kadern hingewiesen hatte.

Yukino Sato (Sendai, Japan) begründete die Bodenreform in der Ersten Tschechoslowakischen Republik als eine wirtschaftliche Maßnahme und relativierte damit die – besonders von betroffenen Zeitgenossen unterstellte – nationalistische Motivation. Das insgesamt unbefriedigende wirtschaftliche Resultat der Reform, ihre ursprünglich intendierte, enorme Reichweite und nicht zuletzt der vehemente Protest der nationalen Minderheiten waren Gründe dafür, daß diese nicht vollendet wurde. Sie diente dann als Negativvorbild für die Bodenreform nach 1945.

Den „Normenwandel in der tschechischen Gesellschaft in der Folge des Zweiten Weltkriegs“ ließ Miloš Havelka (Prag) bereits 1938 beginnen, denn schon zu dieser Zeit wurden staatliche Maßnahmen durchgeführt, die für den gesamten Zeitabschnitt prägend waren, nämlich Interventionen in die ethnische und soziale Struktur. Die totalitären Eingriffe, die die Gesellschaft nach 1949 tiefgreifend veränderten, gingen auf zwei (allerdings radikalisierte) Hauptgedanken aus der Okkupationszeit zurück: das nationale Überleben durch die Besinnung auf die eigene nationale Kultur einerseits, die „nationale Reinigung“ andererseits. Während die Kontinuität der Entwicklung in den zeitgenössischen Deutungen von Geschichte und Gegenwart stark betont wurde, wirkte die explizite Abrechnung mit dem politischen System der Ersten Republik im Sinne einer starken Diskontinuität.

Mit dem gleichen Abschnitt der tschechoslowakischen Geschichte befaßte sich auch Jürgen Danyel (Potsdam) der die – zeitgleich mit der Vertreibung der Deutschen – von staatlicher Seite betriebene tschechische Neubesiedlung der Grenzgebiete untersuchte. Die Massenmigration erhöhte die Bereitschaft der Gesellschaft, Veränderungen zu akzeptieren und eröffneten der Politik dadurch weite Gestaltungsmöglichkeiten. Während den nicht-kommunistischen Parteien ein Konzept für die Gestaltung der Grenzgebiete fehlte, konnten sich die Kommunisten dort schon früh installieren und großen Einfluß ausüben. Die soziale Umgestaltung der Grenzgebiete, die zu „Laboratorien der sozialistischen Transformation“ wurden, war nicht eine Folge, sondern Bedingung der kommunistischen Machtübernahme.

Wie auch schon Aurel Croissant einleitend und auf die politische Dimension beschränkt, widmeten sich weitere Beiträge dem Konzept der Transformation selbst. Dirk Tänzler (Konstanz) sprach zum Thema: „Radikaler Bruch und lange Dauer: Die Rückkehr der Geschichte in Ostmitteleuropa.“ Nach einem schnellen Abriss der theoretischen Entwicklung der Transformationsforschung, kam er zu den aktuellen Problemen Tschechiens. Der Staat sei in einen Konflikt zwischen den Erfordernissen der Transformation und den Erwartungen der Bevölkerung geraten. Dieser „Tunneleffekt“ führe zu einer Legitimationskrise. Gleichzeitig werde die staatliche Souveränität noch durch äußere Zwänge, die mit dem Wunsch auf Integration in die EU verbunden sind, geschwächt.

Ähnlichen Betrachtungen widmete sich auch Dieter Segert (Prag), der zunächst drei Transformationsmodelle für Ostmitteleuropa vorstellte: die „Modernisierungstheorie“, das „Transitionskonzept“ und den Ansatz der „Pfadabhängigkeiten“, sowie deren Schwächen charakterisierte. Die Besonderheit der tschechoslowakischen Entwicklung lag nach Segert zunächst in der auffälligen Stabilität des Parteiensystems und der Regierung bis 1997, die auf einer Polarisierung der Gesellschaft bezüglich der Fragen des Tempos und der Entwicklungsrichtung der wirtschaftlichen Transformation beruhte. Damit verbunden war die Schwäche der linken Parteien und die Diskreditierung linker Ideen, deren Grund er im Scheitern des Reformkommunismus der sechziger Jahre und in der damit verbundenen Scham vermutete. Zugleich herrsche in der tschechischen Gesellschaft die Überzeugung, alle seien Opfer des Kommunismus gewesen.

Eine Diskussion entspann sich anschließend um die Auswirkungen der EU-Integration auf die Anwärtlerländer und um Tänzlerts Behauptung, die Globalisierung schwäche die staatliche Souveränität. Ilja Srubar (Erlangen) warnte vor der Gefahr einer neuen, internationalen Spaltung und der Peripherisierung der Länder, die dem EU-Druck nicht stand halten können.

Eine letzte Gruppe von Beiträgen lieferte Einblicke in den aktuellen Stand der Transformation, die nach 1989 eingesetzt hat. In einem folienreichen Vortrag „Perception of inequality – development in the Czech society after 1989“ demonstrierte der Soziologe und liberale Politiker Petr Matějů (Prag) den Zusammenhang zwischen der Wahrnehmung sozialer Ungleichheiten in der Bevölkerung und der Akzeptanz eines meritokratischen Verteilungsprinzips. Für beide Überzeugungen konstatierte er eine seit 1991 fallende Tendenz und brachte diese in Zusammenhang mit der aktuellen, – in seinem Urteil höchst bedauerlichen – Krise des Liberalismus in Tschechien.

In dem leider einzigen und darum etwas losgelöst gebliebenen Beitrag zur Slowakei berichtete die Soziologin Silvia Miháliková (Bremen, Bratislava) über den aktuellen Stand des Demokratisierungsprozesses. In der Slowakei stelle der ausgeprägte Nationalismus noch immer das größte Hindernis dar. Die aktuelle slowakische politische Kultur sei eher von personellen Machtkämpfen denn von ideologischen Kontroversen geprägt. Der Umgang mit den Eliten – ihr unbedingter Austausch oder eine Art „Recyclingmodel“ angesichts des drohenden Know-How-Verlustes – ist ein zentraler und noch ungelöster Streitpunkt im Transformationsprozeß. Die Parteienlandschaft hat sich bislang nicht stabilisiert, es kommt zu immer neuen Bildungen und Umgruppierungen. Eine wichtige Rolle in den tagtäglichen Debatten fällt nicht zuletzt der slowakischen Geschichte zu, wobei die eigene Vergangenheit nicht selten als eine Art argumentativer Selbstbedienungsladen herhalten muß.

Sabine Zimmer (Brüssel), Mitarbeiterin der Generaldirektion Finanzen und Wirtschaft bei der EU-Kommission und Autorin des wirtschaftlichen Teils des diesjährigen Fortschrittsberichts, erläuterte die diesem zugrundeliegenden Kopenhagener Kriterien und die Gründe für das Urteil der Kommission, daß die tschechische Wirtschaft als eine Marktwirtschaft angesehen werden *kann*. Dieses Modalverb hat in Tschechien Proteststürme und herbe Kritik an den Beitrittskriterien und dem Ranking ausgelöst. Ein Vergleich auf internationaler Ebene mache aber, so die Referentin, die Einigung auf gemeinsame Nenner unerlässlich.

Als wichtigste der „Folgen der Transformation für die Regionalentwicklung“ konstatierte Horst Förster (Tübingen) die Rückkehr der Regionen in Tschechien, die sich mit Hilfe einiger ökonomischer Indikatoren bereits in Gewinner- und Verliererregionen unterscheiden lassen. Diese Diversifizierung macht die Region wieder zum Identifikationsraum, was zeitgleich politisch höchst brisante Disparitäten entstehen läßt. Die neue Kreiseinteilung, die der EU-Forderung nach Dezentralisierung folgte, führte zu einer Umstrukturierung der Raumordnung und ließ neue Funktionsräume entstehen. Doch diese „Transformation von unten“ hat bislang keine Stabilität geschaffen, im Gegenteil, die Menschen sind verunsichert und wollen ihre Regionen verlassen.

In der abschließenden Diskussion wurde das Konzept der „Transformation“ bzw. die gebliebenen Desiderata der Begriffsklärung aufgegriffen. Robert Luft und Frank Hadler (Leipzig) stellten die Frage nach der zeitlichen Ein- und Abgrenzung von Transformationsprozessen. Handelt es sich dabei zwangsläufig um die Vorgänge, die einem Bruch folgen? Wann enden diese? Nach einer bestimmten Weichenstellung oder dem Erreichen einer vorher festgelegten Norm? Umstritten blieb auch die anzusetzende Weite des Begriffs. Horst Förster wandte sich gegen die schematische Übertragung von Modellen, wie gegen eine Rückwärtsübertragung des Begriffes – Transformation sei stets ein zielgerichteter Prozeß. Dirk Tänzler erinnerte an eine wichtige Funktion von theoretischen Begriffen im allgemeinen, nämlich ihre Überzeitlichkeit. „Transformation“ sei in seinem Sinne ein Idealtyp. Indessen plädierte Ilja Srubar für den Abschied von der großen Theorie und die Hinwendung zu den einzelnen Subsystemen. Transformation ließe sich demnach über ihre Ausformungen auf den einzelnen Ebenen klassifizieren. Dies paßte auch sehr gut zum Typus der post-totalitären Gesellschaft, die, so Bedřich Loewenstein (Kronach) zuvor, von einer Verselbständigung der Subsysteme gekennzeichnet sei. Dagegen setzte Eduard Kubů eine eng gefaßte Begriffsdefinition, die sich an den Vorgängen nach 1989, im Übergang vom Sozialismus zum Kapitalismus, orientiert. Transformation ist demnach gekennzeichnet durch die gleichzeitige Änderung des Rechtssystems, der Besitzverhältnisse und der Eliten. Einigen Diskutierenden erschien diese Definition zu rigide, schließlich wurde gerade durch die Tagung sehr deutlich, welche Vielfalt von Wandlungsprozessen die tschechoslowakische Geschichte bietet. Gleichzeitig wurde klar, daß auch starke Kontinuitäten den Wandel prägen und auf die Subsysteme in unterschiedlicher, aber kaum voneinander trennbarer Form durchschlagen. Sie mildern die Wirksamkeit der Brüche spürbar ab. Dies gilt auch für die Vorgänge nach 1989. Deren strukturelle Vorprägungen blieben zwar durch den Ausfall der Referate von Milan Otáhal und Jan Mechýř (beide Prag) etwas unbeleuchtet, ihre Folgen und die nach wie vor wirksamen Konstanten tschechischer Geschichte wurden dagegen umso deutlicher.

Am Beginn der Tagung hatte die Feststellung gestanden, daß angesichts der Vielfalt und Mehrdeutigkeit der Prozesse, die seit 1989 unter dem Begriff der Transformation zusammengefaßt werden, jegliche ideologisch motivierte und teleologisch überhöhte Modernisierungseuphorie fehl am Platze ist. Unter der Annahme eines europäischen „Normalpfades“ hat sich eine Interpretation etabliert, die in der Transformation der ostmitteleuropäischen Staaten einzig eine nachholende Entwicklung in – durch historische Erfahrung eingeschränkten Pfaden – sieht. Das Diktum von der „Rückkehr nach Europa“ war auch in einigen Vorträgen zu hören, doch die Frage, ob sich dahinter nicht eine mit historischen Rüchen verzierte Modernisierungstheorie verbirgt, kam leider zu kurz.

Sicher ist aber, daß der starke Normierungsdruck, den der angestrebte EU-Beitritt in den letzten Jahren auf die tschechische Wirtschaft, Gesellschaft und das Rechtssystem ausübt, bewirkt, daß die Transformation in Ostmitteleuropa in den letzten Jahren zunehmend kanalisiert wird in etwas, das man – vielleicht nicht unbedingt wegen historischer Begründbarkeit, so aber im Sinne eines wirtschaftlichen Pragmatismus – „Normalpfad“ nennen könnte. Die nächsten Jahre werden die

Resultate dieser „Normalisierung“ bringen, sie werden zeigen, welche Länder durch diesen Filter schlüpfen und was mit denen geschieht, denen dies nicht gelingt.

München/Berlin

Jennifer Schevardo

NATIONALISIERUNG DER RELIGION UND SAKRALISIERUNG DER NATION IN OSTMITTEL-, SÜDOST- UND OSTEUROPA IM 19. UND 20. JAHRHUNDERT

Ob Karol Wojtyła im Vatikan, Jimmy Carter in Washington oder Ayatollah Khomeini in Teheran – alle drei haben, jeder auf seine Weise, schon in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre die bis dahin gängigen Säkularisierungstheorien in Frage gestellt. Die verbreitete Ansicht, in der Moderne verliere der religiöse Glaube zwangsläufig seine öffentliche Verbindlichkeit und werde in die Privatsphäre des Einzelnen abgedrängt, erwies sich selbst als Glaube – und zwar als einer, der sich im Gegensatz zu „Gottes Ratschluß“ erstaunlich leicht falsifizieren ließ.

Nicht nur religiöse, auch wissenschaftliche Glaubenssysteme sind erkenntnisresistent. So schnell, wie der polnische Papst die Menschenmassen in Warschau, Krakau (Kraków) oder Posen (Poznań) mobilisierte, so langsam reagierte die Wissenschaft. Dies gilt zumindest für die ost- und südosteuropäische Geschichte: „Historisch kann man das Interesse an unserem Thema wellenförmig beschreiben“, meinte Martin Schulze Wessel (Halle) in seinem einleitenden Vortrag zu dieser Tagung, mit der sich die deutsche Osteuropahistorie zum ersten Mal so konzentriert mit dem Zusammenhang von Religion und Nation beschäftigte. „Auf ein gerade in der Osteuropäischen Geschichte intensives Interesse bis in die 1950er Jahre folgte eine Phase, in welcher Nationalismusgeschichte, aber vor allem Religionsgeschichte, mehr und mehr vernachlässigt wurde. Das neue Interesse an dem Problemkomplex hat seinen Ausgangspunkt in der Nationalismusforschung, die sich seit der Mitte der achtziger Jahre intensiver entwickelt. Der Zusammenhang von Nationalismus und Religion ist dabei erst sehr spät thematisiert worden.“ Ein erster Blick in die Runde der Teilnehmer der Konferenz, die vom 30. 11. bis 2. 12. 2000 am Leipziger GWZO stattfand, vermittelte daher den Eindruck, hier würde ein Treffen des wissenschaftlichen Nachwuchses veranstaltet – fast alle Teilnehmenden arbeiten zur Zeit an Dissertationen oder Habilschriften.

Der Titel der Tagung suggeriert, daß sich der Themenkomplex Religion-Nation in zwei komplementäre Prozesse untergliedern läßt – in „Nationalisierung der Religion“ und „Sakralisierung der Nation“. Mit dem ersten ist die Anpassung der traditionellen Glaubensgemeinschaften an die nationalen Deutungsmuster der Moderne gemeint, mit dem zweiten die – in der Regel erst darauf folgende – Übertragung von Funktionen und Ausdrucksformen von der Religion auf die Nation. Dabei solle Religion – so Schulze Wessel – „nicht als bloßes Kulturmuster mit orientierender Funktion“ verstanden werden, „das durch gemeinsame Praktiken abgestützt ist“, aber auch nicht auf Kirchlichkeit im engeren Sinne reduziert werden. Denn im erstgenannten Fall würden Religion und Nationalismus als Unter-

suchungsgrößen ununterscheidbar; im zweiten bliebe dem Forscher nichts anderes übrig, als im hergebrachten Sinne eine ständig fortschreitende Säkularisierung zu behaupten, ohne auf neue Formen der Religiosität eingehen zu können.

Eben diese zweite Schwäche haftete der älteren Nationalismusforschung an, wie Heinz-Gerhard Haupt (Bielefeld) in seinen Ausführungen zum Zusammenhang von Religion und Nation aus westeuropäischer Sicht zeigte. Hier ging man von einer Behinderung des Nationalbewegungen durch die Religion aus und interessierte sich weniger für die religiösen Ausdrucksformen und Inhalte des Nationalismus als für seine mobilisierende Wirkung. Haupt forderte aber auch, sich von bedenklichen Tendenzen der neueren Nationalismusforschung zu lösen – zum Beispiel von der Vorstellung, der Nationalismus sei im 19. Jahrhundert als „Ersatzreligion“ an die Stelle der traditionellen Religiosität getreten. Statt apriorisch eine Ablösung der Religion durch den Nationalismus zu postulieren, solle man lieber offenen Blicks untersuchen, wie sich Nation und Religion konkret verbunden haben. Daß sich dieses „wie“ im östlichen und westlichen Europa unterscheidet, deutete die Reaktion der anwesenden Osteuropahistoriker auf den Vortrag Haupts an. Haupt sprach vor allem vom Nationalstaat und seinem Verhältnis zur Religion – eine Vorstellung, die sich an „Modellen“ wie England oder Frankreich orientiert, aber weniger zur staatenlosen Existenzform der allermeisten osteuropäischen Nationen im 19. Jahrhunderts paßt, wo sich die Nationalisierung der Religion wie die Sakralisierung der Nation im Rahmen multinationaler Imperien vollzogen, die in religiöser Hinsicht zwar heterogen, aber nicht pluralistisch waren. Wie die meisten Vorträge auf der Tagung dokumentieren sollten, wird das Verhältnis von Nationalismus und Religion erst vor dem Hintergrund dieser Tatsache verständlich. Da sind zum einen die Fälle, in denen die Nationalisierung der Religion besonders leicht fällt, weil die sich konstituierende Nation auf eine Glaubensgemeinschaft zurückgreifen kann, die nicht mit der imperialen Reichskirche identisch ist. Stefan Laube (Wittenberg) machte am polnischen Beispiel deutlich, wie sehr diese Oppositions-Konfiguration die „Polonisierung“ der Heiligen Stanislaus und Wojciech gefördert hat. Die katholische Kirche grenzte die geteilte Nation von den protestantischen Preussen wie von den orthodoxen Russen ab, und war in der Teilungszeit die einzige nationale Struktur. Katholische Kulte konnten so zum Kristallisationspunkt einer „Erinnerungsgemeinschaft“ werden, in der Katholizismus und nationales Freiheitsstreben ein große Schnittmenge bildeten. Ähnlich demonstrierte Harald Binder (Wien), wie religiös inszeniertes Trauern nach dem gescheiterten Novemberaufstand 1831 zum grenzüberschreitenden Medium der polnischen Nationalbewegung wurde. Christoph Mick (Tübingen/Konstanz) zeigte am Beispiel des Denkmals für den „Unbekannten Soldaten“, das Anfang der zwanziger Jahre in Warschau eingeweiht wurde, wie schwierig sich das Ritual des nationalen Trauerns gestaltet, wenn nicht klar ist, wer eigentlich zur Nation gehört. Ein anderes Exempel für eine ausgesprochene Oppositions-Konfiguration lieferte Martin Walde (Bautzen) mit den ursprünglich in Katholiken und Protestanten geteilten Obersorben. Seit dem Kulturkampf gingen die sorbische nationale Selbstbehauptung und der katholische Antimodernismus eine Symbiose ein, die die Entwicklung eines säkularen Nationsverständnisses stark hemmte.

Auch die Serben sind ein Beispiel für eine Oppositions-Konfiguration, da der orthodoxe Glaube sowohl im osmanischen als auch im Habsburgerreich abgrenzend wirkte. Schon das mittelalterliche serbische Königreich verfügte über eine selbständige orthodoxe Staatskirche, die unter osmanischer und habsburgischer Herrschaft streckenweise erhalten blieb und so zur einzigen (proto-)nationalen Institution der Serben werden konnte. Da es aber etwa hundertmal so viele Serben wie Sorben gibt, konnten sie sich eine größere Differenzierung ihrer Nationalbewegung leisten – sie spaltete sich im 19. Jahrhundert in einen klerikalen und einen antiklerikalen Flügel. Klaus Buchenau (Berlin) zeigte anhand des Kultes um den Heiligen Sava, den Gründer der serbischen autokephalen Kirche, wie serbische Theologen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts versuchten, der säkularen Intelligencija die Führung im nationalen Diskurs streitig zu machen. Während in den dreißiger Jahren modernistische und antimoderne Konzeptionen des Svetosavlje (Heilig-Savatum) nebeneinander bestanden, verengte es sich unter dem Eindruck des Zweiten Weltkrieges zu einem Amalgam von orthodoxem Antiokzidentalismus und serbischem Nationalismus. Dieses Schwanken zwischen Modernismus und Antimodernismus kennzeichnet – wie Bojan Aleksov (Berlin) in seinem Beitrag über den Bau der Sava-Kathedrale in Belgrad deutlich machte – auch die serbische Kirchenarchitektur.

Bereits aus den bisher genannten Beispielen geht hervor, daß der „konstellative Faktor“ wichtiger für den Zusammenhang von Religion und Nation zu sein scheint als die Eigenschaften der Konfession selbst. Obwohl die katholische Kirche mit ihrem päpstlichen Zentralismus und ihrer bis in die sechziger Jahre lateinischen Liturgiesprache auf den ersten Blick nicht als nationales Medium geeignet scheint, zeugen das polnische oder das sorbische Beispiel vom Gegenteil. Daß umgekehrt die orthodoxen Kirchen trotz ihrer verbreiteten Selbstsicht als nationale Institutionen längst nicht immer die nationale Entwicklung fördern, macht das Beispiel der östlichen Ukraine deutlich. John-Paul Himka (Alberta) arbeitete heraus, daß hier die orthodoxe Kirche nur sehr wenig zur Unterstützung der ukrainischen Nationalbewegung beitragen konnte, da sie gleichzeitig die Kirche des Imperiums war. Ricarda Vulpius (Berlin) wies allerdings nach, daß die Orthodoxie in den Revolutionsjahren zwischen 1917 und 1921 dann doch eine bedeutende Rolle in der ukrainischen Unabhängigkeitsbewegung gespielt hat.

Bereits in Vulpius' Vortrag hatte sich ein paradigmatisches Element des orthodoxen Osteuropas angedeutet: hier ist Nationsbildung in aller Regel mit Versuchen zur Bildung einer selbständigen Nationalkirche verbunden. So ist es auch im georgischen Fall, den Oliver Reissner (Berlin) untersuchte. Hier wurden die orthodoxen Priester zur „kritischen Masse“ der Nationalbewegung. Die russische Kirche antwortete auf ihre Forderung nach kirchlicher Selbständigkeit, es ginge den Georgiern nur vordergründig um die Kirche, in Wirklichkeit aber um einen unabhängigen Nationalstaat. Ähnliche Vorwürfe sind nicht nur aus der Ukraine bekannt, sondern auch aus Makedonien, wo sich 1967 die makedonische orthodoxe Kirche für unabhängig von der serbischen erklärte. Die begleitenden Diskurse enthalten stets dieselben Motive: die „neue Kirche“ beruft sich auf eine schon früher einmal dagewesene Selbständigkeit oder erfindet eine solche, sie vereinnahmt bestimmte Nationalheilige für sich und versucht, sich Legitimität zu verschaffen, indem sie die Nation zu

„Kirchenvolkskonzilen“ zusammenruft. Die Mutterkirche verweist demgegenüber auf die mangelnde Kanonizität der neuen Hierarchie, wirft den Gegnern vor, sie brächten „Nationalismus“ in die doch sonst völlig unpolitische Kirche. Regelmäßig bringt sie auch vor, jede Abspaltung schade der Frömmigkeit, der Orthodoxie und der Unabhängigkeit gegenüber dem Vatikan.

Während orthodoxe Minderheitennationalismen in orthodoxen Imperien unweigerlich nach einer eigenen Kirche streben, müssen katholische Minderheiten in katholischen Imperien andere Wege suchen, denn der Katholizismus kennt keine vergleichbare Verselbständigung von Ortskirchen. Wie die Tagung deutlich gemacht hat, gibt es für diesen Fall keinen generalisierbaren Weg, sondern verschiedene Möglichkeiten: Im slawischen Bereich bestand ein Ausweg in der Förderung des Kultes um die Heiligen Kyrill und Method, jene griechischen „Slawenapostel“, die im 9. Jahrhundert n. Chr. erstmals Teile der Bibel und die byzantinische Liturgie in den slawischen Dialekt Makedoniens übersetzten und zu diesem Zweck ein eigenes Alphabet schufen, aus dem später die kyrillische Schrift hervorging. Auch wenn die beiden Brüder vor der Kirchenspaltung von 1054 gewirkt hatten, galten sie der Orthodoxie als Teil der Ost-, nicht der Westkirche. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts antwortete allerdings die katholische Kirche auf Panslawismus und slawischen Nationalismus, indem sie sich dem Kult um Kyrill und Method öffnete. Vor allem bei den Kroaten hat so die „kyrillo-methodianische Idee“ große Bedeutung erlangen können.

Bizarr nimmt sich dagegen der tschechische Fall aus. Martin Schulze Wessel (Halle/Saale) beschrieb, wie die Nationalbewegung in dem zu 95 % katholischen Land einen Ketzer zu ihrer Kultfigur erhob: Jan Hus, der 1415 von der katholischen Kirche verurteilt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden war. Obwohl die Mehrheitskirche in Opposition zu dieser Entwicklung blieb, entwickelte der Hus-Kult seit den 1870er Jahren eine erhebliche Mobilisierungskraft – als Nationalkult mit antiklerikalen Bedeutungen, aber oft parareligiösen Ausdrucksformen. Kommt zur Konstellation „katholische Minderheit in katholischem Imperium“ auch noch konfessionelle Heterogenität der Nationalbewegung hinzu, sinkt die Wahrscheinlichkeit einer Nationalisierung der Religion noch weiter.

Alexander Maxwell (Madison/Wisconsin) beschrieb den slowakischen Nationalismus des 19. Jahrhunderts zwar als eine aus Katholiken wie Protestanten zusammengesetzte Klerikerbewegung, die aber ausschließlich säkulare Themen hatte. Daß die Bewegung dennoch vor allem von Priestern getragen wurde, hänge mit dem Mangel an anderen Eliten zusammen.

Es besteht auch die Möglichkeit, daß in konfessionell geteilten Nationen die Kirchen mit jeweils eigenen nationalreligiösen Kulturen in Konkurrenz zu einander treten. Arpad v. Klimó (Berlin) analysierte, wie in Ungarn die katholische Kirche nach 1848 auf die drohende Monopolisierung des nationalen Gedankens durch die reformierte Kirche reagierte, indem sie den mittelalterlichen Sankt-Stephans-Kult zur Manifestation des Magyarentums beförderte. Der konfessionelle Gegensatz wurde in der zweiten Jahrhunderthälfte zunehmend durch säkular-völkische Elemente überbrückt. Wie Norbert Spannenberger (Leipzig) zeigte, machte sich die katholische Kirche nach dem Ersten Weltkrieg die nationale Frustration über die

Gebietsabtrennungen durch den Vertrag von Trianon ebenso zu eigen wie Antisemitismus, Antislawismus und Antigermanismus. Der häufig von Nationalisten gerichtete Vorwurf, der Katholizismus untergrabe die Loyalität der Gläubigen gegenüber Staat und Volk, trifft in diesem Fall ins Leere: Tatsächlich wurden die nationalen Leitgedanken der Kirche meist von Laien entworfen und dann von der kirchlichen Hierarchie rezipiert. Dabei ging man sogar so weit, die „nationale Einheit“ als Synthese der protestantischen und katholischen Tradition zu interpretieren. Hans-Christian Maner (Leipzig) beschrieb, daß es in Rumänien – ähnlich wie in Ungarn – konfessionell geprägte Geschichtskulte gab und auch hier die konfessionelle Spaltung die Säkularisierung der Nationalbewegung förderte.

Die Tagungsbeiträge zum russischen Nationalismus bestätigten die Wichtigkeit des „konstellativen Faktors“ ein weiteres Mal. Die Tatsache, daß die russische Nation nicht nur der imperialen Konfession angehört, sondern gleichzeitig auch imperiales Volk ist, hat die Entwicklung des russischen Nationalismus in den Imperialismus umgelenkt. Auch die Nationalisierung der Religion und die Sakralisierung der Nation verlaufen hier auf unklarerem, stets vom Imperialismus durchkreuzten Bahnen.

Für den aufgeklärten, aber wissenschaftsfernen Zeitgenossen dürften das Syntagma „Sakralisierung der Nation“ vor allem eine Assoziation hervorrufen – die der Gefahr. Denn erst die sakralisierte Nation kann in den Rang der „letzten Dinge“ erhoben und damit jeglicher rationaler Kritik entzogen werden; erst die sakralisierte Nation darf ohne weitere Begründung das größte Opfer verlangen: Menschenleben. Der Theologe Thomas Bremer (Münster) wies darauf hin, daß dieses gefährliche Potential im Selbstverständnis der Religionen angelegt sei, die letzte Wahrheit zu besitzen. Erst am Vorabend des Ersten Weltkrieges versuchten einige protestantische Kirchen, das Problem zu entschärfen – auf der Weltmissionskonferenz in Edinburgh 1910 zeigten sie die Bereitschaft, sich trotz aller Unterschiede gegenseitig zu respektieren. Wie der Vortrag von Juliane Brandt (Leipzig, Berlin) zeigte, waren die ungarischen Protestanten im Ersten Weltkrieg noch nicht so weit. Für sie war der Krieg ein unausweichliches „Weltgericht“, bei dem nicht nur Gott, sondern auch Ungarn sein Recht bekommen sollte.

Tragen aber sakrale Formen tatsächlich dazu bei, daß die nationale Botschaft von den Adressaten intensiv „geglaubt“ wird? Joachim von Puttkamer (Freiburg) konnte in seiner Untersuchung zu ungarischen Schulfesten in der Doppelmonarchie keine Anzeichen dafür entdecken. Dies sei auch nicht weiter verwunderlich, denn wer habe „sich nicht schon einmal in der Kirche gelangweilt?“ Damit hatte von Puttkamer einen Aspekt eingebracht, der auch in der Schlußdiskussion wieder auftauchte. In den meisten Referaten standen national-religiöse Diskurse und Rituale im Mittelpunkt, wogegen die Rezeption durch die Bevölkerung nur wenig beleuchtet wurde. Zwar konnte die Sakralisierung der Nation an vielen Beispielen nachgewiesen und beschrieben werden – aber die Frage, ob es sich hier um ein Eliten- oder Massenphänomen handelt, blieb oft unbeantwortet. Neben der Erweiterung auf sozial- und alltagsgeschichtliche Ansätze wurde ganz allgemein eine intensivere interdisziplinäre Forschung gefordert, vor allem eine engere Zusammenarbeit mit der Theologie. Und auch wenn der Konsens erhalten blieb, daß Ost- und

Ostmitteleuropa sich im Verhältnis von Religion und Nation von Westeuropa häufig unterscheiden, gibt es doch ein Interesse, auch andere Regionen der Welt in die Betrachtung einzuschließen und so den Blick für Besonderheiten wie Gewöhnlichkeiten des östlichen Europas zu schärfen.

Die Veröffentlichung der Beiträge ist für das Jahr 2001 geplant.

Berlin

Klaus Buchenau

LITERATUR UNTER DEM HAKENKREUZ. BÖHMEN UND MÄHREN 1938–1945

Vom 29. November bis zum 1. Dezember 2000 führte das Kulturinstitut des Adalbert Stifter Vereins in Zusammenarbeit mit den Institut für Slavische Philologie und dem Institut für Bayerische Kulturgeschichte der Universität München dieses internationale Kolloquium mit Referenten aus Deutschland, Österreich, der Tschechischen Republik und den USA durch, das mit seiner Fragestellung absolutes Neuland betreten und erstmalig versucht hat, sich einem schwierigen, nahezu tabuierten Kapitel auslandsdeutscher Literaturgeschichte zu nähern.

Nach dem Grußwort im Auftrag des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien von Matthias Buth (Bonn) steckten zwei Referate das zu erforschende Terrain zunächst zeitlich und methodologisch ab: Michael Berger (Berlin) bot einen einführenden Überblick in „Die deutschsprachige Literatur der ČSR in den dreißiger Jahren“, den Andrea Hohmeyers (Mühlheim) Beitrag „Die deutschsprachige Literaturgeschichtsschreibung in den böhmischen Ländern zwischen 1938 und 1945“ sinnvoll ergänzte.

Die folgenden Referate von Jörg Krappmann (Olmütz/Olomouc) und Peter Becher (München) verdeutlichten anhand ausgewählter Beispiele Verhaltensformen sowohl der Schriftsteller als auch der ihnen übergeordneten Organe im Literaturbetrieb jener Zeit. Jörg Krappmann referierte dabei über „Aus-, Ab- und andere Wege. Deutschsprachige mährische Autoren zur Zeit des Protektorats“, Peter Becher über „Aspekte der Literaturpolitik im Protektorat Böhmen und Mähren.“ Den Bogen zu den Nachbarländern des Sudetengaus und des Protektorats schlugen dann am zweiten Sitzungstag die Referate von Uwe Baur (Graz), der über „Institutionelle Aspekte der literarischen Beziehungen zwischen Böhmen und Österreich während des Dritten Reiches“ sprach, und der Unterzeichneten, die die „Literarische[n] Beziehungen zwischen Dresden und Prag 1939–1945“ nachzeichnete. Anschließend erzählte Peter Demetz (New Haven) unter dem Motto „Eine Prager Lyrikanthologie (1943), aber illegal“ vom Entstehen eines kleinen Samisdat-Lyrikbandes im damaligen Freundeskreis, während Ludger Udolph (Dresden) mit seinem Vortrag „Zur tschechischen Literatur 1939–1945“ die tschechische Parallele zur deutschen Literatur der Protektoratszeit aufzeigte. Der dritte Tag wurde mit der polemischen Fernsehdokumentation „Wer ist Watzlik?“ des Münchner Journalisten Michael Bauer begonnen, die das Referat „Verhaltensmuster sudetendeutscher Autoren in den Jahren 1938–1945 am Beispiel von Josef Blau und Hans Watzlik“ von Václav Maidl (Prag) gut ergänzte. Kurt Krolops (Prag) Beitrag „Böhmische Ein- und Ausblicke deutschsprachiger Exilautoren 1938–1945“, der die Frage nach dem

Schicksal der böhmischen Deutschen nach Kriegsende aus der Perspektive des Londoner Exils thematisierte, und die darauffolgende Abschlusdiskussion rundeten das Kolloquium ab.

Nicht minder interessant waren jedoch die zahlreichen Diskussionsbeiträge, die das Gehörte um neue Aspekte bereicherten, Verbindungen erhellten und Perspektiven für weitere Forschungsarbeit aufzeigten. So wurde z. B. darauf hingewiesen, daß Begriffe wie „sudetendeutsch“ oder „deutschböhmisches“ semantisch nach wie vor nicht eindeutig besetzt sind und sich auch im Tschechischen nur bedingt exakt wiedergeben lassen. Des weiteren waren die Teilnehmer bemüht, möglichst genau zwischen den sudetendeutschen „völkischen“ Schriftstellern der Grenzgebiete und den zumeist antifaschistisch eingestellten deutschen Schriftstellern aus Prag zu unterscheiden. Diskutiert wurde ferner die Bedeutung avantgardistischer Strömungen wie des Poetismus und des Surrealismus für die tschechische Literatur jener Zeit sowie das nahezu vollständige Fehlen von solchen modernen Zügen in deutschsprachigen Werken. Interesse erregte außerdem der Tschechoslowakische Staatspreis für deutsche Literatur, der als Indikator des Wandels der ČSR vom Nationalstaat zum Nationalitätenstaat gewertet werden kann. Auch das Problem der Kollaboration auf tschechischer Seite wurde angesprochen; beispielhaft dafür steht die intensive Zusammenarbeit von nationalsozialistischen Deutschen und Tschechen auf dem Gebiet des Films in den Barrandov-Studios. Vor allem die Debatte mit dem Regisseur des Watzlik-Films warf dann die Frage nach dem angemessenen Umgang mit dem kulturellen Erbe der Sudetendeutschen auf: gerade dieser zugegebenermaßen strittigen Angelegenheit muß eine differenzierte Auseinandersetzung zugestanden werden, ohne sie vorschnell und unangebracht in die Nähe neonazistischen Sympathisantentums zu rücken.

Für weitere Forschungsvorhaben wurde sowohl komparatistisches als auch genreübergreifendes Vorgehen gefordert: neben der Literatur sollten auch Film, Theater, Musik und Rundfunk jener Zeit berücksichtigt werden. Nur so sind die Subtexte der Literatur der Protektoratszeit lesbar, deren ästhetische Wirkung ungleich geringer als ihre gesellschaftspolitische war. Im Vergleich mit Werken aus dem oberschlesischen Raum wäre nach eventuellen Mustern von Grenzland-Literatur zu fragen. Der Umgang mit der deutschen Geschichte ließe sich aus den historischen Romanen erschließen, die als Gattung im Dritten Reich eine beachtliche Konjunktur erlebten. Die institutionellen Voraussetzungen der Literatur sollten ebenso untersucht werden wie die Ikonographie der Dichter in jenen Jahren. Was haben die betreffenden Autoren nach 1945 noch publiziert, und wie ist die Literaturgeschichtsschreibung der Nachkriegsjahre mit ihnen verfahren?

Alles in allem also ein außerordentlich anregendes Kolloquium, das nach einer Fortsetzung verlangt, nachdem es einen wichtigen Impuls gegeben und zugleich erste Grundlagen geschaffen hat. Den Organisatoren sei daher an dieser Stelle noch einmal herzlich für ihre Mühen, ihre Hilfsbereitschaft und die gastfreundliche Betreuung der Teilnehmenden (nicht zuletzt auch in kulinarischer Hinsicht!) gedankt, verbunden mit allen guten Wünschen für die geplante Fortsetzung des Projekts.

NEUE LITERATUR

Lehár, Jan/Stich, Alexandr/Janáčková, Jaroslava/Holý, Jiří: Česká literatura od počátků k dnešku [Die tschechische Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart].

Nakladatelství Lidové noviny, Praha 1998, 1058 S., Abbildungen (Edice Česká historie 4).

Mit der Literaturgeschichte „Česká literatura od počátků k dnešku“ liegt eine einbändige Schul- und Studiaausgabe vor, deren reiche Bebilderung nicht nur in Hinblick auf den im Vorwort angesprochenen „anspruchsvollen“ jungen Rezipientenkreis (Schüler und Studierende in den Anfangssemestern) zu begrüßen ist. Konzeption, Stil und wissenschaftlicher Ausdruck sind auf diesen Leserkreis hin orientiert; Übersichtlichkeit, Prägnanz und Einfachheit sollen die Darbietung bestimmen. Literaturhinweise am Ende eines jeden Abschnittes, ein bibliographischer Anhang sowie ein Werk- und Namensregister, das auch die Lebensdaten der behandelten Autoren anführt, erleichtern die Handhabung und regen – dem Wunsch des Vorwortes entsprechend – zu eigenständiger Arbeit und zu weiterführenden Studien an.

Das von führenden Literarhistorikern verfaßte Werk, das in den Jahren 1996 bis 1998 als vierteiliges Lehrbuch der tschechischen Literatur für die „Střední škola“ entstanden ist, weist eine für neuere Literaturgeschichten durchaus typische Disproportionalität auf. Der von Jan Lehár und Alexandr Stich verfaßte erste Teil bietet auf knapp 200 Seiten die Geschichte von den „Anfängen“ bis zur „Frühen Wiedergeburt“ („Rané obrození“), der zweite Teil, von Jaroslava Janáčková vorgelegt, behandelt den Zeitraum von der „Romantik“ und dem „Biedermeier“ bis zur „Moderne“ auf knapp 250 Seiten, während die Darstellung des 20. Jahrhunderts, verfaßt von Jiří Holý, in den Teilen drei (vom Jahrhundertbeginn bis zum Zweiten Weltkrieg) und vier (von den 40er Jahren bis in die Gegenwart) über 470 Seiten beansprucht. Diese Disproportionalität resultiert zweifellos aus der Problematik des literarhistorischen Umgangs mit noch nicht „erkalteten“, noch unzureichend erforschten Systemen. Die aufgrund mangelnder Vorarbeiten notwendige Tendenz zur faktographischen Darbietung, die mit einem weitgehenden Verzicht auf Selektion und Hierarchisierung einhergeht, führt dazu, daß die Wortkunst des 20. Jahrhunderts in der Gesamtdarstellung ein Gewicht erhält, das ihr aufgrund der zunehmenden kulturellen Dominanz der Bildmedien an sich kaum mehr zusteht, während die Literatur des ausgehenden 18. und des 19. Jahrhunderts, die entscheidend zur Konstruktion der nationalen Identität beigetragen hat, sich mit einer recht komprimierten Darstellung begnügen muß.

Die Genese des Werkes bleibt in den konzeptionellen Unterschieden der vier Teile deutlich erkennbar; nur zum Teil sind die Differenzen durch die Spezifik der literarhistorischen Gegenstände gerechtfertigt. Während etwa im ersten und zweiten Teil, beginnend mit Humanismus und Barock über Romantik und Biedermeier bis hin

zur Moderne eine Kapitelgliederung nach Epochen, Richtungen und Stilformationen erfolgt, wird im dritten und vierten Teil nach Dezennien und basalen politischen Ereignissen segmentiert. Disparat ist auch die Feinstrukturierung; während die Abschnittsgliederung im zweiten Teil zu einer chronologisch geordneten Darstellung „kanonischer“ Autoren tendiert, wobei in den Überschriften Lebensdaten genannt und in der Einführung Kurzbiographien geboten werden, verzichtet der erste Teil auch für die Zeit vom 16. bis zum frühen 19. Jahrhundert auf eine Würdigung führender Persönlichkeiten in Einzelabschnitten. Dies führt u. a. dazu, daß zwar Václav Šolc, Ignát Herrmann oder Josef Karel Šlejhar im Inhaltsverzeichnis namentlich erscheinen, nicht jedoch Josef Dobrovský, ein Sachverhalt, der kaum dazu beiträgt, dem Schüler die Bedeutung des Begründers der Slavistik zu signalisieren. Im dritten und vierten Teil wird in den Abschnitten und Unterabschnitten eine Mischgliederung nach Autoren, einzelnen Werken, Genres, Richtungen oder politischen und kulturpolitischen Phänomenen geboten. Auch Redundanzen und Inkohärenzen sind zu verzeichnen. Dies gilt vor allem für die Darstellung der literarischen Entwicklung des ausgehenden 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, mithin für die Schlüsselphase der nationalen Emanzipation. So schließt der erste Band mit dem die Kapitel 15 und 16 umfassenden Epochenbegriff „*Rané obrození*“, auch die Begriffsgeschichte wird erläutert, aber im zweiten Teil ist von einer Hochphase des „*Obrození*“ nicht mehr die Rede; Janáčková verzichtet auf die traditionelle, heute allerdings umstrittene Bezeichnung. Im zweiten Teil wird auf die vorangehende „*sentimentale Literatur*“ (S. 207) verwiesen, obwohl der Terminus Sentimentalismus im ersten Teil nicht thematisiert wird. Über den Impressionismus schließlich wird der Leser zweimal (S. 386 f. und S. 476 f.) informiert.

Obgleich sich literarisches Leben kaum je von Staats- und Sprachgrenzen engen ließ, sind literarhistorische Gesamtdarstellungen traditionell nationalphilologisch orientiert; sie zählen – und dies gilt vor allem auch für Schul- und Studienausgaben – noch immer zu jenen Medien, über die kollektive Identität konstruiert wird. Auch das vorliegende Werk ist als Nationalliteraturgeschichte konzipiert; von einer programmatisch engen nationalen Ausrichtung kann allerdings nicht gesprochen werden. Dem territorialen Prinzip wird in Hinblick auf die Spezifik des polyphonen, multiethnischen und -religiösen böhmischen Raumes immerhin punktuell Rechnung getragen. Entwicklungen, Vernetzungen, Systemreferenzen, Analogien, kulturelle Doppelverortungen u. ä. werden durch die Konzentration auf „Höhepunkte“ allerdings kaum erkennbar. Für die Zeit des Mittelalters werden neben der „Lateinischen und slavischen Tradition“ in zwei kurzen Kapiteln auch die „Deutsche Dichtung“ im 13. Jahrhundert (Kap. 5) und das „Hebräische Schrifttum“ (Kap. 6) berücksichtigt; der dritte Teil bietet ein allerdings nur zehn Seiten umfassendes Kapitel (4.) über die „Deutsche Literatur in den böhmischen Ländern“, das sich nach einem kurzen Abriss der Gesamtproblematik weitgehend auf die „großen“ Namen (Rilke, Kafka, Werfel, Kisch) und den „Prager Kreis“ beschränkt.

Über den territorialen Aspekt hinaus ist in der modernen Literaturgeschichtsschreibung der Internationalität des literarischen Geschehens Rechnung zu tragen. Erstrebenswert ist zweifellos das Modell einer auf Internationalität beruhenden Geschichte von Nationalliteraturen, einer nationalen Schwerpunktsetzung, der die

internationale Perspektive nicht aus dem Blick gerät. Das vorliegende Werk erfüllt diesen Anspruch insofern, als in den Charakteristiken der Epochen, Richtungen und Stilformationen internationale Muster und ubiquitäre Topoi verdeutlicht, Konzeptualisierung und Begriffsgeschichte erläutert, Kontakt- und Transfervorgänge angesprochen werden. Allerdings wird die europäische Perspektive, der Blick auf das Netzwerk internationaler Diskurse und typischer Argumentationsmuster, gerade dort eingeschränkt, wo er wohl am notwendigsten wäre, in der Etappe der nationalkulturellen Emanzipation und der Ausprägung des romantischen Nationencodes, im vorliegenden Falle in den Kapiteln „Rané obrození“ und „Romantismus – Biedermeier“. Die tschechische Emanzipation erscheint noch immer allzu sehr als Sonderphänomen. Auch in der Darstellungspraxis der einzelnen Abschnitte, bei der Behandlung der Autoren, Werke und Genres, wird der europäischen Vernetzung relativ wenig Beachtung geschenkt. Einige Beispiele sollen dies verdeutlichen. Die gerade im sprachapologetischen Charakter begründete enge Verbindung zwischen Friedrich von Spees „Trutznachtigall“, Felix Kadlinskýs tschechischer Version „Zdoroslaviček“ und Václav Tháms Aktualisierung dieser Dichtung des barocken Bukolismus im Almanach „Básně v řeči vázané“ (S. 134, S. 163 f.) wird nicht verdeutlicht. Weitgehend ungeklärt bleibt – vor allem im Zusammenhang mit Karel Hynek Mácha – das Phänomen des Byronismus, das im Abschnitt „Romantismus“ (S. 206 f.) nicht einmal erwähnt wird; im übrigen gelingt es auch im vorliegenden Falle nicht, die Sonderstellung des Romantikers Mácha aus dem Kontext der (national-)tschechischen Literatur heraus zu erklären. Auch die Beantwortung der Frage, warum Karel Jaromír Erben seine Balladen in „Kytice z pověstí národních“ als „Sagen“ bezeichnet, muß ohne Rekurs auf den europäischen Kontext, das heißt vor allem auf die Grimmsche Konzeption der „Naturpoesie“, mißlingen (S. 239). Die bloße Nennung des Namens der Brüder Grimm, die im gesamten Werk überhaupt nur an einer Stelle erfolgt (S. 238), und zwar im Zusammenhang mit Erbens Märchenschaffen, reicht hier nicht aus.

Zu den großen, alle Teile des Werkes auszeichnenden Vorzügen zählen die Reflexion und die Problematisierung der Forschungsgeschichte; so wird etwa die fragwürdige Projektion des romantischen Volksdichtungsbegriffs auf die Zeit des Mittelalters und des Barock (S. 46, S. 147) ebenso thematisiert wie das Problem der tschechischen Barockforschung (S. 125 ff.) oder der Streit um die stilistische Einordnung Božena Němcovás (S. 246). Das beharrliche Bemühen, literarhistorische Mythen zu enthüllen, Klischees aufzubrechen und Forschungslücken zu benennen, verdient gerade bei einer Schul- und Studienausgabe größte Anerkennung.

Frankfurt am Main

Gudrun Langer

Das Bild vom Anderen. Identitäten, Mentalitäten, Mythen und Stereotypen in multiethnischen europäischen Regionen. Hrsg. von Valeria Heuberger, Arnold Suppan und Elisabeth Vyslonzil.

Peter Lang Europäischer Verlag der Wissenschaften, Frankfurt a. M. u. a. 1998, 261 S.

Der Sammelband beschäftigt sich mit den Verwerfungen, welche die Orientierung am westeuropäischen Nationsbegriff in der Identität der Bewohner von multikultu-

rellen Regionen ausgelöst hat. Die knappen Artikel über das Zusammenleben verschiedener Ethnien im 19. und 20. Jahrhundert und die Art und Weise, wie sich dieses Zusammenleben in Geschichtsbildern niederschlägt, konzentrieren sich auf Gebiete in den Nachfolgestaaten des Habsburgerreiches. Das Problemfeld vom „Bild des Anderen“ wird zunächst von Vertretern vierer unterschiedlicher Disziplinen ausgeleuchtet. Der Artikel des Ethnologen Klaus Roth eignet sich aufgrund seines angenehmen systematischen Zugangs zu Begriffsklärung, Formen und Leistungen von Stereotypen als Einführung in das Gesamtthema. Stereotypen verordnet Roth unter den allgemeinen Phänomenen von Wahrnehmung und Informationsverarbeitung. In die gleiche Richtung zielt Reinhard Lauer, wenn er Verfremdung als literarisches Erkenntnisinstrument beschreibt. Oft genug legitimiert sich die Stereotypenforschung durch die unbeweisbare Behauptung, sie vermöge die Wirkungsmacht von Mythen durch historisch-kritische Enttarnung aufzuheben. Diesen Optimismus vertritt unter den Autoren der Grundsatzartikel lediglich der Religionswissenschaftler Ernst Christoph Suttner; sein Nachweis, daß die Wurzel von religiösen Motiven in Fremdbildern keineswegs in Differenzen zwischen den Religionen bzw. Konfessionen selbst zu suchen sei, entlastet nebenbei die Religion von der Verantwortung für die in ihrem Namen ausgetragenen Kämpfe.

Der Historiker Arnold Suppan tradiert selbst einen Mythos: Ein Gelingen der europäischen Integration setze den festen Bezugsrahmen der nationalen Geschichte voraus, denn die „eigene Geschichte erweist sich [...] als außerordentlich spezifisch für jedes Land“ (S. 19). Er unterschlägt, daß diese „eigene Geschichte“ der nicht-verspäteten Staaten Westeuropas noch nie vollständig ohne den Anteil, den andere europäische Nationen an ihr hatten, erzählt wurde. Woher aber sollten die im Sammelband behandelten Regionen den von Suppan empfohlenen „nationalstaatlichen Bezugsrahmen“ (ebenda) beziehen, besonders solche wie der Kosovo?

Alle vier Autoren sehen die Existenz von Stereotypen als eine Art humane Konstante und alle vier folgen der eher traditionellen Auffassung, daß das Bedürfnis nach Abgrenzung und die damit entstehenden Feindbilder sich erst nach der Bildung von Gruppen ergeben; aktuelle Forschungen von Historikern und Sozialpsychologen legen dagegen nahe, daß Abgrenzung der gruppeninternen Integration oft voraus-, mindestens aber mit ihr Hand in Hand geht. „Das Identitätsbewußtsein der in Mittel- und Osteuropa in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstehenden modernen Nationen schweißte sich aus den ethnischen, regionalen, konfessionellen und anderen Traditionen zusammen“ (S. 13) – mit dieser Äußerung zitiert Suppan einen scheinbar objektiven Nationsbegriff. Klaus Roth dagegen verweist auf die Konstruiertheit jeder Identität. Er hebt die gängige, auch bei Suppan mitschwingende Unterscheidung von Realität und den diese Realität ordnenden wie auch verfälschenden Stereotypen durch den Verweis auf, „daß wir Realität nicht anders als durch unsere Wahrnehmung aneignen können.“ (S. 30)

Sind also die Theorie-Kapitel als Einstieg in die Problematik von Identität und Alterität nur bedingt zu empfehlen, so bieten die folgenden Artikel in knapper Form eine anschauliche Übersicht über die multikulturelle Praxis zwischen Tirol und der Ukraine.

Encyklopedie Českých Budějovic [Enzyklopädie Budweis].

Nebe, České Budějovice 1998, 592 S., zahlr. Abb. u. Karten.

Unterstützt von einer Reihe von Institutionen und mit finanzieller Hilfe zahlreicher Unternehmen und Firmen aus dem südböhmischen Raum hat die Budweiser Agentur Nebe ein beachtliches Buch vorgelegt. Schon auf den ersten Blick fesselt die prächtig gestaltete, sorgfältig gearbeitete Enzyklopädie den Leser. Es ist klar, daß die Redaktion einer solchen Arbeit immer ein schwieriges, und nicht selten auch undankbares Unternehmen ist. Daher ist die Leistung der Redaktion (Jiří Kopáček, Juraj Thoma, Miroslav Novotný, Karel Pletzer und Robert Sak) besonders zu würdigen.

Bisher fehlte Budweis eine solide, umfassende Bearbeitung seiner – nicht immer einfachen und noch nicht gänzlich erforschten – Geschichte. Umso komplizierter war es daher, eine Enzyklopädie zu erstellen, die die Fakten unter Stichworten wie „Geschichte und Gegenwart“, „Veränderung von Straßen“, „Stadtteile“, aber auch „Institutionen und Unternehmen“ erschließt und zusammenfaßt. Einigermmaßen repräsentativ sind auch bedeutende Persönlichkeiten vertreten, die mit der Stadt verbunden sind. Dem Historiker drängt sich dabei allerdings der Eindruck auf, daß hier die Sportler über-, die Wissenschaftler deutlich unterrepräsentiert sind.

Die „Encyklopedie Českých Budějovic“ ist die erste Arbeit, die sich ausschließlich dieser Stadt widmet – sieht man einmal von dem in vieler Hinsicht überholten „Heimatbuch der Berg- und Kreisstadt Böhmisches Budweis mit einer Sammlung von alten und neueren Sagen“ aus dem Jahr 1930 ab. Die neue Enzyklopädie, an der mehr als hundert Fachleute mitgearbeitet haben, bringt viele hervorragende Einzelartikel. Manches läßt sich freilich auch kritisieren, weshalb die Redakteure eine verbesserte zweite Auflage planen, die auch auf CD-Rom erscheinen soll. Nicht zuletzt wird über die Übersetzung des Werkes nachgedacht. Vor allem eine deutschsprachige Ausgabe könnte – da Budweis bis 1945 eine starke deutsche Minderheit hatte und die Spuren der Budweiser Deutschen in viele Passagen des Buches eingegangen sind – durchaus Erfolg haben.

Bei weiteren Auflagen sollte man sich meiner Meinung nach auch darum bemühen, Abbildungen und Text einander klarer zuzuordnen. Auch das Register – das den Leser bisweilen zum Detektiv macht – würde von einer Überarbeitung und Erweiterung profitieren. Ausgezeichnet und nützlich für Historiker wie „Lokalpatrioten“ hingegen ist die Zusammenstellung von Literatur und Quellen am Schluß des Bandes.

Von kleineren Schwächen abgesehen, ist die Enzyklopädie der Stadt Budweis ein hervorragendes Werk, das in Umfang wie Qualität die Erwartungen, die für gewöhnlich an solche Werke gestellt werden, bei weitem übertrifft.

České Budějovice

Bohumil Jiroušek

Fontes Rerum Bohemicarum: Chronicon Francisci Pragensis. Kronika Františka Pražského. Edidit Jana Zachová.

Institutum historicum Academiae scientiarum. Historický ústav Akademie věd České republiky. Nadace Patriae, Praha 1997, 233 + VII + XIX S. (Prameny dějin českých. Series nova, tomus I. Nová Řada I. díl).

Seit mehr als zweihundert Jahren versucht die Mittelalterforschung, ihre Grundlagen vornehmlich für die Darstellung politischer Geschichte in Publikationsreihen zeitgenössischer Chroniken zugänglich zu machen. Jene Editionsreihen, die meist mit dem Obertitel von „Fontes“ oder „Monumenta“ in die Bücherwelt eingegangen sind, fanden gegen Ende des 18. Jahrhunderts bei Gelasius Dobner und im Anschluß daran bei den ersten „gelehrten“ böhmischen Historikern ihre Pflege. Anders als die vergleichbare Aufgabe in Deutschland, die bekanntlich der Reichsfreiherr vom Stein organisierte und die schließlich in ein Staatsinstitut in weitem Rahmen mündete, sind entsprechende böhmische Editionsreihen lange Zeit Privatunternehmungen geblieben, mit Hilfe nationaler Sammlungen, wie sie das spätere 19. Jahrhundert in manchem Zusammenhang zu organisieren verstand.

Diese Vorgeschichte ist nicht überflüssig, weil sie nationale Historiographie hier wie auch anderwärts in Europa in unterschiedliche Zusammenhänge der nationalen Bewußtseinsbildung setzt. Nicht zufällig heißt auch der Verlag für die neue Serie der Fontes Rerum Bohemicarum „Nadace Patriae“, Verlag für das Vaterland, und erinnert an die zweihundertjährige Devise der Monumenta Germaniae Historica „Amor patriae dat animum“.

Trotzdem sind Neuausgaben bei unseren Nachbarn wie bei uns selber unerlässlich, denn die mehr als hundertjährigen alten sind vergriffen, unzugänglich, und auch unzulänglich, so daß man sich nicht mit einfachen Kopien behelfen kann. Jana Zachová hat die Aufgabe übernommen, in der neuen Editionsreihe als ersten Band die Chronik des Domherren Franz von Prag herauszubringen. Die Edition ist nach einer neuen Handschriftenkontrolle bearbeitet. Sie berichtet die Ereignisse bis 1353 nach einer bekannten Entstehungsgeschichte. Franz von Prag zählt zu den Chronisten, welche mit ihren Darstellungen die Anfänge der Herrschaft Karls IV. in Böhmen beleuchteten. Insofern ist das Unternehmen bestimmt nützlich, um den Text wieder zugänglich zu machen. Neue Einsichten aus der neuerlichen Quellsdurchsicht lassen sich aber nicht erkennen.

München

Ferdinand Seibt

Stanovská, Sylvie: Vergleichende stilistische Untersuchungen zum „Ackermann aus Böhmen“ und „Tkadlec“.

Opera Universitatis Masarykianae Brunensis Facultas Philosophica/Spisy Masarykovy Univerzity v Brně, Filozofická Fakulta, číslo 321, Brno 1999. (Brno, Univ., Diss. 1996) 133 S., 15 Abb.

„Die Rhetorik ist die zweite der sieben freien Künste. Sie führt uns tiefer in die mittelalterliche Bildungswelt hinein als die Grammatik. Uns ist sie fremd gewor-

den.“¹ Das Urteil Ernst Robert Curtius', dessen epochales Werk in der hier zu besprechenden Dissertation übrigens an keiner Stelle erwähnt wird, steckt den Rahmen für eine Untersuchung der stilistischen Merkmale eines mittelalterlichen literarischen Kunstwerks ab. Es verweist auf die Bedeutung und die Funktion rhetorischer Mittel im mittelalterlichen Kontext und zugleich auf die Schwierigkeiten, die sich dem modernen Leser bei ihrer Analyse stellen.

Ein Blick auf die Forschungsgeschichte zeigt, daß in diesem Sinne betriebene stilistische Untersuchungen ganz besonders intensiv am Beispiel des „Ackermann von Böhmen“ versucht worden sind – mit sehr unterschiedlichen und, wie gleich hinzugefügt werden soll, mit vor allem in der älteren Forschung oft methodisch und gedanklich recht einseitigen Ergebnissen. Es ist das große Verdienst von Gerhard Hahn, der auch die vorliegende Studie betreut und gefördert hat, der gesamten Ackermann-Forschung durch seine Überlegungen und Schlußfolgerungen wieder festen Grund gegeben zu haben. Alle neueren Untersuchungen bauen, auch in Fragen von Rhetorik und Stilistik, auf seinen Ergebnissen auf. Dies tut auch Sylvie Stanovská, deren Arbeit ihren besonderen Wert dadurch erhält, daß sie nicht nur den „Ackermann“, sondern auch sein tschechisches Gegenstück, den „Tkadlec“ (Weber) in ihre Überlegungen einbezieht. Die so entstandenen „vergleichenden stilistischen Untersuchungen“ sind hoch willkommen, weil über das Verhältnis beider Werke zueinander, ihre Gemeinsamkeiten, Ähnlichkeiten und Unterschiede, aber auch über ihre Stellung zwischen spätmittelalterlicher Tradition, Humanismus und Renaissance noch immer einige Unklarheit besteht.

Der „Ackermann“ gilt heute meist als Modellfall einer Gerichtsrede mit Gott als dem Richter, in welcher ein Witwer den Tod anklagt, ihm die geliebte Frau geraubt zu haben. In diesem Meisterstück rhetorischer durchformter Dialektik wird eine *causa* aufgespalten in zwei Denkmöglichkeiten, dem Tod als gottgelenkte Naturgesetzlichkeit und dem Tod als Vernichter des unersetzlichen, gottgeschaffenen Einzeldaseins. Am Ende findet diese Antinomie ihre paradoxe Lösung im Urteil Gottes und im demütigen Gebet des Menschen. Der Autor selbst hat in einem Brief an einen Prager Freund darauf hingewiesen, daß es sich um ein rhetorisch komponiertes Werk handele, dessen Figuren und Tropen zur Essenz des Werkes gehören. Einige auffallende Textparallelen zum tschechischen „Tkadlec“ haben den Vergleich beider Werke von Anfang an nahe gelegt. Zwar unterscheidet sich die Ausgangssituation beider Texte nicht unerheblich voneinander: Nicht der Tod der geliebten Frau wird dem personifizierten Tod zum Vorwurf gemacht, sondern dem personifizierten Unglück die Untreue der Geliebten Adlička, die einen anderen geheiratet hat. Doch zeichnet sich auch der „Tkadlec“ durch ein hohes Maß an rhetorischer Gestaltung aus. Auch hier wird die Technik der geblühten Rede, des *ornatus facilis* und des *ornatus difficilis* eingesetzt, über weite Strecken sogar noch intensiver als im „Ackermann“.

Sylvie Stanovská bietet hier eine Analyse ausgewählter, insbesondere der inhaltlich parallel gebauten Kapitel beider Werke, die ein Gesamtbild der charakteristischen

¹ Curtius, Ernst Robert: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Bern-München 1961³, 71.

rhetorischen Merkmale sowie der Arbeitsmethoden beider Verfasser geben soll (S. 9). Da uns Heutigen die Rhetorik „fremd geworden“ ist, gibt sie zuerst eine Übersicht über diejenigen Stilmittel, die in beiden Werken wichtig sind (S. 12–20). Erst danach wird auf die Texte und Textvergleiche selbst eingegangen: „Analyse I. Zur Funktion stilistischer Darstellungsmittel“ als „kontrastive Untersuchung ausgewählter Kapitel unter funktionalem Aspekt“ (S. 23–52) und „Analyse II. Zum Fundus stilistischer Darstellungsmittel“ als „kontrastive Untersuchung [...] unter formalem Aspekt“ (S. 53–89). Der zweiten Analyse ist ein Abschnitt „zum rhythmischen Satzschluß“ angehängt (S. 90–105). Der Vergleich bringt eine Reihe wichtiger Ergebnisse. Deutlich wird – im Gegensatz zu manchen Ansichten in der älteren Forschung – daß sich die rhetorischen Mittel im „Ackermann“ nicht um sich selbst drehen, sondern funktional im Dienst des Inhalts stehen (S. 47). Die Rhetorik des „Ackermanns“ dient dem zielstrebigem Fortschreiten des Textes in seiner Gesamtheit, die Rhetorik des „Tkadlec“ dient eher dazu, einzelne Momente, Affekte und Motive verstärkend hervorzuheben (S. 48). „In diesen Kapiteln wird also nicht Texterweiterung als Selbstzweck gepflegt, es entsteht vielmehr ein neues thematisches Spektrum, das von der Rhetorik im inhaltst dienlichen Sinne unterstützt wird. Das ganze Werk ist darüber hinaus durch das intensive Streben gekennzeichnet, auch die der Argumentation dienenden Begriffe in ihrer vollen semantischen Breite aufzuschlüsseln. Dieses Bemühen führt gelegentlich zu einer Bereicherung des Bedeutungsumfangs eines Begriffs. So gewinnen viele Wörter im Text eine neue semantische Dimension“ (S. 51). „Die Rhetorik stellt also in beiden Werken ein Mittel dar, die Positionen der jeweiligen Streitpartner wirkungsvoll zu vertreten – gegeneinander und auf das Publikum hin gerichtet“ (S. 52). Stanovská kommt zu dem Schluß, daß dabei „das *docere*, mehr aber noch, das *movere* angestrebt ist. Gerade das *movere* wurde in der *ars movendi* des italienischen Humanismus (u. a. durch Petrarca) stark betont.“ (ebd.)

Sylvie Stanovská hat mit ihrer Arbeit auf eine Forschungslücke aufmerksam gemacht und einen Weg zum besseren Verständnis mittelalterlicher Sprachkunstwerke gewiesen. Ihre Überlegungen zum „Tkadlec“ fördern die germanistische Forschung besonders dort, wo sie auch zum Verständnis des „Ackermann“ beitragen. Eine Reihe von Fragen können nun neu oder doch präziser gestellt werden. So wäre es zunächst erforderlich, ihre Ergebnisse in den Gesamtrahmen der „Ackermann“- und „Tkadlec“-Forschung einzubetten. Dies hätte allerdings vielleicht schon der Studie selbst als Schlußkapitel beigelegt werden können. Zumindest zwei nicht zitierte neuere Arbeiten wären dabei zu berücksichtigen, weil deren Autoren gelegentlich von anderen Grundannahmen ausgehen als die Verfasserin.² Dazu tritt jetzt Christian Kienings große Arbeit über den „Ackermann“ mitsamt seinen wichtigen Bemerkungen zum „Tkadlec“ („Rückübersetzung“ des Todes- in einen Fortunadialog)³, die Sylvie Stanovská noch nicht benutzen konnte. Auch könnten

² Schamschula, Walter: Der „Ackermann aus Böhmen“ und „Tkadleček“. Ihr Verhältnis in neuer Sicht. *Bohemia* 23 (1982) 307–317. – Kiening, Christian: Hiob, Seneca, Boethius. Traditionen dialogischer Schicksalsbewältigung im „Ackermann aus Böhmen“. *Wolfram-Studien* 13 (1994) 207–236.

³ Kiening, Christian: Schwierige Modernität. Der „Ackermann“ des Johannes von Tepl und die Ambiguität historischen Wandels. Tübingen 1998, 312. (MTU 113).

an manchen Stellen die oft eher intuitiv anmutenden Abschnitte der „Analyse“ genannten Kapitel durchaus etwas analytischer angelegt werden. Weiter wäre noch etwas grundsätzlicher der Frage nachzugehen, ob die Formen und Funktionen des Stils durch eine exakte Analyse der stilistischen Mittel allein vollständig erfaßt werden können. Textlinguistische Überlegungen, die gerade für diese Texte fruchtbar sein können, wurden nicht angestellt. Harald Weinrichs Textgrammatik erscheint zwar im Literaturverzeichnis,⁴ bleibt jedoch Ornament. Ein Streitgespräch (oder ein „dialektisches Gespräch“, Kiening) ist aber ein exemplarischer Gegenstand der historischen Dialoganalyse und nimmt damit einen zentralen Platz in der Erforschung der Geschichte der mittelalterlichen Kommunikationsformen ein.

⁴ Weinrich, Harald: Textgrammatik der deutschen Sprache. Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich 1993.

Giessen

Jörg Riecke

Krausová, Milada: Husitské války v historickém povědomí obyvatel česko-bavorského pohraničí [Die Hussitenkriege im historischen Bewußtsein der Bewohner des böhmisch-bayrischen Grenzlandes].

Nakladatelství Českého lesa, Domažlice 2000, 234 S., 20 Abb., Zusammenfassung in dt. Sprache. (Průvodce historií západních Čech, Bd. 4).

Wie sich makrohistorische Ereignisse im mikrohistorischen Rahmen einer mitteleuropäischen Kulturlandschaft, in einer Grenzregion, die zugleich eine Sprachgrenze war und ist, im historischen Bewußtsein ihrer Bewohner spiegeln, dieser Frage geht Milada Krausová in der hier vorliegenden Untersuchung nach, bei der es sich um die überarbeitete Fassung ihrer im Juni 1999 an der Philosophischen Fakultät der Prager Karls-Universität verteidigten Dissertation handelt. Die Makrohistorie bildet hierbei das schlichtweg „große“ Thema der tschechischen Geschichte, die Hussitenkriege, über deren Ursachen, Verlauf und Folgen für die böhmische wie mitteleuropäische Geschichte wir seit den bahnbrechenden Arbeiten František Palackýs und Friedrich von Bezolds durch zahlreiche Abhandlungen gut unterrichtet sind. Doch wie sich diese Ereignisse der ersten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts im Bewußtsein der Bewohner im böhmisch-bayrischen Grenzland niedergeschlagen, welche „Transformationen“ die spätmittelalterlichen Geschehnisse in den nachfolgenden Jahrhunderten in den Vorstellungen der Menschen diesseits und jenseits der waldreichen Grenzlandschaft erfahren haben, insbesondere seit dem Aufkeimen und Ausgreifen der Idee einer nationalen Wiedergeburt bei den Tschechen – hierin leistet die Verfasserin im regionalgeschichtlichen Maßstab eine nicht geringe Pionierarbeit.

Sicherlich: Es gibt mittlerweile zahlreiche gewichtige Arbeiten über das jahrhundertelange Zusammenleben von Deutschen und Tschechen in den böhmischen Ländern, über das Bild der Deutschen in der tschechischen Gesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts, das Brüche und Kontinuitäten ohne nationalistische Voreingenommenheit aufzeigt, Johannes Hus und die Hussiten in den deutsch-tschechischen Beziehungen eingeschlossen, doch unter regionalgeschichtlichen Gesichtspunkten

betrifft Krausová wiederholt Neuland. Ihr genauer Untersuchungsraum sind dabei auf tschechischer Seite – quantitativ liegt hier der Schwerpunkt der Arbeit – die Kreise Taus (Domažlice), Klattau (Klatovy) und Tachau (Tachov), auf deutscher Seite das bayrische Grenzland, konkret die Landkreise Cham, Schwandorf, Neustadt a.d. Waldnaab, Tirschenreuth und Amberg-Sulzbach sowie die niederbayrische Region um Straubing-Bogen, die freilich nur gestreift wird. Das Quellen- und Literaturverzeichnis weist eine große Zahl ungedruckter wie gedruckter Arbeiten aus (Monographien, Periodika, Aufsätze, Pressebeiträge), die Krausová sorgfältig für ihre Fragestellungen ausgewertet hat. In den Mittelpunkt rücken dabei historische Belletristik, Wortmeldungen in Presseerzeugnissen, Sagen tschechischer wie deutscher Provenienz sowie die doch relativ weit verbreiteten Gedenkfeiern und Festspiele, in denen die hussitische Thematik eine zentrale oder auch nachgeordnete Rolle spielt.

Die untersuchten drei tschechischen Kreise waren in unterschiedlicher Weise in die hussitische Revolution involviert, was auch im Hinblick auf die differenzierte ethnisch-nationale Zusammensetzung der Bevölkerung und die daraus erwachsene unterschiedliche konfessionelle Ausrichtung divergierende Langzeitfolgen bei der Ausbildung einer hussitischen Tradition bzw. eines eigenen Bildes von den Hussiten zur Folge hatte, vornehmlich eben seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Im Falle von Taus etwa, wo 1431 der sogenannte fünfte antihussitische Kreuzzug sein Fiasko erlebt hatte, wurde die latente, unbewußte hussitische Tradition bei den Tschechen erst durch Aufenthalte von Autoren lebendig, die sich – aus Innerböhmen kommend – zeitweilig hier aufhielten (Erben, Němcová u. a.). Keineswegs verwundert, daß Taus und der Böhmerwald in der Belletristik sowie in Bekundungen vaterländisch gesinnter Redner von Beginn an zu einem von alters her bestehenden antideutschen Schutzwall hochstilisiert wurden, ein Interpretationsschema, das auch im 20. Jahrhundert lange Zeit unter wechselnden politischen Rahmenbedingungen weiter existierte. Deutlich wird dies unter anderem an Jan Vrbas antideutsch und antiklerikal ausgerichtetem Roman „Prokop Holý“ von 1933.

Stärker noch als in Taus beherrschte im benachbarten Klattau die Gestalt des Johannes Hus (als Ideal eines für die Rechte des Volkes kämpfenden Patrioten) die vaterländischen Druckerzeugnisse, was sich in entsprechenden Gedenkfeiern manifestierte, die in der Ersten Republik auf ihrem Höhepunkt stark von Masaryks Geschichtskonzeption beherrscht wurden. Welchen Einfluß schließlich die Veränderungen in der ethnisch-nationalen Zusammensetzung der Bevölkerung nach Gründung der Tschechoslowakei 1918 – also der tschechischen Zuwanderung – auf die Ausbildung einer prohussitischen Tradition hatten, dokumentieren die Geschehnisse im Kreis Tachau. Der Mißbrauch, den der Hussitismus in diesem Zusammenhang unter der jahrzehntelangen kommunistischen Vorherrschaft auch unter regionalgeschichtlichen Aspekten erfuhr, muß hier nicht im einzelnen dargelegt werden.

Im zweiten Teil ihrer Untersuchung – auf deutscher Seite existiert eine Vielzahl von Vorarbeiten – zeigt die Verfasserin auf, daß sich die Hussitenkriege im bayrischen Grenzland eines außerordentlichen Interesses erfreuten und erfreuen, wobei die Einstellungen der weitgehend katholischen Bevölkerung zu den Geschehnissen im 15. Jahrhundert vielschichtig und widerspruchsvoll geblieben sind. Deutlich wird

dies gerade auch in der Geschichte der Fest- und Freilichtspiele (sog. Further „Drachenstich“, „Vom Hussenkrieg“, „Feuermond“). Insgesamt, so das Fazit, hat Krausová eine methodisch durchaus überzeugende und gewinnbringende Arbeit vorgelegt, im übrigen auch für Hussitologen.

Leipzig

Thomas Krzenck

Die Stifte der Augustiner-Chorherren in Böhmen, Mähren und Ungarn. Hrsg. von Floridus Röhrig.

Kommissionsverlag Mayer & Comp., Klosterneuburg-Wien 1994, 360 S., zahlr. Schwarz-weiß- u. Farbbabb. sowie Wappenzeichnungen, tsch. Zusammenfassung. (Österreichisches Chorherrenbuch. Die Klöster der Augustiner-Chorherren in der ehemaligen Österreichisch-Ungarischen Monarchie, Bd. 3).

Der vorliegende Band ist der dritte des durch das „Propst-Gebhard-Koberger-Institut für die Erforschung der Geschichte der Augustiner-Chorherren“ unter Leitung von Floridus Röhrig im Stift Klosterneuburg bei Wien herausgegebenen und auf insgesamt drei Bände angelegten „Österreichischen Chorherrenbuchs“. Als Rahmen für dieses Werk wurde die ehemalige österreichisch-ungarische Monarchie gewählt; danach soll es alle Kanonien umfassen, die jemals auf dem Gebiet der Monarchie bestanden haben, also auch die bereits in den Hussiten- und Türkenkriegen zerstörten oder unter Kaiser Joseph II. zu Ausgang des 18. Jahrhunderts aufgehobenen Stifte.

Dem Gesamtwerk wurde folgende Gliederung zugrunde gelegt: der erste Band (1997) umfaßt die noch bestehenden Stifte im heutigen Österreich, in der heutigen Region Südtirol und in Polen; der zweite Band die aufgehobenen Stifte im Gebiet des heutigen Österreich sowie des ehemaligen Südtirol (im konkreten Fall St. Michael a. d. Etsch), der hier besprochene dritte Band des Werkes die aufgehobenen Stifte in den ehemaligen Ländern der böhmischen Krone sowie in Ungarn innerhalb der Grenzen vor 1920, das heißt einschließlich der heutigen Slowakei und des heutigen Burgenlandes (zu letzterem gehörte nur die kurzfristig existierende Propstei Hirpach bei Marz). Die Zusammenfassung der ehemals in den Grenzen der österreichisch-ungarischen Monarchie gelegenen Stifte in einem Werk wird mit den vielfältigen Beziehungen jener Stifte untereinander begründet (S. 7). Wohl spielte dabei auch das Vorbild des noch in der Zeit der österreichisch-ungarischen Monarchie erschienenen Chorherrenbuchs des Wiener Publizisten Sebastian Brunner eine gewisse Rolle.

Die Einbeziehung der Kanonien in Glatz (Kłodzko) und Kazimierz in das Gesamtwerk bedarf der Begründung: Das von 1350 bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts bestehende Stift Glatz gehörte kirchlich bis zur Eingliederung in das Erzbistum Breslau 1972 zum Erzbistum Prag. Die Grafschaft Glatz war seit 1459 von Böhmen lehensabhängig; sie fiel bereits 1742 mit Schlesien an Preußen. Die engen Verbindungen zur Kanonie in Raudnitz (Roudnice) und der von hier ausgehenden Reformbewegung rechtfertigen gleichwohl die Untersuchung im Rahmen des dritten Bandes des Gesamtwerks. Demgegenüber ergab sich die Behandlung des

Fronleichnamstifts in Kazimierz bei Krakau im ersten Band des Werkes aus der Zugehörigkeit Galiziens zu Österreich (1772 ff.) und damit auch zur österreichisch-ungarischen Monarchie (1867 ff.).

Das Werk besitzt Handbuchcharakter und läßt sich mit ähnlichen für einzelne Orden nach heutigen Staaten bzw. nach Regionen angelegten Übersichtswerken vergleichen. In dem hier besprochenen Band wurden die historische Einleitung zum Wirken der Augustiner-Chorherren in den Ländern der böhmischen Krone (S. 9–47) und die kurze Einführung zum Wirken der Augustiner-Chorherren im Königreich Ungarn (S. 293–300) von Metoděj Zemek, dem langjährigen Leiter des Okresní archiv Břeclav (Bezirksarchiv Lundenburg) mit Sitz in Mikulov (Nikolsburg), verfaßt; die Ortsartikel über die Stifte in Böhmen schrieb Jaroslav Kadlec, der frühere Kirchenhistoriker in Leitmeritz (Litoměřice) bzw. in Prag, jene über Glatz sowie die Stifte in Mähren und in Ungarn (einschließlich der heutigen Slowakei) Metoděj Zemek. An dem Artikel über das burgenländische Hirpach hat Hermann Hold (Wien) mitgearbeitet.

Die 1333 vom Prager Bischof Johann IV. von Draschitz (1301–1343) nach längerem Zwangsaufenthalt in Avignon in der bischöflichen Nebenresidenz Raudnitz begründete erste Kanonie der Augustiner-Chorherren in den böhmischen Ländern wurde zum Ausgangspunkt der Raudnitzer Reformbewegung, die um 1400 bereits 13 Kanonien umfaßte. Gegenüber der älteren Auffassung, wonach Italien (Pavia) als Heimat der ersten Chorherren betrachtet wurde, stehen die unter Propst Nikolaus von Raudnitz (1383) aufgezeichneten, auch für die Tochterklöster verbindlichen „Raudnitzer Gewohnheiten“ den Gewohnheiten von St.-Ruf in Valence bzw. Marbach im Elsaß nahe; den beiden Stifte kommt nach heutiger Auffassung für die kanonikale Prägung der Raudnitzer Reform große Bedeutung zu. Es wird angenommen, daß das kanonikale Leben in Raudnitz mit einer Reihe von Chorherren aus Frankreich begonnen hat. Die von Jaroslav Kadlec näher erforschten Zusammenhänge werden in der Einführung nur kurz erwähnt (S. 10 f.); der einschlägige Aufsatz von Kadlec wird nur unter der Literatur zu Raudnitz zitiert (S. 202). Nach den im Zuge der hussitischen Revolution erfolgten Erschütterungen näherten sich die verbliebenen böhmisch-mährischen Kanonien seit Ausgang des 15. Jahrhunderts der Lateranensischen Kongregation an; im 16. Jahrhundert entstand darüber hinaus eine eigene „Congregatio Lateranensis in Moravia“, die im Unterschied zu den in der Lateranensischen Kongregation allgemein eingehaltenen zentralistischen Prinzipien an weitgehender Eigenständigkeit der ihr zugehörigen Kanonien festhielt. Die durch die Raudnitzer Reform geschaffenen Verbindungen bestanden im Kern bis zur Aufhebung aller Stifte in Böhmen und Mähren zu Ausgang des 18. Jahrhunderts fort. In jüngster Zeit versuchen die Augustiner-Chorherren, hier wieder Fuß zu fassen (S. 36). Im Jahr 1990 wurden ihnen durch den Bischof von Brünn (Brno) seelsorgliche Aufgaben in Brünn-Turas (Tuřany) übertragen.

Die von Jaroslav Kadlec verfaßten Ortsartikel des dritten Bandes zeichnen sich, da der Autor hier auf seine eigenen Vorarbeiten zu mehreren Stiften zurückgreifen konnte, durch ihre Aussagekraft und Dichte aus. Bei einer Reihe von Stiften wird auf noch bestehende Forschungslücken hingewiesen. Die Quellensituation bei den Stiften in Ungarn, von denen ein Großteil in der Zeit der Besetzung des Landes durch

die Türken unterging, spiegelt sich schon im Umfang der Ortsartikel wider, die einschließlich der Abbildungen nur 23 Druckseiten umfassen.

Das nützliche Werk weist in den Details eine Reihe von Fehlern auf – von denen hier nicht alle genannt werden können: Nicht korrekt sind schon die beiden Kartenskizzen (S. 12 und S. 15), auf der ersten sind mehrere Kanonien ungenau eingezeichnet; Raudnitz liegt nicht in Ostböhmen, sondern nördlich von Prag und links der (nicht korrekt eingezeichneten) Elbe, Sadská östlich von Prag, Fulnek östlich von Sternberg, Glatz nahezu genau nördlich von Landskron (Lanškroun, nicht: Landeskron). Auf der zweiten Skizze, die die Ausstrahlung der Raudnitzer Reform zum Inhalt hat, ist das niederschlesische Sagan (Żagań) in falscher Richtung eingetragen; von dem zweimal eingezeichneten Fulnek kann das linke gestrichen werden; Neustadt liegt an der Waag; bei „Inderdorf“ handelt es sich um das Reformkloster „Indersdorf“ nordwestlich von München. Die beiden Zusammenstellungen der Gebetsverbrüderungen (S. 18 f.) überschneiden sich mehrfach. In den Fragen nach der Entstehung und dem gegenseitigen Verhältnis der *Devotio moderna* in Holland und Böhmen geht die Forschung heute weitgehend von der Gleichzeitigkeit der Entwicklungen aus (S. 22). Der Jurist und Raudnitzer Chorherr Stephan von Uherčice war Generalvikar („*vicarius in spiritualibus*“, nicht „*in specialibus*“) von Erzbischof Ernst von Pardubitz (ebenda). Die Angaben zur Raudnitzer Malogranatumhandschrift (S. 41) sind irreführend, der Bücherbesitzer im Kloster Wittingau hieß Ulrich Kříž von Teltsch (nicht „Ulrich Kitz“, S. 42). Der polnische Name von Glatz lautet „Kłodzko“, nicht „Ktodzko“ (S. 95), der Illuminator des „*Orationale Arnesti*“ wird mit dem Illuminator des „*Liber viaticus*“ des Johann von Neumarkt in Verbindung gebracht; er war nicht ein Schüler oder Gehilfe eines nicht existierenden „Meisters Viaticus“ (S. 96). Die Angabe „Glatz mit den übrigen mährischen Kommunitäten“ ist unzutreffend (S. 100). Schwabach liegt bei Nürnberg, nicht bei München (S. 158); auf Seite 167 ist Bonifaz IX. gemeint (nicht Bonifaz IV.). Auf Seite 205 muß es „Laurentius“ nicht „Wenzel“ von Březová heißen. Eine Madonnenstatue von „etwa 1388“ kann nicht schon in der romanischen Kirche von Neustadt an der Waag gestanden haben (S. 304); ebensowenig ist anzunehmen, daß König Stephan der Heilige von Ungarn bei der von ihm gegründeten Stadt Stuhlweißenburg auch eine Propstei für Augustiner-Chorherren begründet haben soll (S. 319).

Auch bei den Siegelabbildungen haben sich mehrere Fehler eingeschlichen: Bei dem auf Seite 92 abgebildeten Siegel handelt es sich nicht um das Propst- und das Konventssiegel von Fulnek, sondern um die entsprechenden Siegel von Sternberg; das abgebildete Sternberger Konventssiegel ist auf Seite 240 beschrieben, das auf Seite 92 abgebildete Propstsiegel ist mit jenem auf Seite 240 identisch (es wird an letzterer Stelle richtig als Siegel des Sternberger Propstes bezeichnet). Das auf Seite 127 gezeigte Siegelbild – offensichtlich eine Marienkrönung – entspricht nicht der Beschreibung des Landskroner Konventssiegels. Auf Seite 216 stimmt die Beschreibung des Konventssiegels von Sadská mit dem abgebildeten, stark beschädigten Siegel nicht überein. Das auf Seite 291 oben links abgebildete Siegel ist nicht das des Propstes Beneš von Wittingau, sondern das auf der gleichen Seite unten beschriebene Wittingauer Konventssiegel. Ferner fehlte bei den in größerer Zahl in den Text eingefügten Handzeichnungen und älteren Ansichten häufig präzise Angaben über

die Lagerorte bzw. die Signaturen, gelegentlich auch solche über die Entstehungszeit.

Die große Zahl von Monita sollte jedoch nicht vom Erwerb des wichtigen Nachschlagewerks abhalten. Es ist für jeden, der sich mit der Ordensgeschichte der böhmischen Länder und Ungarns beschäftigt, unentbehrlich. Es steht zu hoffen, daß die nach den Worten des Herausgebers (S. 8) in Erwägung gezogene tschechischsprachige Ausgabe des Buches möglichst rasch realisiert werden kann; bei dieser Gelegenheit könnten dann auch die angeführten Unstimmigkeiten bereinigt werden.

Bamberg

Franz Machilek

Vlček, Pavel/Havlová, Ester: Praha 1610–1700: kapitoly o architektuře raného baroka [Prag 1610–1700: Einige Kapitel über die Architektur des Frühbarocks].

Nakladatelství Libri, Praha 1998, 356 S., zahlreiche Illustrationen. Zusammenfassung in dt. und tschech. Sprache.

Das 1998 im Verlag Libri von Pavel Vlček und Ester Havlová veröffentlichte Buch zur Prager Frühbarockarchitektur ist Teil einer mit dem Band über die Großstadt Prag 1891–1918 eingeleiteten Veröffentlichungsreihe, welche die Architektur Prags in Epochen präsentiert. Die aufwendig aufgemachte Publikation fällt durch hohe Papier- und Druckqualität auf. Großen Genuß bereitet auch die reiche Ausstattung mit hervorragenden schwarz-weiß Aufnahmen von Ester Havlová, die es zu einem Liebhaberbuch der Pragensia machen dürfte.

Der aus einer Einführung und neunzehn Kapiteln bestehende Aufbau der Publikation ist in einer deutschen und in einer tschechischen Zusammenfassung übersichtlich wiedergegeben. Ein ausführliches Register erleichtert den Zugriff zu Einzelaspekten. Der umfassende Anmerkungsapparat beinhaltet auch den Literatur- und Quellennachweis, eine eigene Bibliographie ist allerdings nicht vorhanden. Nach einer knappen Einführung wird die frühbarocke Architektur Prags mit einem Rundumflug zur europäischen Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts eingeleitet, der „uns die damalige Geistesströmung annähert“ (S. 347). Grundbegriffe der Architekturtheorie gemäß Vitruv sind nachfolgend als Leitfaden des Verfassers zum Verständnis der Prager Architektur aufgeführt. In den anschließenden Kapiteln finden sich für den genannten Zeitraum in chronologischer Abfolge die materialreichen Portraits einiger bedeutender Architekten und detaillierte Darstellungen einzelner von diesen in Prag erbauter Objekte, sowie die Darstellung einiger Baumeistergruppen (die bayerischen Baumeister, die Altstädter Baumeister u. a.) und einzelner Baukomplexe (die Bautätigkeit der Orden, das Festungswesen).

Pavel Vlček, der Autor des Textteiles, ist durch die Herausgabe und Mitarbeit an dem Grundlagenwerk der Kunstdenkmäler Prags, „Umělecké památky Prahy“, und durch zahlreiche Untersuchungen zum Barock in Prag als Kenner der Thematik bestens bekannt. Allerdings erscheint der größere Rahmen des vorliegenden, durch Materialfülle beeindruckenden Werkes wenig standfest. Zurecht wies Jiří Pešek in seiner Rezension in der Zeitschrift „Umění“ (67 (1999) 340–342) darauf hin, daß die

Charakterisierung des 17. Jahrhunderts in Böhmen durch den definitiven Verlust an Selbständigkeit und den Niedergang Prags, wie sie Vlček einführend vornimmt, einer längst überholten Historiographie entstammt. Die eigentliche Thematik des Buches, die frühbarocke Architektur Prags, fordert zum weiteren Nachdenken heraus. Bereits die Abgrenzung der Epoche einerseits historisch durch die Schlacht am Weißen Berg, andererseits formalästhetisch durch das Aufkommen der kurvierten Grundrißfigur im Prämonstratenserinnenkloster in Dokšany, erscheint wenig überzeugend. Was aber heißt eigentlich „frühbarocke“ Architektur? Vlček macht diese Architektur an den vitruvianischen Begriffen der Kategorie *venustas* fest. Diese Begriffe sind jedoch prinzipiell aufgrund der Definitionen Vitruvs mit Verständnisschwierigkeiten verbunden. Läßt man auch die zwei anderen vitruvianischen Kategorien außer Acht, die der *firmitas* und der *utilitas*, so bleibt es nicht aus, über die Interpretationen dieser Begriffe der Kategorie *venustas* Klarheit zu gewinnen. Wir geraten damit mitten in die Problematik der Vitruvrezeption nördlich der Alpen. Wichtig wären hier die architekturtheoretischen Voraussetzungen, wobei populäre Architekturbücher wie dasjenige von Sebastiano Serlio Vermittlerfunktion einnahmen. Aus den Architekturtraktaten fanden zahlreiche Abbildungen – meist fragmentiert oder auf ein Exemplum reduziert – in Vorlagensammlungen wie beispielsweise in dem Säulenbuch des Prager Baumeisters Abraham Leuthner Aufnahme. Diese durch die Überlieferung mehrfach gebrochene Vitruvrezeption wäre im Zusammenhang der Regola der Säulenordnungen und der Bautypologie einer eigenen Untersuchung wert. Die Einbeziehung des Bildungsgutes von Baumeistern und Bauherren könnte hier tatsächlich das Verständnis wesentlicher Zusammenhänge der Bauepoche des 17. Jahrhunderts im lokalen Kontext Prags sowie im internationalen Kontext einleiten. Eine wichtige Voraussetzung für ein derartiges Unternehmen ist die Publikation des Leuthnerschen Säulenbuches durch Heinrich Gerhard Franz.¹ Das vielfältige Beziehungsnetz zu Italien seitens der Auftraggeber wie der Künstler bzw. Handwerker hat Pavel Preiss in seiner Arbeit über die italienischen Künstler in Prag ausführlich thematisiert.² Auch das vorliegende Buch ist in der enzyklopädischen Zusammenstellung an Informationen eine überaus nützliche Materialsammlung für das noch ausstehende Untersuchungsprojekt zum Vitruvianismus in der Prager Architektur des 17. Jahrhunderts.

¹ Franz, Heinrich Gerhard: Barocke Architektur in Böhmen: Grundliche Darstellung. Der fünfß Seülen wie solche von dem Weiterühmbten Vitruvio Scamozzio und andern Vornehmen Baumeistren zursamben getragen und in gewisse Außtheillung verfasst worden. von Abraham Leüthner. Graz 1998.

² Preiss, Pavel: Italští umělci v Praze: renesance, manýrismus, baroko [Italiensche Künstler in Prag: Renaissance, Manierismus, Barock]. Praha 1986.

Kraus, Arnošt: Alte Geschichte Böhmens in der deutschen Literatur.

Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert 1999, 417 S. (Ost-, mittel- und südeuropäische Literatur-, Theater- und Sprachwissenschaft, Bd. 2).

Die hier vorgelegte, erstmalig übersetzte Arbeit des Prager Germanisten Arnošt Kraus aus dem Jahre 1902 schließt unzweifelhaft eine große Lücke, wird mit diesem Text doch ein bedeutendes Dokument der frühen tschechischen Germanistik endlich dem deutschen Sprachraum zugänglich gemacht. Bei der „Alten Geschichte Böhmens“ handelt es sich zudem neben der monumentalen Arbeit zum Hussitismus in der Literatur aus dem Jahr 1924 (*Husitství v literatuře, zejména německé*) um ein Kernstück der philologischen Arbeit von Kraus. Untersucht und vorgestellt wird die Adaption böhmischer Stoffe in der deutschsprachigen Literatur. Der Rahmen reicht dabei von Stoffen der mythischen Vorzeit (von Marbod, Samo, Krok und Čech über Libussa bis Wlasta) über die historische Zeit von den heidnischen Herzögen und den Anfängen der Christianisierung bis zu den Přemysliden und ersten Königen bis auf Ottokar II., der ja vor allem durch Franz Grillparzer und Uffo Horn eine umfassende Dramatisierung erfuhr. Eine wichtige Materialstudie wird damit vorgelegt, die bisher im deutschen Sprachraum vor allem über die umfangreiche Rezension Johann Krejčis im „Euphorion“ aus dem Jahr 1903 bekannt war.

Leider wird der Wert der Arbeit durch eine unzureichende editorische Gestaltung und Übersetzung arg gemildert. Wenn dem deutschsprachigen Publikum diese Arbeit präsentiert werden soll, dann müßte ein genauerer und vor allem vollständiger Anmerkungsapparat sowie ein auch die Fußnoten umfassender Index selbstverständlich sein. Was soll beispielsweise ein nicht mit den Details der Kulturgeschichte des frühen 19. Jahrhunderts vertrauter Leser mit der Anmerkung „Hesperus 1816“ (S.104) anfangen? Ein kurzer Hinweis auf die Bedeutung dieses wichtigen kulturhistorischen Periodikums wäre wohl nicht zuviel verlangt.

Gleichermaßen darf die chronikalisch-positivistische Methode von Kraus inzwischen als überholt gelten, will man also eine solche Arbeit heute noch publizieren, dann als notwendige Materialstudie, für die aber ein umfassender Index mit Querverweisen sowie Angaben zur Rezeptionsgeschichte und zur neueren Literatur eine Selbstverständlichkeit darstellen sollte.

Auf die Problematik der Übersetzung gehen die Herausgeber im Nachwort selbst ein. Anscheinend wurde von der Übersetzerin, Eva Berglová, eine nicht druckreife Fassung abgeliefert, die umfassend, wenn nicht teilweise neu bearbeitet werden mußte. Eine Reihe von Artikel- und Satzbaufehlern zeugt zudem von unzureichender Kenntnis der Materie, ob diese zu Lasten der Übersetzerin oder der Überarbeitung gehen, sei dahingestellt.

Es ist schade, daß durch diese formalen Mängel das unzweifelhaft wichtige Projekt einer Übersetzung des Kraus-Textes doch ein wenig entwertet wird. Daß man sich auf den verdienten Prager Literaturhistoriker Kurt Krolop beruft, mag diesen zwar ehren, der Rezensent kann sich aber schlechterdings nicht vorstellen, daß Krolop eine bloße Übersetzung des Krausschen Werkes vorschwebte.

„Aus dem Böhmerwald. Deutschsprachige Erzähler.“ Hrsg. von Václav Maidl.

Verlag Karl Stutz, Passau 1999, 445 S.

In seinem kundigen Nachwort erläutert der tschechische Literaturwissenschaftler Václav Maidl die in der vorliegenden Anthologie getroffene Auswahl von Autoren und Texten: Die hier versammelten dreizehn deutschsprachigen Erzähler aus der Zeit zwischen den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts und 1945 stehen für die etwa ein Jahrhundert umfassende Tradition deutschgeschriebener Literatur des Böhmerwaldes.

Die bekanntesten Namen dieser Sammlung sind Adalbert Stifter und Johannes Urzidil. Auf Josef Rank, der als erster den Böhmerwald literarisch thematisierte, hat Václav Maidl bereits an anderer Stelle aufmerksam gemacht. Daß mit Hans Watzlik oder auch Leo Hans Mally umstrittene Namen berücksichtigt wurden, beweist die Beherrschung des Herausgebers. Die aufgenommenen Texte geben Einblick in ein kraftvolles Erzählen und regen die Frage an, wie es später zu nationalistischen Entgleisungen kommen konnte.

Václav Maidl führt aber auch Autoren wie Hans Hulterer an, deren Werk er einer neuen Aufmerksamkeit zuführen möchte. Neben dem traditionellen Genre der Dorfgeschichte des 19. Jahrhunderts mit seinen Schmuggler- und Räubergeschichten beinhaltet die Anthologie Texte, welche neben Land und Leuten besonderes Augenmerk auf das überlieferte Brauchtum richten. Dabei wird jedoch keiner ungetrübten Idyllik das Wort geredet, es ist vielmehr auch von zahlreichen Widrigkeiten die Rede. Georg Leopold Weisels „Betrachtungen eines Landbewohners“ führt die empfindlichsten der Reihe nach an: „Die Seelenpolizei“, „Bettelei“, „Kunstmarterei“ oder auch „Kuriositäten von der Grenze“. Besonders da, wo es darum geht, daß zukünftige Ehepartner zueinanderfinden, wird ein differenzierter Verfahrenskatalog dokumentiert, der ein individualisiertes Verhalten, wie es der städtische Mensch gewöhnt ist, nicht zuläßt.

Auffällig ist der starke Bezug auf längst vergangene Zeiten, welche einst das Land in Atem gehalten haben. Neben Josef Meßners Erzählung „Der Primator“, in der die Eroberung eines Städtchens geschildert wird und die die Grausamkeit der Religionskriege erahnen läßt, berichtet Anton Schotts Geschichte „Um Recht und Freiheit“ von den halsstarrigen Choden, die vergeblich auf ihre kaiserlich verbrieften Rechte beharren. Dem Freiherrn Max Lamminger von Albenreuth wollen sie keine Untertanen sein. Kozina, ihr Anführer, schweißt die Bande zusammen: „Es ist unser aller heilige Sach, unsere Freiheit und unser alles, und Tschechen und Deutsche müssen wir zusammenstehen und zusammenhalten wider unsere Bedrucker und unsere Feinde. Legen wir jetzt jede Feindschaft und jede Zwistigkeit zurück“. (S. 341)

In und um Domažlice (Taus) spricht man heute noch den chodischen Dialekt – eine Besonderheit in der tschechischen Sprache, welche im Gegensatz zum Deutschen, nicht durch deutliche dialektale Unterschiede gekennzeichnet ist. Überhaupt die Sprache! Sie weist im Böhmen jener Zeit die Rollen zu. In Johannes Urzidils Erzählung „Der Trauermantel“ erinnert sich der Knabe Bertl an die Belehrungen seines verstorbenen Vaters:

Die böhmische Krone, die hat der heilige Wenzel getragen. Nach dem Wenzel waren noch viele Könige und Kaiser, die die böhmische Krone trugen und über die Böhmen herrschten, über die im Landesinnern, die tschechisch sprechen, und über die an den Grenzen, die deutsch sprechen und in unserer Gegend Freibauern waren bis auf den heutigen Tag. (S. 390)

Über die Kunstfertigkeit des einen oder anderen Textes ließe sich sicher streiten, doch bieten die Erzählungen einen tiefen Einblick in eine vergangene Zeit deutsch-tschechischen Zusammenlebens. Ob die Tradition deutschsprachiger Erzähler aus dem Böhmerwald tatsächlich im Jahr 1945 endet? Das Jahr 1945 und die Vertreibung der Deutschen aus Böhmen beenden in der Tat einen historischen Abschnitt. Eine neue Geschichte aber beginnt, wenn einst hermetisch geschlossene Grenzen ihre Bedeutung verlieren. In einer anderen Zeit werden andere Erzählungen aus dem Böhmerwald geschrieben werden – deutsche und tschechische.

München

Volker Strebel

Brücken nach Prag. Deutschsprachige Literatur im kulturellen Kontext der Donaumonarchie und der Tschechoslowakei. Festschrift für Kurt Krolop zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Klaas-Hinrich Ehlers, Steffen Höhne, Václav Maidl und Marek Nekula.

Peter Lang, Frankfurt a. M. u. a. 2000, 505 S.

Wenn eine Festschrift für ihren Jubilar nicht nur einen bunten Strauß von Beiträgen zusammentragen möchte, sondern sich darüber hinaus als intelligentes, thematisch orientiertes Kompendium präsentiert, so kann man dies wohl ohne zu übertreiben einen Glücksfall nennen. Die vorliegende Festschrift zum 70. Geburtstag von Kurt Krolop gehört zu dieser Spezies. Ihre Herausgeber haben es sich zum Ziel gesetzt, die „wechselseitigen Wirkungen der deutschsprachigen Literatur dieses Raumes [Böhmens und Mährens] zu ihrem kulturellen und sozialen Kontext in der Donaumonarchie und der Tschechoslowakei“ näher zu beleuchten, handelt es sich dabei doch um den in der Germanistik bislang unterrepräsentierten Aspekt einer Forschungsrichtung, die Kurt Krolop maßgeblich erschlossen hat.

Die Beiträge sind nach der einleitenden Laudatio von Hubert Orłowski, deren Ton im Vergleich zu allen übrigen Texten vielleicht etwas zu gesucht ausgefallen ist, in chronologischer Reihenfolge angeordnet und gliedern sich in drei Abschnitte, die wiederum jeweils einen thematischen Schwerpunkt setzen. Der erste Block befaßt sich mit der als Thema fast schon klassischen „deutschsprachige[n] Literatur und Kultur in Böhmen im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert“ (S. 23–122). Unter seinen Beiträgen ist neben Robert Lufts schöner Untersuchung zu „Sprache und Nationalität an Prager Gymnasien um 1900“ besonders Steffen Höhnes ambitionierte Analyse „Die literarische Instrumentalisierung der böhmischen Geschichte im Vormärz. Hus und die Hussiten“ hervorzuheben, die sich durch ein sonst auf diesem Forschungsgebiet nicht unbedingt übliches theoretisches Niveau auszeichnet.

Der wesentlich umfangreichere zweite Block widmet sich dann „Kafka, Kraus und der Prager deutschen Literatur“, und er eröffnet selbst in der Materie halbwegs

versierten Lesern einige neue und überraschende Einsichten. So erläutert Jürgen Born die zwar bereits bekannte Bedeutung des Judentums als eines zentralen Impulses für das literarische Schaffen der Prager deutschen Autoren, vermag aber diese Erkenntnis anhand eines Vergleichs zwischen der jeweiligen spirituellen Orientierung Kafkas, Werfels und der Gebrüder Kisch neu und überzeugend zu unterstreichen. Joachim W. Storck wiederum präsentiert Rilke als interessierten „Fackel“-Leser und beleuchtet die – natürlich nur partielle – geistige Affinität zwischen Kraus und dem Prager. Hans-Gerd Koch weist anhand von ausgewählten Tagebucheinträgen Kafkas nach, daß dieser als passionierter Fußgänger seine Heimatstadt durchaus aus dem Blickwinkel des Flaneurs Baudelaire'scher und Benjamin'scher Prägung wahrgenommen und entsprechend literarisch gestaltet hat. Hans Dieter Zimmermann schließlich zeigt einige verblüffende intertextuelle Parallelen zwischen Kafka und Comenius auf.

Es ist dann aber der dritte Block, dem zweifellos das größte Verdienst gebührt. Denn er erörtert die „Deutschsprachige Literatur im kulturellen und politischen Kontext seit 1930“, einen Bereich also, zu dem die Forschung noch nahezu in den Kinderschuhen steckt und die Quellenlage nicht unkompliziert ist. Hier erschließen die fünf Beiträge fast ausschließlich Neuland: Von Klaas-Hinrich Ehlers' gut recherchierter Untersuchung zur „Gründung der Germanoslavica. Vorgeschichte des deutsch-tschechischen Zeitschriftenprojekts 1929–1931“ über Michael Bergers fulminante Richtigstellungen zu Leben und Werk Josef Mühlbergers „Von Bescheidwissenschaft und Halbwissen. Ein Nachtrag zur neuerlichen Wiederentdeckung eines Schriftstellers“ bis hin zu Ludvík Václaveks eher erzählendem Beitrag „Zu einigen Autoren des weiteren ‚Prager Kreises‘: Horn, Mühlberger, Karpe und Weiskopf“ wird wichtige Grundlagenforschung geleistet. Einen umfassenden Überblick und zugleich Ausgangspunkt zu weiteren Untersuchungen bietet dann Peter Bechers „Vermessung eines unbekannten Geländes. Kleine Chronik der deutschsprachigen Literatur Böhmens und Mährens 1938–1945“. Abgerundet wird das Kapitel schließlich durch die sensible Analyse „Das schwarze Kleid. Eine Soziologie Theresienstadts von Gerty Spies“ von Karl Braun. Die Festschrift selbst schließt mit einem Verzeichnis der Schriften Kurt Krolops von Michael Berger.

Nicht nur liegt hier also ein ganz eigenständiger neuer Sammelband zur deutschen Literatur Böhmen und Mährens vor, sondern es gewinnen die Leistungen und Verdienste des Jubilars auf unterschiedliche Weise Gestalt. Biographie und Lebenswerk werden in ihrer Bedingtheit durch die politisch-historischen Ereignisse dieses Jahrhunderts gewürdigt, aber nicht verklärt. Die Autoren haben, wie es auch die Herausgeber verstanden haben wollen, Kurt Krolops Forschungsschwerpunkte in der eigenen akademischen Laufbahn zu den ihren gemacht und „unzählige Anregungen und Hinweise für die eigene wissenschaftliche Arbeit“ (so der Text auf dem Bucheinband) von ihm empfangen. Dies spiegeln die einzelnen Aufsätze der Festschrift wider, die Forschungsschwerpunkte Krolops wie etwa Karl Kraus oder Kafka aufgreifen, sie aber unter neuen Aspekten fortführen. Auch in formaler Hinsicht lädt das Buch zum weiteren Umgang mit seinem Gegenstand ein: die Texte sind gut gegliedert und übersichtlich gesetzt, Abstracts bei fast allen Beiträgen erlauben einen schnellen Überblick, und das Verzeichnis der Schriften des Jubilars ver-

schaft dem Band den Charakter eines Nachschlagewerks. Daß die Entwicklung der deutschsprachigen Literatur in Böhmen und Mähren in diesem Kontext nicht lückenlos abgedeckt werden kann, daß es im Gegenteil einige kleinere Überschneidungen gibt (so etwa zum „Kreis“ um Werfel oder zu Mühlberger) wie auch einige minimale formale Fehler – fehlende Abstracts, Druckfehler, differierende Jahresangaben (Mühlbergers Todesjahr wird in Fußnote 3 auf Seite 396 mit 1985 angegeben, auf Seite 402 mit 1984) – tut dem Werk keinen Abbruch. Ein Verzeichnis der Autoren wäre allerdings sinnvoll gewesen. Alles in allem liegt aber mit diesem Band eine überaus gelungene Festschrift vor, die in Anliegen und Umsetzung dem Jubilar zur Ehre gereicht und an der „Er“ seine berechnete Freude haben dürfte.

Dresden

Susanne Fritz

Hlavačka, Milan: Cestování v éře dostavníků. Všední den na středoevropských cestách [Reisen in der Ära der Postkutschen. Der Alltag auf mitteleuropäischen Straßen].

Argo, Praha 1996, 137 S., 71 Abbildungen, teilweise farbig. (Edice Každodenní život, Bd. 1).

„Reisen in der Ära der Postkutschen“ erschien in der Reihe „Der Alltag“, deren Anliegen es laut Klappentext ist, „tschechischen Lesern wichtige Arbeiten der allgemeinen Geschichte vorzustellen, die unter Anwendung neuer methodologischer Ansätze das bunte Bild des Alltags in europäischer Gesellschaft zeigen.“

Der Autor des vorliegenden Werks ist Wirtschafts- und Sozialhistoriker, sein besonderes Interesse gilt der Geschichte des Eisenbahnverkehrs. Zu diesem Thema veröffentlichte er 1990 zwei Bücher, eines über die „Geschichte des Verkehrs in den böhmischen Ländern in der Zeit der industriellen Revolution“ und ein eher populär konzipiertes zur „Geschichte der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn“.

Seine Monographie beginnt Hlavačka mit einer Schilderung der Straßen an der Schwelle der frühmodernen Zeit und des langen Wegs zum Aufbau eines Straßennetzes nach französischem Modell. Er stellt den Reisealltag des 18. und 19. Jahrhunderts mit seinen sämtlichen Problemen vor. Denn vor der Einführung der Eisenbahn war das Reisen ein echtes Abenteuer und keineswegs allen Gesellschaftsschichten möglich. Wollte man nicht zu Fuß gehen, konnte man Reiten – was eigentlich nur für gesunde Männer in Frage kam –, mit dem eigenen oder einem geliehenen Wagen, der Postkutsche, mit dem „Eilwagen“, der „Extra-Post“ (für gut-situierte Reisende) oder später mit dem separaten „Eilpostwagen“ fahren. Hlavačka zeigt deutlich, welchen ökonomischen und gesellschaftlichen Durchbruch die Einführung des Eilwagens in Österreich im Jahre 1823 (in Preußen Schnell-Post-Wagen oder Schnell-Wagen genannt) und vom sogenannten Privat-Eilwagen in Böhmen im Jahre 1832 bedeutete. Die zeitgenössischen Reisehandbücher bezeichneten Böhmen als „Land der Postkutschen und Gesellschaftswagen“. Das Reisen mit der Post war nicht nur billiger, sondern auch schneller und planbarer, da ein genaues Kursbuch vorhanden war und sich auch manche Nachbarstaaten wie Bayern oder Sachsen angeschlossen hatten. Im Eilwagen entstand ein „abgeschlossener“ Zeitraum der ge-

sellschaftlichen Gleichheit: sogar Damen der höheren Gesellschaftskreise, die alleine unterwegs waren, fanden nichts Unpassendes daran, mit dem Eilwagen zu reisen. Die Darstellung der verschiedenen Verkehrsinstitutionen wie Boten, Fuhrmänner und Kutscher, Diligence und Eilwagen wird durch kurze Kapitel über die Schifffahrt und die Pferdeisenbahn abgeschlossen.

Was Hlavačkas Buch besonders interessant macht, sind zahlreiche zeitgenössische Berichte der Augenzeugen, die einen hohen illustrativen Wert besitzen. Die Art der Quellen ist mannigfaltig: Patente, Dekrete, Zirkulare, Dienst-Instruktionen, Handbücher, Tagebücher, Briefe und Erinnerungen. Der Reisealltag wird in den Kapiteln „Reisevorbereitung“, „Hygiene auf Reisen“, „Psychologie des Reisens“ und „Sicherheit auf den Straßen“ dargestellt. Die kurze Übersicht über die Paßvorschriften in Österreich bis zum Jahre 1848 entstammt hauptsächlich dem Josephinischen und Franzensischen Gesetzbüchern sowie dem genialen „Reise-Sekretär“ von Franz Raffelsberger. Da das Reisen zu einem Alltagsphänomen wurde, entstanden neue Situationen in den zwischenmenschlichen Beziehungen. Darauf reagierte ein neuer Typ der Handbücher, welche die Reisenden belehrten, wie sie bestimmte Situationen psychisch und praktisch bewältigen konnten.

Das Schlußkapitel „Böhmen im Vormärz in den Augen der Fremden“ zeigt anhand von Reise- und Tagebüchern sowie auch von anderen Quellen (Turnbull, Sealsfield, Burney, Opitz u. a.) die charakteristischen Züge des Landes und seiner Leute. Es bleibt dahingestellt, ob sich nicht manche Eigenart der böhmischen Bevölkerung bis in die heutigen Tage als recht zählebig erwiesen hat.

Das Buch enthält zahlreiche sowohl schwarz-weiße als auch farbige Bilder, die überwiegend aus dem Prager Postmuseum stammen. Die Qualität der Illustrationen ist gut, lediglich die Karten sind aufgrund der starken Verkleinerung kaum lesbar. Eine Übersicht der alten, vom Autor benutzten Maße und Währungen sowie technische Angaben über Kutschen und Wagen, Fahrpreise und Tarife dienen dem Leser als wertvolle Informationen. Milan Hlavačka ist mit diesem Werk zum Vorreiter der Forschung zum Thema Reisen aus alltagshistorischer Sicht geworden – einem Thema, das in der tschechisch-historischen Forschung bisher noch keines war.

Brno

Zdenka Stoklásková

Geschichte Schlesiens, Bd. 3: Preußisch-Schlesien 1740–1945, Österreichisch-Schlesien 1740–1918/45. Hrsg. von Josef Joachim Menzel, in Verbindung mit Konrad Fuchs und Hubert Unverricht.

Histor. Komm. für Schlesien. Thorbecke Sigmaringen 1999, 768 + XIV S., 73 Abb., 16 Karten.

„Przełomy w historii“ – Umbrüche in der Geschichte, lautete das Motto des XVI. Polnischen Historikertages, der im September 1999 unter großer öffentlicher Resonanz in der schlesischen Landeshauptstadt stattfand. Breslau (Wrocław) als Veranstaltungsort lud zu einem neuen Blick auf die Geschichte Schlesiens ein, die als Forschungsgegenstand nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer Domäne der polnischen Geschichtswissenschaft geworden ist. Eindrucksvoll zeigte die von Polen, Tschechen und Deutschen gemeinsam gestaltete Sektion über „Umbrüche in der schlesischen Geschichte“, daß Historiker heute diesseits und jenseits von Oder und

Neiße neue, gemeinsame Fragen an die schlesische Geschichte stellen, die nicht das Trennende betonen, sondern das Verbindende suchen. Doch die nach 1945 zwischen tschechischen und polnischen Historikern beschlossene Arbeitsteilung, mit der die wissenschaftliche Bearbeitung der schlesischen Territorien in die Zuständigkeit mehrerer Staaten übergeben und den ideologischen Bedürfnissen der Zeit untergeordnet wurde, ist schon seit mehr als einem Jahrzehnt überwunden. Interpretationsvorgaben wie die von Josef Macûrek aus den sechziger Jahren, wonach die gemeinsamen Kämpfe des tschechischen und polnischen Volkes gegen die deutschen herrschenden Klassen auf schlesischem Boden ein wichtiges, die tschechisch-polnischen Beziehungen in besonderer Weise prägendes Merkmal gewesen seien, gehörten schon vor 1989/90 der Vergangenheit an. Eine historiographisch-ideologiekritische Analyse über die schlesische Forschungsgeschichte der vergangenen zwei Jahrhunderte sowie eine Überprüfung älterer Geschichtsbilder und wissenschaftlicher Traditionen gibt es bisher zwar nicht – in keinem der Länder, die die Geschichte Schlesiens als Teil der eigenen Geschichte verstehen. Die Grundlagen für eine solche Neubewertung sind jedoch unterdessen in allen drei Nationalhistoriographien gelegt worden. In Deutschland lassen sie sich an insgesamt drei Gesamtdarstellungen zur schlesischen Geschichte ablesen, die zwischen 1994 und 1996 im Rahmen der Reihen „Deutsche Geschichte im Osten Europas“, „Historische Landeskunde. Deutsche Geschichte im Osten“ und „Studienbuchreihe des Ostdeutschen Kulturrats“ publiziert wurden.

Der nun ebenfalls vorliegende, lange angekündigte dritte Band der „Geschichte Schlesiens“ schließt ein Langzeitprojekt der (1921 unter dem Eindruck des Plebiszits in Oberschlesien gegründeten) „Historischen Kommission für Schlesien“ ab, das von Hermann Aubin, der im Frühjahr 1934 die Leitung der Kommission übernommen hatte, in Breslau initiiert worden war. Der erste Band „Von der Urzeit bis zum Jahre 1526“, der 1938 erschien, noch im gleichen Jahr nachgedruckt wurde und 1961 in einer teilweise überarbeiteten dritten Auflage erschien (bisher letzte, fünfte Auflage 1988), stand ganz im Zeichen der am „Volkstum“ orientierten sogenannten Ostforschung. Intendiert war seinerzeit ein als unerlässlich erachtetes Gegenwerk zu der von der Krakauer Akademie der Wissenschaften 1933 veröffentlichten „Historia Śląska“. Während die polnische Synthese mit dem ersten Halbband des dritten Teils (1976) beim Jahr 1890 stehenblieb, kam die deutsche Gesamtdarstellung lange Jahre nicht über den zweiten Band „Die Habsburger Zeit 1526–1740“ hinaus, der erstmals 1973, in durchgesehener zweiter Auflage dann 1988 erschien. Daß der abschließende dritte Band nun an der Wende des neuen Jahrtausends doch noch erscheint, ist ohne Frage eine beachtliche Leistung für die Historische Kommission – auch und gerade angesichts der lange Jahrzehnte währenden Marginalisierung der (alt-) ostdeutschen Landesgeschichte. Die lange Bearbeitungsdauer hatte allerdings ihren Preis: Sieben der 17 Mitarbeiter, die ihre Manuskripte teilweise schon in den siebziger Jahren verfaßt hatten, starben vor der Drucklegung – darunter Günther Grundmann († 1976), Ernst Birke († 1980), Walter Kuhn († 1983) und auch Ludwig Petry († 1991), der als wissenschaftlicher Sekretär in den dreißiger Jahren schon dem Arbeitskreis des Projekts einer deutschen Gesamtgeschichte Schlesiens angehört hatte. Ihre Texte wurden teilweise überarbeitet und ergänzt, teilweise unverändert übernommen.

Der Band umfaßt die beiden Jahrhunderte vom Beginn der preußischen Herrschaft 1740 bis zu Krieg, Flucht und Vertreibung 1945/46, in denen das historische Schlesien – einschließlich der zuvor böhmischen Grafschaft Glatz und seit 1815 der östlichen Oberlausitz – zunächst zwischen Preußen und Österreich geteilt war und dann nach dem Ersten Weltkrieg mit den preußischen Provinzen Oberschlesien und Niederschlesien zum Deutschen Reich, mit der Woiwodschaft Śląska zu Polen und mit dem Land Slezsko zur Tschechoslowakei gehörte. Für Preußisch-Schlesien wurde an dem schon in den beiden vorausgegangenen Bänden angewandten Prinzip thematischer Längsschnitte – Politik, Wirtschaft, Katholische Kirche, Evangelische Kirche, Judentum, Literatur, Kunst, Musik, Buchwesen – festgehalten, für das kleinere Österreichisch-Schlesien dagegen ein einheitliches Vorgehen vorgezogen. Abgesehen von den recht bieder anmutenden, qualitativ oft unzureichenden Abbildungen ist der Band, der durch ein Personen- und Ortsregister erschlossen ist, sorgfältig gestaltet worden. Daß gerade der – im Vergleich zur Kirchen- und Kulturgeschichte ohnehin stark untergewichtete – politische Teil bis 1848 (Ludwig Petry/Ernst Birke) weitgehend veraltet und überdies äußerst spröde verfaßt ist, ist ebenso zu bedauern wie das völlige Außerachtlassen der umfangreichen und qualitativ hochwertigen polnischen (teilweise auch tschechischen) Forschungsergebnisse zur schlesischen Geschichte gerade des 19. Jahrhunderts. Hat auch der anschließende, neu verfaßte Beitrag zur politischen Geschichte 1848–1918 von Michael Rüdiger Gerber bereits unverzeihliche Lücken (z. B. Kulturkampf, Arbeiterbewegung), so wird der Tiefpunkt in der Darstellung der Jahre 1918–1945 (Konrad Fuchs) erreicht. Der Autor, der hier nur eine abgewandelte Fassung eines Beitrags vorlegt, den er schon in dem von Norbert Conrads herausgegebenen Band „Schlesien“ (Berlin 1994) publiziert hat, scheint keine der zahlreichen Kritiken gelesen zu haben, welche die Fülle von sachlichen Fehlern, Ungenauigkeiten und zum Teil haarsträubenden Lücken bereits detailliert benannt haben.

Ungleich gehaltvoller sind die Beiträge zur Kirchen-, Kultur- und Geistesgeschichte, die naturgemäß methodisch und konzeptionell stark voneinander abweichen. Am stärksten ist wohl Joachim Köhler in seinem gediegenen Beitrag über die katholische Kirche Schlesiens um Traditionskritik bemüht (ganz nebenbei erfahren wir hier mehr und Substantielleres über den Nationalsozialismus als im ganzen politischen Part von Fuchs über diese Zeitspanne), in ähnlicher Form auch Peter Maser in seiner Studie über das schlesische Judentum.

Insgesamt hinterläßt der umfangreiche Band einen zwiespältigen Eindruck beim Leser, der von einer Publikation mit dem Erscheinungsjahr 1999 eine methodisch und konzeptionell innovative Darstellung der Geschichte und Kultur Schlesiens – eines Raumes mit mehrfacher kultureller und historischer Identität – erwartet hätte. So ähnelt doch vieles dem traditionellen landesgeschichtlichen Paradigma einer vergangenen Zeit, in der man die Arbeiten der polnischen und tschechischen Geschichtswissenschaft ebenso meinte ignorieren zu können wie die methodische Neuausrichtung der deutschen Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg. An eine Fortsetzung des Handbuchs für die Zeit nach 1945 ist entgegen früheren Plänen nicht gedacht.

Trauner, Karl-Reinhart: Die Los-von-Rom-Bewegung. Gesellschaftspolitische und kirchliche Strömung in der ausgehenden Habsburgermonarchie.

Verlag Péter Tillinger, Szentendre 1999, 751 + XIV S.

Der Wiener Kirchenhistoriker und in der Militärseelsorge tätige evangelische Pfarrer Karl-Reinhart Trauner hat mit der vorliegenden Monographie eine Lücke in der Erforschung der Habsburgermonarchie geschlossen. Nur vereinzelt war diese Thematik rund um das denkwürdige Dezennium, ausgehend vom Los-von-Rom-Aufruf Schönerers im Jahre 1898, von Historikern und Kirchenhistorikern aufgegriffen worden. In einer der vorliegenden Arbeit ähnlich umfassenden Weise wurde die Los-von-Rom-Bewegung bisher nur von Lothar Albertin behandelt, die 1953 angenommene Dissertation mit dem Titel „Nationalismus und Protestantismus in der Österreichischen Los-von-Rom-Bewegung um 1900“ wurde jedoch nie veröffentlicht.

Karl-Reinhart Trauner widmete sich schon während seiner Studienzeit diesem Thema, womit auch die Fülle an verwendetem Quellenmaterial aus beinahe zwei Dutzend Archiven und Bibliotheken zu erklären ist. Lothar Albertin hingegen hatte in seiner Kölner Dissertation noch hauptsächlich Material aus dem Archiv des Konfessionskundlichen Instituts des Evangelischen Bundes in Bensheim (Hessen) verarbeitet, wodurch beim Leser der Eindruck erweckt wurde, die Los-von-Rom-Bewegung sei eine vom Deutschen Reich initiierte und ferngesteuerte Bewegung in den deutschsprachigen Gebieten der Donaumonarchie gewesen. Wie Trauner aber in seiner Untersuchung darstellt, trifft eigentlich beinahe das Gegenteil zu, wobei die besondere Situation der Habsburgermonarchie zwischen 1848 und 1918 eine differenzierte Annäherung an das Problem mehr als nur berechtigt erscheinen läßt.

Auch bei Trauners Arbeit handelt es sich um eine Dissertation, bei der Drucklegung wurde lediglich die zusammenfassende Aufstellung derjenigen Pfarrer und Vikare weggelassen, die entweder nach der klassischen Definition eines Geistlichen der Los-von-Rom-Bewegung aus dem Deutschen Reich gesandt wurden oder die, zwar in Österreich geboren, aber aus den verschiedensten Gründen im Rahmen der Bewegung tätig waren. Trotz einiger Ungenauigkeiten, Unsicherheiten und Lücken, die sich aus der angehängten Zusammenschau von Nennungen in den Quellen und in der Sekundärliteratur zwangsläufig ergeben mußten, stellt der Wegfall dieser Aufstellung einen Verlust dar.

Neben vielen spannenden Details präsentiert die vorliegende Monographie drei grundsätzliche Rechercheergebnisse: Erstens lassen sich die Anfänge einer „Los-von-Rom-Bewegung“ schon auf die Revolutionstage von 1848/49 zurückführen. Zweitens wurde der politische Begriff „Los-von-Rom-Bewegung“ zwar auch für die Evangelische Bewegung prägend (die altkatholische Übertrittsbewegung erlangte in diesem Zusammenhang niemals diese Bedeutung), die politische Los-von-Rom-Bewegung im Umfeld der Alldutschen unter Georg Ritter von Schönerer ist als singuläres Phänomen aber deutlich von der religiösen Evangelischen Bewegung zu unterscheiden. Und drittens entdeckte der reichsdeutsche Evangelische Bund unabhängig und noch vor einer politischen Vereinnahmung durch die Schönerer-Gruppe die bereits vorhandene laue Übertrittsbewegung in Österreich und war bemüht, den

Gemeindeaufbau zu unterstützen und zu organisieren. Die Los-von-Rom-Bewegung besteht eben gerade durch die Nachhaltigkeit in ihrer religiös evangelischen Ausprägung.

Im Jahre 1848 wandte sich in Österreich die Revolution auch kritisch gegen die josephinische Verbindung von katholischer Kirche und Staat unter Führung des Staates. Dies war nicht grundsätzlich kritisch gegen den Glauben gerichtet – auch nicht gegen den katholischen –, sondern gegen alle jene, die über Religion öffentlich Druck und Macht ausgeübt hatten – gegen Teile der katholischen Amtskirche und im besonderen gegen einige Orden wie Jesuiten, Liguorianer und Redemptoristen. Eine Strömung der Zeit, die die Kirchenkritik der Revolution zu einem ihrer Hauptargumente nahm, war die Deutschkatholische Bewegung, die sich in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts auch in Österreich zunehmend politischen Zielen zuwandte. Ein Fixpunkt bei allen Zusammenkünften der Deutschkatholiken war die Aufforderung, sich von Rom loszusagen. Folgen wir den Erinnerungen des Zeitgenossen Robert Hamerling, „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“, dann wurde der Ruf „Los-von-Rom!“ erstmals 1848 von Hermann Pauli in einer Zusammenkunft von Deutschkatholiken ausgebracht. Pauli war katholischer Pfarrer in Wien-Erdberg, der zur Deutschkatholischen Bewegung übertrat. Da Hamerling als gefeierter nationaler Dichter in national-liberalen und Korporationskreisen rezipiert wurde und als Festredner und Identifikationsfigur beliebt war, scheint Trauners Überlegung nur folgerichtig, daß der Chronist Hamerling unbewußt den „Los-von-Rom“-Ruf aus den Revolutionstagen in die gespannte nationale Lage der ausgehenden Habsburgermonarchie vermittelt hat. Nach dem Verbot des Deutschkatholizismus in Österreich im Jahre 1851 stellte der Protestantismus dann ein Auffangbecken für Deutschkatholiken dar.

Auch nach 1848 war in Österreich eine latente Übertrittsbewegung zur Evangelischen Kirche zu beobachten. Immer wieder regte sich Skepsis bei den Synodalversammlungen bezüglich der Motivation der Austritte aus der Katholischen Kirche, beziehungsweise der Eintritte in die Evangelische Kirche. Schon 1889, also rund zehn Jahre vor der Los-von-Rom-Bewegung, beschloß die V. Generalsynode in Österreich, daß eine evangelische Identität als Voraussetzung eines Eintrittes von dem zuständigen Seelsorger zu überprüfen und gegebenenfalls vor einem Übertritt dem Konvertiten Unterricht in Glaubenslehren der evangelischen Kirche zu erteilen sei. Der reichsdeutsche „Evangelische Bund zur Wahrung deutsch-protestantischer Interessen“ beobachtete diese Übertrittsbewegung aufmerksam und trachtete danach, den neu entstehenden evangelischen Gemeinden in Österreich mit finanziellen Mitteln und Personal unter die Arme zu greifen. Es stellt demnach einen „historischen Zufall“ dar, daß der reichsdeutsche Pfarrer Paul Braeunlich, einer der wichtigsten Agitatoren des Evangelischen Bundes, am 6. November 1898, also einen Tag nachdem Schönerer den „Los-von-Rom“-Ruf durch seine Rede im Abgeordnetenhaus populär gemacht hatte, in Böhmen eintraf, um mit Hilfe bekannter lokaler Persönlichkeiten die Evangelische Bewegung in Österreich voranzutreiben. Ein kausaler Zusammenhang besteht jedenfalls nicht.

Im Bemühen der Schönerianer, nach dem Abflauen der Badeni-Unruhen auch weiterhin, besonders in Böhmen, die Massen für ihre Zwecke zu mobilisieren,

trachteten sie danach, die Evangelische Bewegung für sich zu vereinnahmen, und den Austritt aus der sogenannten „undeutschen“ römisch-katholischen Kirche mit ihrem Indifferentismus nationalen Fragen gegenüber als Idee der nationalen Abwehr gegen eine drohende Slawisierung zu propagieren. Freilich führte die nationalprotestantische Geschichtsschau der Evangelischen Bewegung, getragen durch den Evangelischen Bund, und die klare kämpferische Abgrenzung dem Katholizismus gegenüber zu einer Interessensparallelität mit der Los-von-Rom-Bewegung der Schönerianer und zu einer Zusammenarbeit in manchen Bereichen. Doch Karl-Reinhart Trauner fordert eine klare Differenzierung: Der Schönerer-Gruppe sei es zwar gelungen, der Bewegung selbst über den Namen ihren Stempel aufzudrücken, die Bezeichnung „Los-von-Rom-Bewegung“ habe sich auch für die Evangelische Bewegung durchgesetzt, doch in ihrem Grundcharakter habe sich die religiös motivierte Evangelische Bewegung behaupten können.

Da der Ruf „Los-von-Rom!“ schon 1848 und ein Gemeindegewachstum in der evangelischen Kirche Cisleithaniens schon vor und noch lange nach dem Ende der politischen Los-von-Rom-Bewegung nachzuweisen ist, läßt sich das Phänomen in zwei Stränge gliedern, die zwar eine kurze Zeit parallel laufen und sich gegenseitig beeinflussen, davor und danach aber getrennte Wege gehen. Die politische Los-von-Rom-Bewegung ist mit dem erneuten Aufstieg der Schönerianer 1897 und ihrem ebenso raschen Niedergang ab 1902 auf das engste verbunden. Die Evangelische Bewegung besticht hingegen durch einen nachhaltigen Mitgliederzuwachs, der selbst noch nach dem Ende der Donaumonarchie besonders in West- und Nordböhmen andauerte, und sich im Aufbau eines ganzen Netzes neuer evangelischer Kirchen und Predigtstationen äußerte.

Wien

Andreas Wolf

Besier, Gerhard: Kirche, Politik und Gesellschaft im 20. Jahrhundert.

Oldenbourg Verlag, München 2000, 184 + XIV S. (Enzyklopädie deutscher Geschichte Bd. 56).

Sprechen wir sogleich vom Titel des Buches: Verspricht er nicht mehr, als er hält? Dabei meine ich nicht die Tatsache, daß die vorgenommene Zentrierung auf die deutsche Geschichte gar nicht erst angezeigt wird. Sie ergibt sich ja schließlich aus dem Namen jener Reihe, zu der dieser Band gehört. Nein, nicht auf den Raum, sondern auf die Zeit, den Zeitraum, bezieht sich das womöglich größere Versprechen des Titels. Läßt er nicht erwarten, daß hier hundert Jahre in den Blick genommen werden, während es in Wirklichkeit nur knapp siebzig sind? Weder werden die letzten zehn Jahre des alten Millenniums dargestellt, noch die ersten zwanzig Jahre des damals jungen Säkulum erwähnt. Die Darstellung beginnt vielmehr mit dem Jahr 1919/20 und endet mit dem Blick auf die Ereignisse um 1989/90. Weitschweifige Erklärungen für diese durchaus sinnvolle Begrenzung erübrigen sich; und doch verrät sie etwas von der dominierenden Perspektive des Autors, mit der dieser das gesellschaftliche Ganze des besagten Raumes zu strukturieren sucht. Gerhard Besier, Professor für historische Theologie und Konfessionskunde an der theologischen

Fakultät der Universität Heidelberg, nimmt vornehmlich den politischen, nicht den religiös-kirchlichen Prozeß als Strukturmoment wahr; zwar ohne nähere Begründung, aber doch zu Recht; denn jener ist der kleinschrittigere und damit historiographisch der praktikablere. Fassen wir die politischen Perioden deutscher Geschichte des 20. Jahrhunderts ins Auge, so lassen sich – übrigens in merkwürdiger Parallele zum 19. Jahrhundert – vier Einschnitte feststellen; und zwar in den Jahren 1914/19, 1933, 1945/49 und 1989/90. Und genau diese Einschnitte im 20. Jahrhundert sind es, die dem Verfasser das geeignete Gliederungsschema für seine Darstellung bieten.

Besier geht in drei Schritten vor: Zu Beginn bietet er einen „enzyklopädischen Überblick“ über die Zeit von 1918 bis 1990, geht sodann auf „Grundprobleme und Tendenzen der Forschung“ ein und liefert abschließend ein informatives, 486 Titel umfassendes, 1999 abgeschlossenes Quellen- und Literaturverzeichnis. Im Abschnitt „Enzyklopädischer Überblick“ werden vier Themenfelder betrachtet, die jenen oben angedeuteten politischen Perioden entsprechen. Erstens: „Der Weimarer Staat und die Volkskirchen (1919–1933)“. Hier wird mit wenigen Strichen die „Revolution von 1918/19 und der Weg von der Staats- zur Volkskirche“ skizziert, werden „protestantische Lebenswelten“, der Deutsche Evangelische Kirchenbund sowie Kirchenverträge und Konkordate benannt und kommt der „Katholizismus zu Beginn der Weimarer Zeit“ zu Wort. Überdies skizziert der Verfasser wichtige Stationen und Personen der damaligen evangelisch-theologischen Theologie, umreißt Karl Barths wegweisenden theologischen Ansatz, vergißt nicht, auf Adolf von Harnack einzugehen, erwähnt auch die Schule Karl Holls und den systematischen Neuansatz von Dietrich Boenhoeffer, um schließlich auf die „Theologie der evangelischen Ökumene zwischen 1918 und 1933“ zu rekurrieren. Schon dieses erste Kapitel zeigt, wo Besier die Akzente setzt: nicht so sehr auf Darstellung und Analyse der katholischen Position, sondern der evangelischen Perspektiven.

Im zweiten Kapitel wird die Zeit von 1933 bis 1945/49 in den Blick genommen. Dabei wird nüchtern konstatiert und kritisch reflektiert, daß und warum „nicht wenige Protestanten“ (S. 22) sich zunächst von den Nationalsozialisten angesprochen fühlten und es sogar zu der Gründung der „Deutschen Christen (Nationalsozialisten)“ kommen konnte, die Katholiken aber von vornherein der NS-Ideologie „distanziert bis ablehnend“ gegenüberstanden und jedes „Engagement der Gläubigen in der Partei“ mißbilligten (S. 22 f.). Sodann werden die Versuche der evangelischen Christen beschrieben, sich dem seit der „Machtergreifung“ massiv in Gang geratenen Prozeß der „Gleichschaltung“ zu widersetzen, „die falsche Lehre“ der anderen „Herren“ und „Führer“ zu verwerfen (Barmer Bekenntnissynode von 1934) und, die Bekennende Kirche fundierend, ihren gemeinsamen Glauben an Jesus Christus zu bekunden. Die NS-Politik indes stufte die Kirchen zu religiösen Gesellschaften im Sinne von Vereinen herab, traf zahlreiche Maßnahmen zu ihrer Unterdrückung und suchte auf dem Wege der Sondergesetzgebung die Kirchen immer mehr zu marginalisieren und schließlich endgültig zu liquidieren. Tatsächlich waren während des Zweiten Weltkrieges die Kirchen bereits so weit geschwächt, daß z. B. gegen das „Euthanasieprogramm“ des NS-Staates nur der katholische Bischof von Münster, Clemens August Graf von Galen, öffentlich zu protestieren wagte. Am

3. August 1941 nannte er von der Kanzel herab die Verbrechen beim Namen und stellte offiziell Strafanzeige wegen Mordes.

Im dritten Kapitel nimmt der Autor schließlich die Zeit von 1945/49 bis 1989/90 ins Visier. Er blickt zunächst auf die „Kirchen in der Bundesrepublik“ und – im vierten Kapitel – auf die „in der Sowjetischen Besatzungszone und in der Deutschen Demokratischen Republik“. Wieder liegt das Augenmerk des Verfassers eindeutig auf dem Protestantismus. Lediglich *en passant* werden jene katholischen Kräfte genannt, die an der Gründung der Bundesrepublik Deutschland, in der „Ära Adenauer“ und darüber hinaus maßgeblich an der politischen Gestaltung beteiligt waren, und zwar in einem Maße, das immerhin einen Martin Niemöller zu der süffisanten Sentenz provozierte, die Bonner Republik sei „in Rom gezeugt und in Washington geboren“ worden. Auch die Einschätzung der Rezeptionsgeschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils in Deutschland, die katholisch-theologische Entwicklung an den Universitäten und Akademien und „philosophisch-theologischen Seminaren“ (z. B. in Erfurt), überhaupt das christlich-katholische Leben in den Gemeinden vor Ort, die Orden, Kongregationen, die Säkularinstitute und die zahlreichen, möglicherweise besonders zukunftssträchtigen neuen geistlichen Bewegungen („*novi movimenti spirituali*“, Ratzinger) in der Bundesrepublik wie auch in der DDR verdienen ein differenzierteres Urteil (S. 43 f.; S. 57 f.) bzw. überhaupt erwähnt zu werden.

Innerhalb der „Grundprobleme und Tendenzen der Forschung“ bildet ein solider historiographischer Überblick das erste Kapitel. Die dort angeführte und kurz vorgestellte Literatur zu den viermal markierten politischen Abläufen ist sorgfältig gewählt. Nur die wirklich grundlegenden Werke werden genannt. Das zweite Kapitel, überschrieben mit „Probleme, Arbeitsschwerpunkte und Desiderate“, gliedert sich in neun Abschnitte, die jeweils aktuelle Frage- und Forschungsfelder benennen und dabei wiederum vor allem den Protestantismus im Auge haben: Angefangen bei den gegenwärtigen Kontroversen in der kirchengeschichtlichen Forschungsarbeit, über die Frage nach der kritischen Einschätzung des Wiederauflebens von (Auto)-Biographien und der noch entwicklungsfähigen „Oral History“, der aktuellen Einschätzung der Barmer Theologischen Erklärung, der „Geschichte der Diakonie“, des Verhältnisses von „Kirche und Judentum“, der Geschichte der „Freikirchen und der ökumenischen Bewegungen“, bis hin zu den spezifischen Fragestellungen quantitativer Geschichtsforschung, der Frage auch nach der „Religion in den Medien“ und den „politischen Religionen“, den „Zivilreligionen“ und den „neuen religiösen Bewegungen“ in Deutschland von 1918 bis 1998.

Damit kann die eingangs gestellte Frage beantwortet werden: Der Titel hält durch, was er verspricht. Auf knappstem Raum wird kompetent und konzentriert über „Kirche, Politik und Gesellschaft im 20. Jahrhundert“ informiert. Hilfreich auch, daß am Rand eines jeden Absatzes sein Inhalt stichwortartig wiedergegeben wird. Das erleichtert die Orientierung, die zum Schluß noch einmal dank des sorgfältig gearbeiteten Registers gesichert wird. Das Buch provoziert überdies zum Nachdenken, mitunter gar zum Widerspruch. So scheint mir die Frage nach der aktuellen und künftigen Bedeutung von Religiosität in Deutschland nicht durch Umfragen

allein beantwortet werden zu können (S. 122 f.). Gerade der Historiker hat doch noch ganz andere Möglichkeiten kritischer Beurteilung zur Hand. So darf er schließlich daran erinnern, was eingangs schon angedeutet wurde: Politische Abläufe gehören zu den kurzfristigsten Wellen innerhalb der gesellschaftlichen Prozesse. Im Hinblick auf Deutschland im 20. Jahrhundert zählte die längste politische Periode vierzig, die kürzeste zehn Jahre. Religionen und Kirchen indes überdauern Jahrhunderte und Jahrtausende. Sie liefern uns die längsten Wellen in der Menschheitsgeschichte und vermögen Gesellschaftssysteme, Staaten und selbst Völker zu überleben. Doch dieses und andere Bedenken schmälern den Wert des vorliegenden Werkes keineswegs. Insgesamt gelingt Besier mit diesem Buch genau das, was die von Lothar Gall herausgegebene renommierte Reihe beabsichtigt: „ein Arbeitsinstrument“ zu bieten, mit dem sich jeder Interessierte nicht nur rasch und zuverlässig über den neuesten Stand der Forschung informieren, sondern auch zu eigenen Fragen, Ergänzungen und Einwänden anregen lassen kann.

Essen

Manfred Gerwing

Miller, Daniel E.: Forging Political Compromise. Antonín Švehla and the Czechoslovak Republican Party 1918–1933.

University of Pittsburgh Press, Pittsburgh, 1999, 323 + XV S., 12 Abb., 8 Tab. (Pitt Series in Russian and East European Studies).

Antonín Švehla (1873–1933) war als Vorsitzender der Republikanischen Partei des Landwirtschaftlichen und Kleinbäuerlichen Volkes (seit 1909), als Innenminister (1918–1920) und Ministerpräsident (1922–1929, mit einer sechsmonatigen Unterbrechung 1926) zweifellos einer der einflußreichsten Politiker in den Anfangsjahren der ersten ČSR. Obgleich seine Beziehungen zu Präsident Masaryk und dessen Adlatus Edvard Beneš geschäftsmäßig-korrekt blieben und er bewußt Distanz zum einflußreichen „Burg“-Kreis hielt, verstand es dieser aus kleinbäuerlichen Verhältnissen stammende, ohne höhere Ausbildung gebliebene *homo politicus* immer wieder, nicht nur die Spannungen zwischen den beiden Flügeln der über fast zwanzig Jahre hinweg den Premierminister stellenden Agrarpartei auszugleichen, sondern auch als bewunderter und gefragter „Meister des Kompromisses“ politische Gegner im Interesse der Sache zu konstruktiver Mitarbeit zu veranlassen. Nach dem 1945 erfolgten Verbot dieser so stark von ihm geprägten bäuerlichen Interessenvertretung wurden sein Wirken und seine Bedeutung in der marxistischen Geschichtsschreibung lange gezielt herabgesetzt. In zwei in den USA erarbeiteten Dissertationen,¹ in einer vom Vorsitzenden der Agrarpartei im Exil verfaßten Biographie² und in einer die früheren Studien zusammenfassenden materialreichen Geschichte der

¹ Samal, Mary Hrabik: *The Czechoslovak Republican Party of Smallholders and Farmers, 1918–1938*. Ph. D. dissertation, Pennsylvania State University, 1973; Kubricht, Andrew P.: *The Czech Agrarian Party, 1899–1914: A Study of National and Economic Agitation in the Habsburg Monarchy*. Ph. D. dissertation, Ohio State University, 1974.

² Dostál, Vladimír: *Antonín Švehla: Profil Československého státníka* [Antonín Švehla: Das Profil eines tschechoslowakischen Staatsmannes]. New York 1989.

Agrarpartei des Brünner Historikers Dušan Uhlíř³ wurde Švehla inzwischen ein-drucksvoll rehabilitiert. Antonín Klimek hat ihm in seiner quellengesättigten Darstellung „Boj o Hrad“ ebenfalls Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aufbauend auf diesen Untersuchungen und seiner 1989 abgeschlossenen Dissertation hat nun der amerikanische Historiker Daniel E. Miller, der an der University of West Florida in Pensicola lehrt, eine stets ausgewogene Beurteilung der politischen Tätigkeit und Bedeutung Švehlas vorgelegt. Obwohl er nur wenige neue Quellenbestände erschließen konnte, dafür aber die Tagespresse, die Sekundärliteratur und vor allem die Berichte des gut informierten österreichischen Gesandten Ferdinand Marek penibel auswertete, überzeugt sein Buch inhaltlich durch unvoreingenommene und wohl durchdachte Urteile.

Enttäuscht dürfte jedoch der Leser sein, der etwas über den Menschen Švehla, das Familienleben, seine Freunde, seine Neigungen und seine Gefühle erfahren möchte. Die wenigen Informationen über seine Privatsphäre (S. 22 f.), über seinen Charakter und die ihn auszeichnenden Eigenschaften (S. 110 ff.) fanden zudem Aufnahme in einem Kapitel, das sich mit der Struktur, dem Programm und der Klientel der Agrarpartei sowie mit Švehlas häufigen, insgesamt erfolgreichen Bemühungen beschäftigt, den „konservativen“ und den „moderaten“ reformbereiten Flügel zusammenzuhalten und die unterschiedlichen Forderungen der Großgrundbesitzer, der Kleinbauern und der Landarbeiter auszubalancieren.

Miller zeichnet zuverlässig und stets nachvollziehbar Švehlas Einstieg in die Parteipolitik und ab 1908 seine Aktivitäten als Abgeordneter des Böhmisches Landtags nach und verschweigt nicht seine bis in den März 1917 nachweisbare Loyalität zur k.u.k. Monarchie und sein weitgehend passives Verhalten in den dramatischen Spätoktobertagen 1918. Als Innenminister der Regierung Kramář und in der rot-grünen Koalition 1919/20 nahm er entscheidenden Einfluß auf die Inhalte der zentralistischen Verfassung, trug die Verantwortung für den Aufbau der Verwaltung und den Anschluß der Slowakei und Karpatorußlands sowie für die Integration und Befriedung der nationalen Minderheiten. Miller hielt es allerdings nicht für nötig, den tragischen 4. März 1919 auch nur zu erwähnen.

Während der Regierungskrise nach den Wahlen vom April 1920 und dem Auseinanderbrechen der Sozialdemokratie war es nicht zuletzt dem persönlichen Einsatz Švehlas, seinem Pragmatismus und Geschick als Vermittler zu danken, daß die sozialen Konflikte nicht zu einem Bürgerkrieg eskalierten und die mit Fachleuten besetzten Kabinette Černý und Beneš eine innenpolitische Konsolidierung erreichen konnten. Zwar hatte Švehla bereits in der von ihm mitinitiierten Pětká im Hintergrund die Fäden gezogen, doch Masaryk zögerte im Oktober 1922 lange, den als potentiellen Rivalen eingestuftten Führer der stärksten Partei mit der Regierungsbildung einer „allnationalen Koalition“ zu beauftragen, zumal seine labile Gesundheit, die bereits die Teilnahme an der Abstimmung über die Verfassung am 29. Fe-

³ Uhlíř, Dušan: *Republikánská strana venkovského a maloroľnického lidu, 1918–1938: Charakteristika agrárneho hnutí v Československu* [Die Republikanische Partei des Landwirtschaftlichen und Kleinbäuerlichen Volkes, 1918–1938: Eine Charakteristik der agrarischen Bewegung in der Tschechoslowakei, 1918–1938]. Praha 1988.

bruar 1920 verhindert hatte, lange Arbeitspausen und Erholungsaufenthalte im Ausland notwendig machte. Erst im Herbst 1926 sah Švehla seine langjährigen Bemühungen um eine Regierungsteilnahme der deutschen aktivistischen Parteien von Erfolg gekrönt. Nach einer letzten großen, dem deutsch-tschechischen Ausgleich gewidmeten Rede im November 1927 konnte er nur noch sporadisch die Regierungsgeschäfte führen und sah sich – auch auf Drängen der eigenen Parteifreunde – im Februar 1929 gehalten, seine Demission bekannt zu geben. Mehrere Anläufe, in die Tagespolitik zurückzukehren, wurden durch neue Krankheitsattacken verhindert. Am 11. Dezember 1933 starb dieser Virtuose des Kompromisses und einer der eindruckvollsten, auch charakterlich integersten Politiker der ersten ČSR.

Auch wenn Miller stellenweise mit der Bewunderung für seinen „Helden“ nicht geizt, so ist ihm auf gerade 200 Seiten eine in sich schlüssige, die Verdienste Švehlas als Politiker gerecht werdende Studie gelungen. Abgesehen von Parteiversammlungen mied er die Öffentlichkeit, nahm höchst selten und ungern an Parlaments-sitzungen teil und publizierte vergleichsweise wenig. Überzeugend wird dargelegt, daß sein Verhältnis zu Masaryk, dem gegenüber er sich stets loyal verhielt, wohl eher von Respekt denn Sympathie geprägt war, obschon sich beide zeitweilig regelmäßig zu langen Gesprächen nicht nur über tagespolitische Belange trafen. Größere Vorbehalte hegte er offensichtlich Beneš gegenüber, den er zwar als Fachmann akzeptierte und im Interesse der Kontinuitätssicherung der tschechoslowakischen Außenpolitik in die von ihm geführten Regierungen berief, zu dem er aber sonst außerordentlich kritisch eingestellt blieb. Seinen slowakischen Parteifreund Hodža nahm er als überehrgeizigen und intriganten Rivalen wahr; doch auch seine Beziehungen zu seinen Nachfolgern Udržal und Malypetr sowie dem machtbewußten Parteisekretär Beran waren von Mißtrauen und Zurückhaltung bestimmt. Diese von Miller herausgearbeiteten Spannungen wurden inzwischen von Klimek im zweiten Band von „Boj o Hrad“ einer wesentlich präziseren Analyse unterzogen. Dem Urteil Millers ist zuzustimmen, daß Švehla entscheidende Impulse für die Entwicklung des Parlamentarismus, das Zustandekommen von Koalitions-regierungen nach schwierigen Verhandlungen, den Ausgleich parteipolitischer und berufsständischer Interessen und somit insgesamt für die Konsolidierung des jungen Staates gegeben hat.

Dem Verfasser sind nur wenige Fehler unterlaufen. Die Slowakische Volkspartei Hlinkas trat schon im Februar 1927 und nicht erst 1929 in die Regierung ein; Ludwig Czech war bereits seit November 1929 und nicht erst ab 1932 im Kabinett (S. 10). Die slowakische Zustimmung zur Staatsgründung verlief wesentlich komplizierter als auf Seite 44 dargestellt. Bei mehreren wichtigen Komplexen – u. a. Grenzsicherung, Eingliederung der Slowakei und Karpatorußlands, Minderheiten-problematik, Ausgestaltung des Verhältnisses Staat-Kirche, Beziehungen zum Bund der Landwirte – wären tieferschürfende Aussagen wünschenswert gewesen. Da Miller aber vor allem die Politikfelder abhandelt, die Švehla unmittelbar berührten und die er einer Lösung zuzuführen suchte, hat er keine Geschichte der Anfangsjahre der ersten ČSR, sondern eine kompakte Darstellung der politischen Aktivitäten des Bauernführers verfaßt. Die eng bedruckten 60 Seiten mit An-

merkungen zeugen von seiner Gründlichkeit und dem Bemühen, das auf 25 Seiten fast vollständig verzeichnete Schrifttum für seine Untersuchung auszuwerten.

Mit Millers Buch liegt jetzt endlich auch eine seriöse Studie über den Staatsmann Švebla in einer Westsprache vor, die weiterführende Einblicke in die verschlungenen Pfade der tschechoslowakischen Innen-, Partei- und Verbandspolitik bietet und aufzeigt, wie Politik in der ersten ČSR „gemacht“ wurde.

Saarbrücken

Jörg K. Hoensch

Boyer, Christoph: Nationale Kontrahenten oder Partner? Studien zu den Beziehungen zwischen Tschechen und Deutschen in der Wirtschaft der ČSR (1918–1938).

R. Oldenbourg Verlag, München 1999. 441 S. (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte. Hrsg. v. Institut für Zeitgeschichte 42).

Dieses Werk ist in Dresden als Habilitationsschrift unter einem sprechenden Titel eingereicht worden: „Zwischen ‚Tschechisierung‘ und ‚Selbstbehauptung‘“. Damit sind zwei Deutungsmuster für die wirtschaftliche Position der deutschen Industrie und anderer Wirtschaftszweige in der Ersten Tschechoslowakischen Republik zwischen Staatsgründung 1918 und Abtrennung des Sudetenlandes durch das Münchner Abkommen 1938 benannt. Bis heute geistert die These durch die historisch-apolgetische Argumentation vieler Publikationen, die Tschechoslowakische Republik habe konsequent das Ziel verfolgt, die sudetendeutsche Wirtschaft zu „tschechisieren“, ja, sie habe den ökonomischen Hebel benutzt, um die deutsche Minderheit im Staat zu unterdrücken. Von der tschechischen bzw. tschechoslowakischen Historiographie und Publizistik wurde und wird das mehr oder weniger vehement bestritten und statt dessen darauf hingewiesen, wie schwer es die tschechoslowakische Volkswirtschaft hatte, sich aus der Übermacht der deutsch geprägten Habsburgermonarchie zu emanzipieren.

Solche Thesen können solange weder bestätigt noch widerlegt werden, solange nicht genauere Untersuchungen vorliegen. Christoph Boyer hat im Rahmen einer Projektarbeit am Münchner Institut für Zeitgeschichte, die u. a. von der damaligen Deutsch-tschechoslowakischen Historikerkommission angeregt worden war, sich der Mühe unterzogen, aufgrund eines eingehenden Studiums der Fachliteratur, der zeitgenössischen Veröffentlichungen, Zeitschriften und Zeitungen und zentraler Archivbestände aus Prag und Deutschland, aus Genf und Wien, ein umfassendes Bild der Szenerie zu entwickeln, in der sich die Interaktion von tschechischer und deutscher Wirtschaft in der ČSR vollzog. (Eine Parallelarbeit dazu bildete die Untersuchung der Sprachenfrage in den tschechisch-deutschen Beziehungen von Jaroslav Kučera, die inzwischen in der gleichen Reihe erschienen ist. Vgl. BohZ 40/2, S. 543–546.)

Der bisher eher hypothetischen Ansicht, daß die gemeinsamen Interessen deutsche und tschechische Produzenten in der ČSR ungeachtet der zunächst politisch allgemeinen Distanz zwischen Tschechen und Deutschen in der ČSR relativ früh zusammengefunden haben, ist Boyer unter erfreulich breiter und souveräner Auswertung von Quellen nachgegangen und hat dabei die wesentlichen Etappen, Hindernisse und Erfolge der Zusammenarbeit zu einem neuen Bild zusammengefügt.

Dabei hat er sich zunächst vor allem auf die innertschechoslowakischen Beziehungen der tschechischen und deutschen Wirtschaftsorganisationen konzentriert, deren Geschichte auch je für sich und darüber hinaus vergleichend untersucht und dargestellt zu haben ein begrüßenswertes Novum dieses Buches ist. Während in seinem ersten Teil, der etwa zwei Drittel des Werks umfaßt, vor allem quasi die „Arbeitsebene“ und die binnenstaatlichen Verhältnisse im Blick des Verfassers liegen, wendet sich Boyer im zweiten, kürzeren Hauptteil der Arbeit den Beziehungen von Tschechen und Deutschen im unmittelbar industriellen Bereich zu.

Einen breiten Raum nimmt in diesem Abschnitt die zwischenstaatliche Politik zwischen Deutschem Reich und ČSR auf dem Gebiet der Arbeitsmarktpolitik ein, die zuweilen dramatische Züge annahm und mit wechselseitigen Entlassungen und Abschiebungen an Vorformen „ethnischer Säuberungen“ gemahnte. Dem Verfasser ist es dabei vorzüglich gelungen, die verschiedenen Ebenen (zwischenstaatliche Politik, genuin wirtschaftliche Interessen, Nationalitätenpolitik in der ČSR, Staatspolitik in der ČSR, nach 1929 in zunehmendem Maße auch die Implikationen der Weltwirtschaftskrise, die auch die Demokratie in der ČSR in einen Krisenzustand versetzte, Auswirkungen der Machtergreifung des NS-Regimes in Deutschland, der zunehmende Eingriff von Notwendigkeiten der Landesverteidigung usw.) aufeinander zu beziehen und in ihrer Interdependenz darzustellen.

Der Verfasser weist selbst darauf hin, daß darauf verzichtet werden mußte, hier auch stärker die Perspektive der Arbeitnehmer, wenn nicht gar der wechselseitigen Arbeiterbewegung einzubringen, oder auch die kleinen Gewerbetreibenden, Kleinproduzenten z. B. im Instrumentenbau, im Handwerk und dergleichen einzubeziehen. Könnten in einem solchen Fall nicht weitere Dimensionen aufgerissen werden, die möglicherweise die Dramatik der Situation der dreißiger Jahre noch erheblich drastischer hätten hervortreten lassen? Doch diese Ausweitung der Arbeit hätte freilich noch weit mehr Raum beansprucht. Vielleicht kann dieser Teil des Panoramas in Zukunft noch genauer aufgearbeitet werden; gerade in diesem Bereich lag ja einer der Schwerpunkte der auch strukturellen Krise, der Massenarbeitslosigkeit und Verelendung in den frühen dreißiger Jahren, die breite Wählerschichten in die Arme der Sudetendeutschen Partei trieb.

Insgesamt ist es Boyer in einem hohen Grade gelungen, in das schwer zu durchschauende und vielgestaltige Gebiet der deutsch-tschechischen Wirtschaftsbeziehungen Licht zu bringen. Manches wird sich dabei nie auf die Meßlatte von „tschechisch oder deutsch“ bringen lassen: soll das Kriterium für die Zuweisung zum einen oder zum anderen Pol von den Eigentümern der Betriebe, dem Management, der Mehrheit der Arbeitnehmer, oder dem Siedlungsgebiet abhängen, in dem der betreffende Betrieb lag?

Der Verfasser kommt zu einem Ergebnis, das weit von den Schwarz-Weiß-Urteilen der traditionellen Polemik des Volkstumskampfes entfernt ist und sich weder der einen noch der anderen Seite ganz zuneigt. Es hat, so stellt er fest, keinen „Masterplan“ einer tschechischen Deutschenpolitik gegeben; freilich haben informelle Kräfte auf der mittleren oder unteren Ebene von Nationalrat oder Volkstumsvereinen stetig versucht, tschechische nationale Interessen durchzusetzen und manchen „Stein gehöhlt“. Erschreckende chauvinistische Parolen, die etwa in Wahl-

kämpfen lauthals propagiert wurden, blieben im Alltag oft ohne praktische Auswirkung. Die Studie vermittelt anschauliche Einblicke in das Funktionieren der tschechoslowakischen Demokratie, deren intakte Mechanismen (z. B. Berufs- und Gewerbefreiheit, Minderheitenschutz, Gerichte) auch bei Übergriffen von Behörden oder anderen unfreundlichen Akten mildernd eingegriffen haben. Nicht zuletzt hat die oft kritisierte bürokratische „Verkrustung“ Exzesse der Nationalitätenpolitik verhindert. Die Vermutung hat sich bestätigt, daß hinter beklagenswerten Mißständen in der Lage der (sudeten)deutschen Wirtschaft meist nicht ein „Tschechisierung“ oder gar „Vernichtungswille“ stand, sondern endogene strukturelle Schwächen. Notwendige Reformen, die der Wirtschaft allseits zugute gekommen wären, wie die Reform der Kammern, scheiterten an der „Versäulung“ der politischen Strukturen. Schließlich darf das dynamische Moment nicht außer acht gelassen werden: Das reibungslose Spiel der ökonomischen Kräfte wurde am wenigsten in den „gesunden“ mittleren und späten zwanziger Jahren durch nationale Spannungen beeinträchtigt; hingegen wuchsen diese in der Anfangszeit der Republik und in der in den dreißiger Jahren sich steigernden Krisenzeit erheblich an.

Die umfangreiche Studie von Boyer zeigt erstmals anhand zahlreicher bisher unbekannter Quellen, wie die Interaktion von „deutschen“ und „tschechischen“ Kräften an der tschechoslowakischen Wirtschaft in ihren vielen Facetten und im Ineinandergreifen von „objektiven“ Interessen, Rahmenbedingungen, staatlicher Regulierung und Marktgeschehen, von Ämtern und Akteuren funktionierte und wo die wirklichen Reibungsflächen lagen. Das Bild hat sich so in beachtlicher Weise modifiziert; es ist eben nicht mehr schwarz-weiß, sondern eher „grisaille“: Neben dem Kampf um „nationale Besitzstände“ gab es das normale Wirtschaftsverhalten, das aus Konkurrenz und Kooperation in den konkreten tschechischen und deutschen Verbänden, Kammern und bei Einzelunternehmern bestand. Das neue, abwägende, auch auf internationalen Vergleich abzielende Ergebnis des Boyerschen Buches ist ein Meilenstein auf dem noch langen Weg zu einer entkrampften Sicht der Geschichte der deutsch-tschechischen „Konfliktgemeinschaft“ (Jan Křen) bis zur Katastrophe der enddreißiger und vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts.

Marburg an der Lahn

Hans Lemberg

Jakubec, Ivan: Železnice a Labská plavba ve střední Evropě 1918–1938. Dopravněpolitické vztahy Československa, Německa a Rakouska v meziválečném období. [Eisenbahnen und Elbschifffahrt in Mitteleuropa 1918–1938. Verkehrspolitische Beziehungen zwischen der Tschechoslowakei, Deutschland und Österreich in der Zwischenkriegszeit].

Univerzita Karlova, Nakladatelství Karolinum, Praha 1995, 130 S., Beilage mit 37 schwarz-weiß Abbildungen (Acta Universitatis/Carolinae Philosophica et Historica/Monographia, Bd. 151).

Die vorliegende Monographie bemüht sich um eine Erklärung für die Veränderungen und radikalen Umbrüche im Bereich des Verkehrs, des Handels und der Tarifpolitik dreier mitteleuropäischer Staaten – der Tschechoslowakei, Deutschlands und Österreichs – nach dem Ersten Weltkrieg. Dazu zieht der Autor veröffentlichte

und bisher unveröffentlichte Materialien aus deutschen und tschechischen Archiven sowie zeitgenössische Fachliteratur heran. Ivan Jakubec knüpft mit dieser Arbeit an sein vor einigen Jahren erschienenen Werk über die tschechoslowakische und die deutsche Eisenbahn an. Sein neues Buch entstand im Rahmen eines an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster angesiedelten und von der Bonner Alexander von Humboldt-Stiftung unterstützten Projekts zur mitteleuropäischen Transport- und Tarifpolitik der Zwischenkriegszeit.

Nachdem der Leser im einführenden Kapitel mit der Problematik und der Quellen- und Literaturlage zum Thema vertraut gemacht wurde, stellt der Autor die verkehrspolitischen und die tariflichen Forderungen der Tschechoslowakei auf der Pariser Friedenskonferenz vor und skizziert die Lösung, die in den Friedensverträgen von 1918/19 durchgesetzt wurde sowie die deutschen Gegenvorschläge vom 29. Mai 1919. Im dritten Kapitel werden dann die internationalen Organisationen dargestellt, die nach dem Weltkrieg entstanden, wobei ein besonderes Augenmerk auf der Bedeutung des Völkerbundes für die Entwicklung des Verkehrs liegt. Außerordentlich interessant sind die nicht-offiziellen Vorschläge zur Überwindung der Verkehrskrise in Mitteleuropa, die im folgenden Kapitel geschildert werden. Zwar hatten die Pläne von Heinrich von Wittek und Elémer Hantos, die sich an den Transportstrukturen des alten Österreich-Ungarn orientierten, keinerlei Chance auf Verwirklichung. Dafür setzten sie viel zu stark auf eine enge Zusammenarbeit der neu entstandenen Staaten mit Österreich und Ungarn. Doch zeigten sie deutlich, daß die Verkehrsprobleme Mitteleuropas nur im übernationalen Rahmen zu lösen gewesen wären.

Im fünften Kapitel – das den verkehrspolitischen und -technischen Problemen zwischen der Tschechoslowakei und Österreich gewidmet ist – geht es u. a. um die Konferenzen von Gmünd und Wien im Jahr 1918, um die Versuche, deutsche Eisenbahndirektionen auf dem Gebiet der ČSR zu errichten, um die Aufteilung des Lokomotiven- und Wagenparks aus der gewesenen k.u.k. Monarchie und um die Problematik des Personen- und Warentransports. Das sechste Kapitel behandelt analog die Beziehungen zwischen Deutschland und der ČSR und zeigt, welche große Bedeutung Deutschland für die Tschechoslowakei hatte. Es schließt mit dem tschechoslowakisch-deutschen Handelsabkommen vom Juni 1920.

Im siebten Kapitel stehen Tarifrfragen im Mittelpunkt, das achte Kapitel befaßt sich mit dem Elbschiffverkehr nach dem Ende des Ersten Weltkrieges. Es folgen eine deutsche Zusammenfassung, Quellen- und Literaturverzeichnisse und ein bemerkenswerter Anhang mit zahlreichen Abbildungen. Hervorzuheben sind darunter vor allem die Karten, die nicht nur die faktischen Veränderungen von den Pariser Friedensverhandlungen bis zur Zerschlagung der ČSR dokumentieren, sondern auch manchen nicht verwirklichten Wunsch.

Mit seiner Arbeit beweist der Autor anschaulich, daß Verkehr und Handel zwischen der Tschechoslowakei, Italien und Deutschland von politischen Ereignissen wie den Machtantritt Mussolinis 1922 in Italien und Hitlers in Deutschland 1933 nur minimal beeinträchtigt wurden. Im Gegenteil: die ČSR hatte mit Italien und Deutschland bessere Verkehrs- und Tarifabkommen als mit dem befreundeten Rumänien. Von einer erfolgreichen Zusammenarbeit der Staaten der Kleinen Entente

auf dem so wichtigen Gebiet von Verkehr und Transport konnte nicht die Rede sein.

Jakubec liefert mit dem vorliegenden Band einen wichtigen Beitrag zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Zwischenkriegszeit, der durch die vielen Karten und Abbildungen sinnvoll ergänzt wird.

České Budějovice (Budweis)

Jiří Dvořák

Kracik, Jörg: Die Politik des deutschen Aktivismus in der Tschechoslowakei 1920–1938.

Lang, Frankfurt a. M. u. a. 1999, 462 S. (Europäische Hochschulschriften 3, Geschichte und Hilfswissenschaften 833).

Bei der Betrachtung des tschechisch-deutschen Zusammenlebens nach dem Ersten Weltkrieg schiebt sich meistens dessen tragisches Ende – „München“, die national-sozialistische Okkupation der böhmischen Länder und die Vertreibung von drei Millionen Angehörigen der deutschen Minderheit aus der Tschechoslowakei – ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Nur wenige wissenschaftliche Arbeiten erinnern an die lichten Seiten des tschechisch-deutschen Verhältnisses in diesen Jahren, zu denen ohne Zweifel auch die Politik des sogenannten deutschen Aktivismus in der ersten Tschechoslowakischen Republik gehörte. Aus diesem Grund ist die Arbeit des jungen deutschen Historikers Jörg Kracik, der sich mit diesem Phänomen in bisher nicht dagewesener Breite auseinandersetzt, äußerst verdienstvoll.

Bei Kraciks Arbeit handelt es sich nicht um den ersten Versuch einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Aktivismus. Mit diesem Thema hat sich in der Vergangenheit vor allem die sudetendeutsche Historiographie befaßt. An dieser Stelle sei vor allem an die Arbeit von Norbert Linz über die Geschichte des „Bundes der Landwirte“, an Werner Dietls Studien zu der deutschen Christlichsozialen Volkspartei sowie an Martin K. Bachsteins Beiträge zur Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie in den böhmischen Ländern erinnert. Auch die Memoiren von Politikern, die einst in den aktivistischen Parteien wirkten, bilden einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der deutschen Parteien der ČSR, so z. B. die Schriften von Hans Schütz. Die meisten der erwähnten Arbeiten konzentrierten sich jedoch auf das erste Jahrzehnt nach der Gründung der Republik, in dem der Aktivismus entstand. Die Umbruchjahre nach 1930 blieben hingegen meist im Hintergrund. Auch die tschechische Historiographie widmete sich dem Phänomen des deutschen Aktivismus. Hier stellt nach wie vor die Anfang der sechziger Jahre entstandene Arbeit von Jaroslav Cézar und Bohumil Černý über die „Politik der deutschen bürgerlichen Parteien“ die wichtigste Arbeit dar. Zwar ist die Wertung hier spürbar von den ideologischen Vorgaben der Zeit bestimmt, doch macht die breite Faktenbasis das Buch bis heute lesenswert.

Kracik definiert in seiner Arbeit „Aktivismus“ als die loyale Zusammenarbeit eines Teils des deutschen politischen Spektrums mit den Repräsentanten der tschechoslowakischen Politik. Die Basis für diese Kooperation entstand allmählich nach dem Abschluß der Pariser Friedenskonferenz, als klar war, daß die staatsrechtlichen

Forderungen der Deutschen aus der Tschechoslowakei keine Erfüllung finden würden (S. 434). Wie der Autor in seiner Einleitung selbst angibt, ging es ihm mehr um die politische wie nationale Bedeutung dieser politischen Richtung als um deren wirtschaftspolitische Folgen (S. 10). Im Zentrum seiner Aufmerksamkeit steht daher neben den ersten Schritten auf der Suche nach einem neuen Modell für das Zusammenleben von Tschechen und Deutschen und der Haltung der tschechoslowakischen Regierung gegenüber der deutschen Minderheit vor allem eine detaillierte Beschreibung der Entwicklung der wichtigsten deutschen Parteien, die eine aktivistische Position einnahmen. In der ersten Phase nach 1918 waren das vor allem zwei bürgerliche Parteien: der Bund der Landwirte und die Deutsche Christlich-soziale Volkspartei. Allmählich entwickelten sich auch andere Parteien in Richtung einer aktivistischen Position. In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre waren das insbesondere die deutschen Sozialdemokraten (DSAP) und die Deutsche Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaft (DAWG), die die Interessen der Industriellen vertrat. Neben den wichtigsten Etappen ihrer politischen Tätigkeit verfolgt Kracik auch die innere Ausdifferenzierung der Parteien hinsichtlich der Haltung zu den Ideen des Aktivismus und die daraus resultierende Flügelbildung bei den verschiedenen Parteien. Wenn auch in geringerem Umfang, so geht Kracik ebenfalls auf den Gegenpol seiner Untersuchung, die deutsche nationalistischen Opposition, ein. Als wichtigen Faktor für den Erfolg oder Mißerfolg des Aktivismus schätzt er neben den innenpolitischen Umständen auch die Außenpolitik ein, vor allem die Beziehungen zwischen der Tschechoslowakei und Deutschland. So fiel die Bildung der ersten national-gemischten Regierung in die Zeit der allmählichen Besserung des Verhältnisses zwischen der ČSR und der Weimarer Republik. Als einen Bruch in der Entwicklung des Aktivismus und eine Schwächung dessen Position beschreibt Kracik die Wirtschaftskrise der dreißiger Jahre, als es nicht nur zu einer drastischen Verschlechterung der sozialen Lage der deutschen Bevölkerung in der ČSR, sondern nach 1933 auch zu einem Kurswechsel in der deutschen Politik gegenüber der Tschechoslowakei kam. In diesem Zusammenhang weist Kracik unter anderem auf Henleins Kontakte mit Hitlers Regime in der Zeit vor 1938 hin, die auch materielle Unterstützung für die Aktivitäten der Henlein-Bewegung aus dem Reich beinhaltete.

Der Autor widmet sich ferner auch der bisher von der Historiographie wenig beachteten Frage des Jungaktivismus in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, der den letzten Versuch darstellte, den mächtigen Aufstieg der Henlein-Bewegung nach dem Jahr 1935 zu bremsen und eine Wende in der sudetendeutschen politischen Szene herbeizuführen. Diese Bemühungen waren mit den Namen des Sozialdemokraten Wenzel Jaksch, des christlichsozialen Politikers Hans Schütz und des Agrariers Gustav Hacker verbunden, die nach 1945 in der bundesdeutschen Politik erneute eine Rolle spielten. Und Kracik erinnert auch an die Reaktion der tschechischen Öffentlichkeit auf diese Bemühungen, da insbesondere ein Teil der tschechischen intellektuellen Elite die Notwendigkeit einer tschechisch-deutschen Übereinkunft als Voraussetzung für den Erhalt einer demokratischen Tschechoslowakei erkannte. Ebenso ausführlich widmet sich der Autor der Annahme des sogenannten „Februarabkommens“ im Jahr 1937, die zwischen den deutschen aktivistischen

Parteien und den höchsten Repräsentanten der tschechoslowakischen Politik – einschließlich Präsident Edvard Beneš, Ministerpräsident Milan Hodža und Außenminister Kamil Krofta – ausgehandelt worden war und eine Anerkennung des Prinzips des nationalen Proporz brachte. Kracik sieht hier eine der Grundvoraussetzungen für die Verbesserung der Position der deutschen Minderheit in der ČSR, die allerdings keine große Chance auf Erfolg mehr hatte (was sowohl am Einfluß der SdP, als auch an der Unfähigkeit der tschechischen Ämter lag, die angestauten Probleme zu lösen). Das Buch schließt dann mit einer detaillierten Schilderung der Situation der verbliebenen deutschen Aktivisten zwischen dem Anschluß Österreichs und dem „Münchener Abkommen“.

Abschließend nur einige kurze Bemerkungen: Meiner Ansicht nach wäre es Kraciks Studie gut bekommen, wenn der Autor bei der Beschreibung der Entwicklung der einzelnen politischen Parteien mehr auf die Kontakte der deutschen Parteien mit ihren tschechischen Gegenüber eingegangen wäre und sich zugleich um eine stärkere Differenzierung zwischen den einzelnen Phasen dieser Beziehungen und die Haltung der einzelnen Repräsentanten der verschiedenen politischen Lager bemüht hätte. In der tschechischen Volkspartei (Československá strana lidová, ČSL), die sich einer möglichen tschechisch-deutschen Zusammenarbeit gegenüber ausgesprochen abwehrend verhielt, existierte zum Beispiel ein Flügel (repräsentiert unter anderem von Bohumil Stašek und Jan Jiří Rückel), die sich ab Ende der zwanziger Jahre um die Bildung eines Blocks katholischer Parteien bemühten und zu diesem Zweck durchaus an einer engeren Zusammenarbeit mit den deutschen Katholiken interessiert waren. Für ein besseres Verständnis der komplizierten Entwicklung während der dreißiger Jahre, als die Aktivisten zunehmend an Unterstützung verloren, wäre es ferner sinnvoll gewesen, auch auf die Entwicklung der sudetendeutschen Jugendorganisationen hinzuweisen, in deren Reihen im Laufe der dreißiger Jahre zahlreiche Diskussionen über die aktuellen politischen und gesellschaftlichen Probleme abliefen, und die allmählich zu den Hauptträgern nationalistischer und antidemokratischer Tendenzen wurden. In diesem Zusammenhang hätten auch die Beziehungen der deutschen Aktivisten zu den Angehörigen des Kameradschaftsbunds (KB) innerhalb der Henlein-Partei und überhaupt zu der Idee des Ständestaates, wie sie z. B. im Kreis um Othmar Spann populär war, eine ausführlichere Berücksichtigung verdient. Bei der Auseinandersetzung mit den Ergebnissen der Parlamentswahlen vom Mai 1935 wäre es ferner interessant gewesen, die Wählerbewegung daraufhin zu untersuchen, welche sozialen Schichten ihre Stimmen den aktivistischen Parteien entzogen und in Henleins Lager überwechselten.

Insgesamt läßt sich jedoch sagen, daß Kraciks Arbeit einen ausgewogenen Blick auf den sehr komplizierten Fragenkomplex der deutschen aktivistischen Tendenzen bietet. Der Autor hat unter anderem eine Weile in Prag studiert und konnte daher bei der Abfassung seiner Arbeiten nicht allein deutsche Materialien, sondern auch die tschechische Forschung berücksichtigen. Diese Dimension fehlte früheren deutschen Studien zum Thema. Manche der Arbeiten aus dem sudetendeutschen Milieu konnten die nationalistische Perspektive, aus der die Zeitgenossen die Ereignisse wahrnahmen, nicht durchbrechen. Anstatt die Geschichte zu analysieren, gaben sie den Lesern die historischen Konfliktlinien wieder. In diesem auf den Konflikt kon-

zentrierten Modell wurde die Bedeutung der deutschen aktivistischen Parteien meist zu gering veranschlagt. Doch ebenso wenig treffend war die Beurteilung der aktivistischen Parteien allein als antidemokratische Kräfte, wie das manchmal im tschechischen Milieu geschehen ist. Kracik enthält sich solchen Einseitigkeiten. Seine Arbeit ist – daran kann kein Zweifel bestehen – ein sehr wertvoller Beitrag zu einer objektiven und unvoreingenommenen Auseinandersetzung mit der schwierigen Problematik des tschechisch-deutschen Zusammenlebens in der Zeit der Ersten Tschechoslowakischen Republik.

Prag

Jaroslav Šebek

Sator, Klaus: Anpassung ohne Erfolg. Die sudetendeutsche Arbeiterbewegung und der Aufstieg Hitlers und Henleins 1930–1938.

Darmstadt 1996. 390 + VIII S. (WB-Edition Universität, Band 2).

Bereits der Titel faßt pointiert zusammen, worum es in dem Buch geht: der sudetendeutschen Arbeiterbewegung ist es in den dreißiger Jahren nicht gelungen, dem Nationalsozialismus wirkungsvoll die Stirn zu bieten. Dies, so der Autor, sei weit weniger exogenen Faktoren wie der Weltwirtschaftskrise zuzuschreiben, als vielmehr mit hausgemachten Problemen zu erklären. Statt eigene Alternativkonzepte zu entwickeln und die sudetendeutsche Wählerschaft dem Einfluß Hitlers und Henleins zu entziehen, hätten die sudetendeutschen Sozialdemokraten und Kommunisten lediglich defensiv agiert und das Gesetz des Handelns ihren politischen Gegnern überlassen.

Die Gründe des Scheiterns der sudetendeutschen Marxisten entwickelt Sator in zwei Schritten: zunächst analysiert er die Rezeption des Aufstiegs des Nationalsozialismus in Deutschland sowie der DNSAP und der Sudetendeutschen Heimatfront in der Tschechoslowakei durch die sudetendeutschen Kommunisten (d.h. die in der KPTsch organisierten Sudetendeutschen) und Sozialdemokraten (DSAP). Daran schließt sich eine Betrachtung der ideologischen, programmatischen und tagespolitischen Aspekte der Politikkonzeptionen von DSAP und KPTsch an, wie sie sich in der Auseinandersetzung mit NSDAP, DNSAP und SHF/SdP bis 1938 entwickelten.

Das Grundproblem beider Parteien erblickt der Autor im ökonomistisch verkürzten marxistischen Faschismusbegriff, der sowohl KPTsch als auch DSAP daran hinderte, das Phänomen Nationalsozialismus in seiner ganzen Tragweite zu erfassen. Auch die SHF sei zunächst grob unterschätzt und agententheoretisch als eine bloße Filiale der NSDAP betrachtet worden. Die Interpretation der SHF als monolithischer Block verdeckte zudem den Blick auf die ausgeprägte Flügelbildung in der SHF, die zumindest in der Anfangsphase des Aufstiegs durchaus Anschlußpunkte für eine Kooperation mit den gemäßigten Kräften innerhalb dieser Partei geboten hätte. Freilich ergaben sich auch markante Unterschiede in den Politikkonzeptionen von Kommunisten und Sozialdemokraten. Während erstere ihr politisches Agieren trotz einiger bemerkenswerter Abweichungen von der Linie der Kommunistischen Internationale (wie etwa der Kritik an der KPD für den mangelnden Widerstand

gegen Hitler) stets taktischen Kalkülen unterordneten und zudem lange Zeit im Sinne des Sozialfaschismus-Dogmas die Sozialdemokratie als Hauptfeind bekämpften, zeigten die Sozialdemokraten in der Endphase der Ersten Tschechoslowakischen Republik Ansätze zu einer Überwindung der selbstverschuldeten Isolation: Mit dem vor allem mit der Person Wenzel Jakschs verbundenen Konzept des „Volkssozialismus“ erkannte die DSAP zwar viel zu spät die in der tschechoslowakischen Arbeiterbewegung vorherrschende Vernachlässigung nationalpolitischer Fragen als eine der Ursachen der eigenen Unattraktivität. Dennoch nahm der beginnende Wandel der DSAP von der Klassen- zur Volkspartei eine Entwicklung vorweg, die zwanzig Jahre später für die westdeutsche SPD im Godesberger Programm kulminieren sollte.

Sators Arbeit endet dort, wo es am spannendsten wird. Das letzte Kapitel, welches den Ursachen des Scheiterns der sudetendeutschen Arbeiterbewegung gewidmet ist, handelt der Autor auf nur 21 von insgesamt 340 Seiten ab. Freilich scheint die Frage nach den Ursachen des Scheiterns, und darin besteht die Stärke des Buches, bereits in der Analyse immer wieder auf, so daß insbesondere die langfristigen Entwicklungslinien dieses Scheiterns gut herausgearbeitet werden. Zukünftiger Forschung überlassen bleibt die nicht unerhebliche Frage nach dem Verhältnis der außerhalb der Fragestellung des Buches stehenden exogenen und der von Sator zu Recht hervorgehobenen endogenen Faktoren des Scheiterns der sudetendeutschen Arbeiterbewegung in der Ersten Tschechoslowakischen Republik.

Berlin

Daniel Steinmetz

Müller, Dora: Drehscheibe Brünn 1933–1939. Deutsche und österreichische Emigranten/ Přestupní stanice Brno 1933–1939. Němečtí a rakouští emigranti.

Deutscher Kulturverband, Brno 1997, 116 S., zahlreiche Abbildungen.

Die Tschechoslowakei als Ziel der deutschsprachigen Emigration in den dreißiger Jahren ist bereits seit längerer Zeit ein Thema der Exilforschung, wobei sich jedoch die Aufmerksamkeit bisher vor allem auf Einzelgestalten wie Thomas Mann oder auf Prag als temporäres Zentrum der Auslands-SPD (Sopade) konzentriert hat. Doch auch in Brünn fanden österreichische „Antifaschisten“ und ihre deutschen Gesinnungsgenossen kurzfristig Zuflucht vor den Schergen Hitlers, von den tschechischen Behörden oft mehr geduldet als akzeptiert. Einer der Emigrantentreffpunkte war das Café Biber im Zentrum Brünns, das auch Dora Müllers Vater, der sozialdemokratische Rechtsanwalt Theodor Schuster, frequentierte. Diese Episode dem Vergessen zu entreißen, hat sich die langjährige Vorsitzende des Deutschen Kulturbundes in Brünn zur Aufgabe gestellt. Herausgekommen ist dabei eine Ausstellung mit Begleitpublikation, in der die zweisprachigen Ausstellungstexte sowie eine Reihe der zweidimensionalen Exponate zusammengefasst wurden.

Die Nähe der Autorin zu ihrem Thema, die immer wieder eingeflochtenen persönlichen Erinnerungen oder Auszüge aus dem Tagebuch ihrer Mutter machen die positive Seite dieser Dokumentation aus und wiegen die Defizite in den allgemeinen Kapiteln zur politischen Rahmengeschichte in Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei um 1934 auf. Dora Müller beschreibt die Gründung der

„Republikanischen Wehr“ (RW), die Entstehung des Brünner „Auslandsbüros österreichischer Sozialdemokraten“ (ALÖS) um Otto Bauer und Julius Deutsch und würdigt die Helfer der Flüchtlinge. Sodann geht sie mit sehr kenntnisreichen Details dreizehn exemplarischen Emigrantenschicksalen nach. Auch vier prominente Bayern waren unter den nach Brunn Geflohenen: der SPD-Politiker Waldemar von Knöringen, der Publizist Rolf Reventlow, der Schriftsteller Oskar Maria Graf und der Karikaturist Thomas Theodor Heine.

Zahlreiche Fotos und faksimilierte Dokumente vermitteln dem Leser das Thema auf anschauliche und eindrucksvolle Weise. Die Zweisprachigkeit des Bandes bringt dem tschechischen Publikum einen Aspekt der tschechisch-deutschen und tschechisch-österreichischen Beziehungsgeschichte näher, der von der einheimischen Forschung bisher vernachlässigt wurde. Und dennoch vermag dieses Buch nicht alle Fragen zu beantworten, die der Titel eigentlich verspricht: Neben den „Antifaschisten“ zog Brunn doch auch „reichsdeutsche“ und österreichische kirchliche, bürgerliche und liberale Emigranten an, ganz zu schweigen von jüdischen Flüchtlingen, für die 1938/39 Brunn in der Tat eine Art Drehscheibe auf dem Weg ins Exil, häufig über Polen oder Ungarn, war. Die Autorin kultiviert erneut den – in der Tschechischen Republik heute stark verbreiteten – Mythos der sudetendeutschen „Antifaschisten“, ohne die zum Teil bitter verfeindeten Fraktionen innerhalb der DSAP auch nur anzudeuten. Das wird spätestens dort problematisch, wo Dora Müller an der Legende von Wenzel Jaksch bastelt, dessen Nähe zu ehemaligen reichsdeutschen Faschisten (Otto Strasser) und sogar sudetendeutschen Autonomisten unterschiedlichster Couleur vor 1938 heute an den Quellen eindeutig nachweisbar ist. Hier wäre die Autorin gut beraten gewesen, sich auf ihre wichtige und wertvolle Rolle als Zeitzeugin zu beschränken und das Urteil über allgemeine Zeitumstände und Zusammenhänge Fachhistorikern zu überlassen.

München

Tobias Weger

Jančík, Drahomír: Třetí říše a rozklad malé dohody. Hospodářství a diplomacie v Podunají v letech 1936–1939 [Das Dritte Reich und das Auseinanderbrechen der Kleinen Entente. Wirtschaft und Diplomatie im Donauraum in den Jahren 1936–1939].

Univerzita Karlová v Praze, Nakladatelství Karolinum, Praha 1999, 270 S., Zusammenfassung in dt. Sprache.

Jančíks Studie untersucht ein aus deutscher wie tschechoslowakischer Perspektive gleichermaßen wichtiges Problem der Außenwirtschaftspolitik in der Zwischenkriegszeit: den Versuch der ČSR, in Konkurrenz zu Deutschland die Handelsbeziehungen zu den Staaten der Kleinen Entente in Südosteuropa – Jugoslawien, Rumänien – zu intensivieren und dadurch ein politisch-ökonomisches Gegengewicht zu den expansiven Ambitionen des „Dritten Reichs“ zu schaffen. Dieses stellte aufgrund seiner Hegemonieziele in der Region eine Bedrohung nicht zuletzt für die ČSR selbst dar.

Die Voraussetzungen für die Weiterentwicklung des Bündnisses der ČSR mit den südosteuropäischen Agrarstaaten zu einem wirtschaftlich-politisch-militärischen Block waren 1936 nicht sonderlich günstig: die Remilitarisierung des Rheinlands war Indiz für den Zerfall des Versailler Systems, die Schwäche der westlichen Demokratien und den rücksichtslosen Machtwillen Hitlers. Jugoslawiens neutralistische Anwandlungen und sein Schwanken zwischen „prowestlich“ und „prodeutsch“ konterkarierten Benešs Pläne, die Kleine Entente in einen an Frankreich gekoppelten Beistandspakt gegen „jeglichen“ Aggressor zu verwandeln. Zwar beeinträchtigte das politische Auseinanderdriften Prags und Belgrads für sich genommen noch nicht das beidseitige Interesse an einer Vertiefung der wirtschaftlichen Beziehungen; die Tschechoslowakei war und blieb bedeutendster Handelspartner Jugoslawiens, vor allem auf dem Rüstungssektor. Hemmschuh der ökonomischen Integration war jedoch – und dies traf ebenso für Rumänien zu – die „objektiv“ geringe Komplementarität der Volkswirtschaften. Die schlagkräftige politische Lobby der tschechoslowakischen Landwirtschaft wehrte sich gegen Agrarimporte aus dem Südosten; zudem produzierten die – durch Handelsströme in die Gegenrichtung nicht ausbalancierten – Rüstungslieferungen der ČSR an die beiden Partner Ungleichgewichte in der Zahlungsbilanz.

Auf der Gegenseite wuchsen im Zuge der Autarkiebestrebungen des Vierjahresplans die am deutschen Rüstungsbedarf orientierten rumänischen Lieferungen ins deutsche Reich: neben landwirtschaftlichen Produkten war vor allem das Erdöl kriegswichtig. Die Schulden des Reichs wurden durch Importe aus Deutschland beglichen; im Zuge des steigenden bilateralen Warenaustauschs nahm so die Abhängigkeit Rumäniens zu. Auf den innerrumänischen Konflikt zwischen einer prodeutschen und einer prowestlichen Richtung reagierte Deutschland geschmeidig mit Konzessionen hinsichtlich der vom Partner gewünschten Struktur deutscher Warenlieferungen. Nicht unbegründet waren andererseits die Erwartungen Berlins, die Aktivitäten der faschistoiden „Eisernen Garde“, der „Fünften Kolonne“ des Reichs, würden die Konzessionsbereitschaft Königs Carol und der rumänischen Regierung steigern.

Auch die deutsch-jugoslawischen Handelsbeziehungen intensivierten sich im Zeichen des deutschen Interesses am jugoslawischen Rohstoffreichtum. Trotz hie und da schwankender Haltung Rumäniens und Jugoslawiens war an der außerordentlichen, schlechterdings nicht zu ersetzenden Bedeutung des deutschen Marktes für beide Volkswirtschaften nicht zu rütteln. Die intensiven Bemühungen der Tschechoslowakei um eine Abkoppelung der beiden Partner vom Reich erwiesen sich angesichts der überlegenen deutschen Kapitalkraft bzw. der enormen Abnahmekapazität des deutschen Marktes und der zögerlichen Unterstützung durch die Westmächte als aussichtslos. Zwar waren die Handelsbeziehungen der ČSR zu Jugoslawien und Rumänien – und hier vor allem die Rüstungslieferungen – keineswegs unbedeutend; die starke, durch Investitionen in die rumänische Rüstungsindustrie flankierte tschechoslowakische Position konnte bis „München“ durch die deutsche Konkurrenz nicht unterminiert werden, auch wenn bedeutende Strömungen im eigenen Land – vertreten etwa durch Jaroslav Preiss, den Leiter der überaus einflussreichen Gewerbebank – einen Ausgleich mit Deutschland vorgezogen hätten und eine Bewaffnung der Kleinen Entente als störendes Element betrachteten.

Der „Anschluß“ Österreichs machte dann jedoch die Position Deutschlands in Rumänien und Jugoslawien unübersichtlich. Er demonstrierte die Ohnmacht der französischen Außenpolitik; an der britischen Zurückhaltung vermochte er nichts zu ändern. Angesichts der weit fortgeschrittenen Abhängigkeit des jugoslawischen Außenhandels von Deutschland hatten neuerliche Verhandlungen über tschechoslowakische Waffenlieferungen wenig Chancen; „München“ machte das Thema dann obsolet. In Rumänien waren die Niederwerfung der Eisernen Garde und – in der Folge – die Königsdiktatur kein Befreiungsschlag.

Mit „München“ war dann die Rolle der Tschechoslowakei als selbständiger politischer Faktor im Donauraum ausgespielt. Die Wirtschaftsbeziehungen zur Kleinen Entente bestanden fort, wurden jedoch entpolitisiert. Die Okkupation der sogenannten „Rest-Tschechei“ vom März 1939 stärkte noch einmal die Position der „realistischen Kräfte“ in der rumänischen und jugoslawischen Politik; sie öffnete dem „Dritten Reich“ endgültig den Weg zur Beherrschung der beiden Staaten und zur Nutzung ihrer Ressourcen. Eine latent zerfallsträchtige Kombination wurde so, wie die solide recherchierte und überzeugende Studie zeigt – letztlich durch Gewalt zersprengt. Das Beispiel Jugoslawiens und Rumäniens erweist, daß die kleinen Länder an der europäischen Peripherie nicht in der Lage waren, ohne Hilfe der westeuropäischen Demokratien ihre Umwandlung in Objekte des national-sozialistischen Imperialismus zu verhindern.

Dresden

Christoph Boyer

Historie okupovaného pohraničí 1938–1945 [Die Geschichte des besetzten Grenzlandes 1938–1945]. Hrsg. von Zdeněk Radvanovský.

Univerzita Jana Evangelisty Purkyně, Ústí nad Labem 1998, Bd. 1 u. 2, 188 bzw. 205 S.; 1999 Bd. 3 u. 4, 197 bzw. 209 S.

Die Autoren der in diesen Bänden versammelten Einzelbeiträge sind meist jüngere tschechische Historiker, mehrheitlich Mitarbeiter der Universität Ústí (Aussig) oder in deren Umkreis tätig. Hinzu kommen einige deutsche Kollegen; vertreten sind auch die Archivare der Region. Die Studien behandeln Aspekte der politischen, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Grenzgebiets unter deutscher Besatzung. Lokale bzw. regionale Orientierung heißt nicht „Kirchturmperspektive“; viele Erkenntnisse sind zwar „ortsgebunden“, lesen sich jedoch exemplarisch.

Einzelwiedergaben verbietet der knappe Raum. Eine erste Gruppe von Beiträgen zeichnet die Ausgangsbedingungen in Wirtschaft, Gesellschaft, lokaler Politik und Verwaltung nach. Der Einmarsch der Wehrmacht, unterstützt von sudetendeutschen Diversanten, bedeutet dann in jeder Hinsicht einen tiefen Einschnitt: der Nationalsozialismus setzt – dies illustriert etwa die gnadenlose Verfolgung der „Heimtückekommunikation“ – seinen Machtanspruch mit aller Brutalität durch. Erst jetzt übrigens werden die Deutschen aus Böhmen und Mähren-Schlesien – zwangsweise – zur „Volksgruppe“ vereinigt. Das Schulwesen wird germanisiert, tschechische Minderheitenschulen werden aufgehoben, der tschechische muttersprachliche Unterricht wird abgeschafft; der Zugang zu Bürger- und Mittelschulen ist Tschechen

untersagt. Fast ein Drittel der tschechischen Bevölkerung wird vertrieben; es fliehen aber auch deutsche Gegner des neuen Regimes, nicht zuletzt die Juden, die sich scharfen Kampagnen zunächst der Besatzungsorgane, dann der Verwaltung des „Sudetengaus“ gegen alle „Reichsfeinde“ ausgesetzt sehen. Administrative und nackte Gewalt gipfeln zum ersten Mal in der „Reichskristallnacht“.

Der durch deutsche Zuwanderung nicht kompensierte demographische Aderlaß ist Ursache gravierender wirtschaftlicher Schwierigkeiten. Diese wiederum forcieren den Einsatz von Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen; den aus dem Osten stammenden Arbeitssklaven ist von der Besatzungsmacht – hier wie anderswo – das härteste Schicksal zugeordnet. Generell fällt das Grenzland während der Besatzungszeit in seiner Entwicklung zurück. Im besonderen gilt dies für den tschechischen Bevölkerungsteil. Auch die sudetendeutschen Unternehmer jedoch sehen ihre hochfliegenden Anfangserwartungen an die neuen Herren enttäuscht: die notorischen Absatzprobleme der dreißiger Jahre sind in der Kriegswirtschaft zwar gelöst; an ihre Stelle treten jedoch Rohstoff- und Arbeitskräftemangel. Die exportorientierte Leichtindustrie wird vom nationalsozialistischen Regime keineswegs als „volkstumspolitisch wertvoll“ gefördert; vielmehr sieht sie sich unter rüstungswirtschaftlichen Gesichtspunkten als nachrangig eingestuft. Der Ausgang des Kriegs vereitelt letztlich die Realisierung der megalomanen Germanisierungspläne. Einen Beitrag hierzu leistet auch der Widerstand – meist der des tschechischen Bevölkerungsteils, unterstützt von nur wenigen deutschen Kommunisten, Sozialdemokraten und Christen.

Die durchwegs solide quellenfundierte Beiträge werden durch einen Rezensionsteil, eine Auswahlbibliographie und Archivberichte aus der Region ergänzt.

Dresden

Christoph Boyer

Kauza: tzv. Benešovy dekrety. Historické kořeny a souvislosti. (Tři české hlasy v diskusi) [Causa: Die sog. Beneš-Dekrete. Historische Wurzeln und Zusammenhänge. (Drei tschechische Stimmen zur Diskussion)]. Beiträge von Jindřich Dejmek, Jan Kuklík, Jan Němeček.

Historický ústav AV ČR, Praha 1999, 101 S.

Das vorliegende Bändchen stellt sich die Aufgabe, eine breitere Öffentlichkeit „auf einige längerfristige Entwicklungen aufmerksam zu machen, die dem Abschied der Deutschen 1945/46 vorausgingen, und über die man heute viel weniger redet.“ (S. 3) Hierbei werden im einzelnen „Die historischen Wurzeln des sog. sudetendeutschen Problems in den Böhmisches Ländern bis 1938“ (Jindřich Dejmek), „Die deutsche Besatzungspolitik im Protektorat und der tschechische antideutsche Widerstand“ (Jan Němeček), „Auseinandersetzungen über die Gültigkeit des Münchener Abkommens“ (Jan Kuklík), „Die Dekrete des Präsidenten der Republik“ (Jan Kuklík) sowie „Die sog. sudetendeutsche Frage und die Beziehungen der Tschechoslowakei zu den deutschsprachigen Ländern nach dem Zweiten Weltkrieg“ (Jindřich Dejmek) behandelt.

Schon aufgrund des geringen Umfangs tragen sämtliche Beiträge eher synthetischen als analytischen Charakter, sind jedoch geeignet, einen Einstieg in die Proble-

matik zu vermitteln, da jeweils in einer bibliographischen Anmerkung die wichtigsten tschechischen und ausländischen Studien zum Thema angeführt und kurz gewürdigt werden. Vor allem die beiden ersten Beiträge sind solide, wenn auch stark geraffte Überblicke, die kaum neue Gesichtspunkte oder Thesen enthalten. Zudem haben sich gerade in den letzten Jahren die deutsche wie die tschechische Historiographie, nicht nur im Rahmen der Tschechisch-deutschen und Slowakisch-deutschen Historikerkommissionen, verstärkt mit den betreffenden Problemkreisen befaßt.

In bezug auf die im Vorwort angesprochene auch politische Zielsetzung des Bändchens sind die letzten drei Beiträge von größerem Interesse: Kuklík weist in seinem Aufsatz zum Thema der diplomatischen Auseinandersetzungen über die Ungültigkeit des Münchener Abkommens zu Recht darauf hin, daß die von tschechoslowakischer bzw. tschechischer Seite betonte Ungültigkeit *ab initio* und die daraus abgeleitete These Beneš von der *de jure*-Kontinuität der Tschechoslowakei nach „München“ und der rechtlichen Ungültigkeit der in der Zweiten Republik bzw. im Protektorat vollzogenen Veränderungen eine der unverzichtbaren Grundlagen darstellt, „auf die sich der Anspruch stützt, auf dem gegenwärtigen Staatsgebiet staatliche Souveränität auszuüben“ (S. 37). Der Vertrag zwischen ČSSR und BRD vom 11. Dezember 1973, den Kuklík als tragfähigen Kompromiß in der Frage ansieht, ab wann das Münchener Abkommen als ungültig zu betrachten sei, sowie die Deutsch-tschechische Deklaration vom 21. Januar 1997 sind jeweils im Dokumentenanhang abgedruckt.

Dejmek zeigt in seinem diplomatiegeschichtlichen Beitrag über die tschechoslowakischen bzw. tschechischen Nachkriegsbeziehungen zu DDR, BRD und Österreich, daß einige Äußerungen bundesdeutscher Politiker und sudetendeutscher Funktionäre auf der tschechischen Seite verständlicherweise Irritationen hervorriefen und die nach dem Umbruch von 1989/90 begonnene Normalisierung des deutsch-tschechischen Verhältnisses trotz einiger Fortschritte noch Defizite aufweist, da die erreichten Kompromißformeln weiterbestehende Widersprüche eher verdecken als aufheben.

Den wohl instruktivsten Teil des Bandes stellt Kuklíks Aufsatz über Entstehungszusammenhang und Inhalt der sogenannten Beneš-Dekrete dar. Hier wird neben der bekannten Entwicklung bis zur vollständigen diplomatischen Anerkennung der Tschechoslowakischen Exilregierung durch die Alliierten vor allem die juristische Grundlage der Dekrete des Präsidenten im Zusammenhang mit der tschechoslowakischen Verfassung von 1920 untersucht. Der Autor belegt, daß die sogenannten Beneš-Dekrete Ergebnis einer durchaus überprüfbaren und begründbaren Rechtsauffassung waren, keineswegs persönliche Willkürakte des Präsidenten darstellten, sondern in enger Absprache mit Regierung, Staatsrat und Rechtsrat entstanden, und zudem in der heutigen politischen Diskussion von deutscher Seite wiederholt inhaltlich unzutreffend klassifiziert werden. Der Autor benennt und skizziert kurz die Dekrete, die die Enteignung und Staatsbürgerschaft von Deutschen, Ungarn und Kollaboranten zum Gegenstand hatten. Zwei der Vermögen und Grundbesitz der genannten Personengruppen betreffenden Dekrete (č. 5/1945 Sb. vom 19.5.1945 und č. 12/1945 Sb. vom 21.6.1945) sind im Dokumentenanhang auszugsweise veröffentlicht, leider jedoch nicht das vom Autor als „Grundlage der tschechoslowaki-

schen Rechtsentwicklung in der Nachkriegszeit“ (S. 43) eingestufte Dekret „über die Erneuerung der Rechtsordnung“ vom 3. 8. 1944 (Verfassungsdekret Nr. 11).

Zusammenfassend ist der vorliegende Band, nicht zuletzt wegen der durch den Dokumentenanhang gewährleisteten Überprüfbarkeit und den weiterführenden Literaturangaben, als knapper Einstieg in die Problematik durchaus geeignet. Die Autoren bieten zwar in erster Linie Argumente für den offiziellen tschechischen Standpunkt, dies aber in erfreulich sachlicher Weise, nachvollziehbar und ohne Polemik.

Bonn

René Küpper

Hemmerle, Rudolf: Heimat im Buch. Sudetendeutsche Heimatbücher, Ortsmonographien, Karten, Heimatblätter, Heimatzeitschriften, Jahrbücher und Kalender nach 1945. Eine Bibliographie.

Sudetendeutsches Archiv, 2., überarb. und erw. Aufl., München 1996, 334 S.

Die 1970 erschienene erste Auflage dieser Bibliographie war nützlich, allerdings bibliographisch äußerst unbefriedigend. Die zweite Auflage geht in den drei Gliederungsabschnitten „Heimatbücher“, „Heimatblätter und Heimatzeitschriften“ und „Jahrbücher und Kalender“ wiederum vom landschaftlichen Gliederungsprinzip der Sudetendeutschen Landsmannschaft aus. Sie beginnt mit dem „Sudetenland“, worunter die böhmischen Länder insgesamt und größere, Böhmen, Mähren und Sudetenschlesien als historische Einzellandschaften übergreifende Darstellungen gefaßt werden. In alphabetischer Folge findet der Benutzer hier nicht weiter differenziert Veröffentlichungen vom Bildband über das „Biographische Lexikon zur Geschichte der böhmischen Länder“ (das „Handbuch zur Geschichte“ fehlt) bis zu Hans Krebs' „Sudetendeutscher Landeskunde“ (1937) im Nachdruck aus dem einschlägig bekannten Kieler Arndt-Verlag (1992). Die Abschnitte zu Böhmen, Mähren und Sudetenschlesien bieten eine ähnlich gemischte Titelauswahl. Stärke und Wert der Bibliographie liegen in den Abschnitten zu den Heimatlandschaften von Adlergebirge und Beskidenland bis zu den Sprachinseln und „Südmähren und Neubistritz“. Durch nützliche Kartenskizzen eingeleitet und durch Abbildungen von Titelblättern und Buchumschlägen illustriert, wird hier vollständiger als sonst irgendwo die in den Gliederungen der Sudetendeutschen Landsmannschaft entstandene heimatkundliche und Erinnerungsliteratur, Belletristik eingeschlossen, bibliographisch korrekt verzeichnet. Bei Manuskripten wird – im Unterschied zur ersten Auflage – dankenswerterweise der Aufbewahrungsort genannt. Literatur zu einzelnen Orten und Kreisen wird durch das um Vorkriegseinwohnerzahlen angereicherte Ortsregister erschlossen. Für den Benutzer wäre es allerdings praktischer gewesen, Heimatbücher, Periodika und Jahrbücher in einer einzigen geographischen Ordnung zusammenzufassen. Aber auch so hat Rudolf Hemmerle ein wichtiges, die Regionalbibliographien ergänzendes bibliographisches Hilfsmittel für eine Literaturgattung vorgelegt, die aus der Perspektive der sudetendeutschen Geschichtsschreibung die Heimatkunde und Heimatpflege in den böhmischen Ländern vor 1945 fortführt und, mit der gebotenen kritischen Distanz benutzt, auch für wissen-

schaftliche Arbeiten oft nützliches faktographisches Material vermittelt. Hemmerle hat viele im Selbstverlag oder als „graue Literatur“ veröffentlichte Titel erstmals überhaupt bibliographisch erschlossen. Zunächst für die eigene landsmannschaftliche Gruppe verfaßt, dokumentiert die Bibliographie die Erinnerungsarbeit der „sudetendeutschen Volksgruppe“ und nützt der regionalgeschichtlichen Forschung über diese hinaus.

Herne

Wolfgang Kessler

Otáhal, Milan and Vaněk, Miroslav: Sto studentských revolucí. Studenti v období pádu komunismu – Životopisná vyprávění [A hundred student revolutions. Students during the fall of communism – biographic narratives].

Nakladatelství Lidové noviny, Praha 1999, 859 S.

Otáhal's and Vaněk's book is a groundbreaking work in both its theme and its methodology (oral history), which is unique in Czech historiography. The impetus for collecting oral histories was the authors' conviction that a thorough examination of the everyday lives and experiences of students could explain how and why students emerged so suddenly as a leading force in the 1989 revolution.

Since oral history is almost unknown to most Czechs as a methodology, the authors find it necessary to provide the readers with an introduction not only to the period with which the book deals, but to the concept of oral history itself. The book is thus divided into five parts: two introductions (one to the period of 1968–1989, and one to oral history), an interpretation or analysis of the empirical material, a conclusion, and finally a comprehensive (660 page) appendix containing transcripts from sixty-five of the one hundred oral histories.

The historical introduction covers the period 1968–1989 and focuses on themes of particular relevance to the lives of students and young people in general during the „Normalization“. The introduction to the methodology is subdivided into two parts: the first introduces the method of oral history in general terms, whereas the second part addresses oral history in the context of this specific project.

In their analytical chapter Otáhal and Vaněk interpret the interviews in regard to the narrators' statements on a wide range of subjects germane to their engagement in the revolution: family environment; experience in schools, and at universities and colleges; relations with the Socialist Youth Union (Socialistický svaz mládeže, SSM); extra-curricular activities; contacts with dissidents and Samizdat editions et cetera.

Otáhal and Vaněk point out that while families played an important part in forming the students' basic attitudes towards society and life in general, their family background was not decisive to their activities during the revolution. The students came from a wide variety of family environments and as they later on formulated their own perceptions of the world, it was rather these evaluations of life that urged them to engage in the revolution.

The authors also point out that while most of the students did not consider the SSM activities in their early years political, their impression of this organization

changed by the time they reached university. Here the students were divided into two groups. The first were those activists who used the SSM for their own purposes that were often more or less openly in contradiction to the wishes of the regime. The second consisted of a group of independent students who did not want to be connected with the regime in any way. It is significant that the students who were in contact with dissidents and read Samizdat were much more likely to belong to the latter group. An interesting passage recounts how the regime made enemies of ordinary students by curtailing their access to music and literature. As soon as the preferences of the young people grew apart from the official perception of good taste, they were alienated by the regime.

An important part of the interpretation deals with the student demonstration of 17 November, 1989 and the ensuing student strike. The strike lasted until 29 December when Havel was appointed president. The authors make a strong case that the demonstration was a watershed event that mobilized hitherto uninvolved students, but still only one out of three students was involved in the revolution at all. Otáhal and Vaněk recognize the pace and effectiveness with which the active students managed to organize the strike, and they point to the fact that the revolution that followed the demonstration was as much of a surprise to the students, as it was to others.

In the conclusion the authors evaluate the utility of oral history, which draws out the drama of „Normalization“ that is lost in more conventional histories. Thus the authors reject the interpretation of „Normalization“ as a period in which history stood still. As one of the most important aspects of the collection of personal memories is mentioned the fact that the interviews provide us with a more full picture of life during „Normalization“.

The interpretative chapter lends an air of solid and thorough scholarship to the work. The authors keep their goal in sight, even through detailed digressions. These analyses could, however, be strengthened considerably by more frequent conclusions on the part of the authors. Vaněk and Otáhal seem to be so keen on sharing their information with the reader that they forget to spell out the conclusions implied in their interpretation.

There is much in Vaněk and Otáhal's study to be commended. The appendix itself is an invaluable source for further studying of the Czechoslovak society in the period 1968–1989, and all in all the book provokes in its reader the interest needed to re-evaluate this understudied yet significant period of Czechoslovak history.

Aarhus

Lone Saraauw

Garton Ash, Timothy: Zeit der Freiheit. Aus den Zentren von Mitteleuropa.

Hanser, München-Wien 1999, 499 S. (Einheitssachtitel: History of the Present. Essays, Sketches and Despatches from Europe in the 1990s. Allen Lane, London 1999).

Timothy Garton Ash ist ein ausgewiesener Kenner der politischen Verhältnisse Mittel- und Südosteuropas, was er in vielen Artikeln, Essays, Reportagen, aber auch einschlägigen Monographien unter Beweis stellen konnte. In dem vorliegenden

jüngsten Werk ist der in Oxford lehrende britische Zeithistoriker auf den Spuren eines Raumes, dessen Gesicht sich in den Jahren von 1989 bis 1999 wie nie zuvor seit dem Zweiten Weltkrieg verändert hat. Es handelt sich dabei um Texte, die fast alle schon zuvor, meist an prominenter Stelle, veröffentlicht worden sind. Doch ihren Reiz erhalten sie gerade in der Zusammenstellung, eine Komposition, die das so vielschichtige Geschehen des vergangenen Jahrzehnts, das Jahrzehnt der Transformation, als ein lebendiges Bild vor das Auge führt. „Zeit der Freiheit“ ist somit die Chronik eines ereignisreichen Dezenniums, scheinbar jüngste Vergangenheit, dabei schon zum Teil weit entfernt. Timothy Garton Ash ist von seinem Selbstverständnis her ein Historiker mit extremem Bezug auf das Aktuelle, er war, wie er versichert, zur rechten Zeit am rechten Ort, was er schon mit seinen Wende-Essays „Ein Jahrhundert wird abgewählt“ unter Beweis stellen konnte. Sich der Gratwanderung bewußt, die eine Geschichte in *statu nascendi* abverlangt, profitiert Ash sicher von der Synthese aus journalistischem Interesse und fundierter historischer Kenntnis des Gegenstands. Denn die engere Perspektive des mitteleuropäischen und südosteuropäischen Raumes wird von Ash immer wieder durchbrochen und in Beziehung zur gesamteuropäischen Entwicklung, ihre historische Dimension und ihre künftigen Perspektiven gegeneinander gesetzt.

Die Geschichte Europas im 20. Jahrhundert könnte man anhand von einigen wenigen, unvergesslichen Fotografien erzählen. Der Zweite Weltkrieg, das ist jener kleine polnisch-jüdische Junge mit erhobenen Händen, Verwirrung in dem schönen, unschuldigen Gesicht, wie er von deutschen Soldaten aus dem Warschauer Ghetto getrieben wird. Der sowjetische Einmarsch in der Tschechoslowakei 1968 ist jener Mann, der vor einem Panzer am Wenzelsplatz in Prag steht und sein Hemd aufreißt. Dazu kommt nun ein Foto aus Prizren, Juni 1999. Ein deutscher Offizier, unbewaffnet außer seiner Pistole, ziemlich unmartialisch aussehend (so wie die ‚Bürger in Uniform‘ nun einmal sind), geht auf einen bewaffneten serbischen Soldaten zu. Er will ihm das Gewehr aus der Hand reißen. Die Kameraden des Serben stehen herum, wütend, aber tatenlos, und unter ihren Stahlhelmen sehen sie aus wie die deutschen Soldaten auf dem Bild vom Warschauer Ghetto. Eine alte Geschichte ist zu Ende, eine neue beginnt. (S. 482 f.)

Insofern ist es nicht so verblüffend zu sehen, daß als ein wichtiges Ergebnis dieses Jahrzehnts die deutsche Frage nicht mehr existiert, dafür aber, bezogen auf die europäische Integration, eine englische Frage entstanden ist.

Der vorliegende Sammelband versteht sich somit als ein Kaleidoskop von Berichten über dieses erste Nachwendejahrzehnt, in dem durch die Überwindung des Kalten Krieges völlig neue Optionen und Dispositionen entstehen konnten bis hin zur Rückkehr des Krieges nach Europa. Und sind auch wichtige Weichen irreversibler Natur gestellt worden, insbesondere kenntlich an der Rückkehr Mitteleuropas auf die politische Bühne und dessen zunehmende Verankerung im Westen, so hinterläßt dieses Jahrzehnt doch genügend offene Fragen:

Wird eine einheitliche Zinspolitik für alle nicht zu unerträglichen politischen Spannungen zwischen den Mitgliedsstaaten der Währungsunion führen? Wie wird die Berliner Republik die zwei Seelen ihrer faustischen Brust miteinander versöhnen? Die wiedergewonnene Souveränität und die aufgegebene Souveränität, das neu erstandene Berlin und die geopferte Deutsche Mark. Was geschieht mit den Staaten an der Grenze zwischen Mitteleuropa und dem Balkan beziehungsweise Osteuropa? Und was ist mit all den ungelösten Problemen im Kosovo, in Mazedonien, Albanien, Bosnien, Montenegro und Serbien selbst? (S. 475 f.)

Die Essays schrieb Ash im Verlauf des abgelaufenen Jahrzehnts, weshalb gewisse Fehleinschätzungen nicht zu vermeiden waren, andererseits verweisen manche Anachronismen durchaus auf die gängige Meinung der Zeit. Als Beispiel seien die krassen Fehltritte über die Wirtschaftspolitik von Václav Klaus in dem Aufsatz „Intellektuelle und Politiker“ aus dem Jahre 1995 erwähnt, die damals aber der westlichen Vorstellung vom Reformwunderland Tschechien und seinem als Thatcheristen etikettierten Premierminister Klaus entsprachen. Kritischerweise sei allerdings angemerkt, daß zu diesem Zeitpunkt Mitte der neunziger Jahre bereits von Wirtschaftswissenschaftlern auf die Reformdefizite der tschechischen Politik, insbesondere im Bankenwesen und auf dem Kapitalmarkt, hingewiesen wurde. Gleichfalls undistanziert unkritisch, da von persönlicher Sympathie und Freundschaft geprägt, fällt das Urteil über den Dichterpräsidenten Havel aus.

Vor einiger Zeit hörte ich ihn mit hinreißendem Humor die Inszenierung des Pragaufenthalts von Präsident Clinton beschreiben, besonders den gemeinsamen Besuch einer typischen Prager Kneipe mit typischen Pragern – alle von der amerikanischen Botschaft zuvor sorgfältig überprüft, den Schriftsteller Bohumil Hrabal eingeschlossen. Havels Beschreibung gab einen köstlichen Vorgeschmack auf das Buch, das der vielleicht schreibt, wenn er einmal nicht mehr Präsident ist. Doch ich muß gestehen, mich beschlich ein Moment lang der Gedanke, was wohl der Dissident und Schriftsteller Václav Havel aus so einer inszenierten Veranstaltung gemacht hätte, welche subtilen Lehren über die Entfremdung der Mächtigen er daraus gezogen hätte. (S. 170)

Gerade zum Thema die Intellektuellen und die Macht gäbe es sicher mehr zu sagen, wobei insbesondere der stilistische Wandel in Havels letzten Reden und Texten einiges an Material bieten könnte.

Ein anderes Thema, dem sich Ash schon seit längerem verschrieben hat, ist die so vielfältige Instrumentalisierung und Ideologisierung des Mitteleuropa-Begriffs. Dessen semantische Besetzung reicht von imperialer Herkunft großdeutscher und großösterreichischer Couleur bis hin zur nostalgischen Verklärung im k.u.k.-Stil in den siebziger und achtziger Jahren, um per Aktualisierung gegen das Vergessen der mitteleuropäischen Kulturen im Westen anzukämpfen und zugleich eine politisch-kulturelle Abgrenzung gegen die Sowjetunion zu konstruieren, eine kulturdeterministische Variante Mitteleuropas, die mal gegen Osten, mal gegen den Süden gewendet wird. „Der manichäische Gegensatz zwischen dem in hellem Glanz erstrahlenden ‚Mitteleuropa‘ und dem in Blut getauchten ‚Balkan‘ war für die Politiker überall auf dem Kontinent, vor allem aber in Polen, Ungarn und Tschechien, ein unwiderstehliches Klischee,“ mit dem sich Qualifizierungen hinsichtlich der natürlich-kulturellen Zugehörigkeit zu Europa formulieren ließen. Dabei geht dieser „extreme Kulturdeterminismus merkwürdigerweise einher mit einem nicht weniger extremen politischen Voluntarismus. Im westlichen Sprachgebrauch wird bestimmten Ländern das Gütesiegel ‚mitteleuropäisch‘ von einem auf den anderen Tag abgesprochen oder zuerkannt – je nach ihrem aktuellen politischen Verhalten.“ (S. 422) Daß sich dieses Modell gerade auch auf die Slowakei übertragen ließ, das bewies eine Schlagzeile einer tschechischen Zeitung, die die Überlegungen des damaligen Premiers Klaus zur Teilung der Tschechoslowakei auf den Punkt brachte: „Allein nach Europa oder zusammen mit der Slowakei bis zum Balkan?“

Ash ist dabei immer auch den historischen Möglichkeiten auf der Spur, die sich gerade im Umgang mit der jüngsten Vergangenheit eröffnen. Wie entsorgt man den Kommunismus am besten? Als Option der Erinnerung stellt sich die Frage des „Ob überhaupt“, und dann die des „Wann und Wie“. Ash fragt nach dem diffizilen Umgang der Reformgesellschaften mit ihrer Vergangenheit. Die Alternativen reichen dabei von kollektiver und gewollter Amnesie, so Jorge Semprun, wie in der Bundesrepublik Deutschland nach dem Krieg oder in Spanien nach der Franko-Ära bis zu den unterschiedlichsten Modellen des Versuches der Vergangenheitsbewältigung nach 1989. Tribunale, Säuberungen und Umerziehung sind die gängigen Alternativen, auf die hin Ash die Reformstaaten untersucht.

Mit dem vorliegenden Essayband hat Ash eine spannende, allemal lesenswerte Chronik des vergangenen Jahrzehnts vorgelegt, der man möglichst viele Leser wünschen darf.

Weimar

Steffen Höhne

Revolution und Recht. Systemtransformation und Verfassungsentwicklung in der Tschechischen und Slowakischen Republik. Hrsg. v. Joseph Marko, Alfred Ab-leitinger, Alexander Bröstl und Pavel Holländer.

Peter Lang, Frankfurt a. M. u. a. 2000, 502 S.

Der zehnjährige Entwicklungsprozeß, den die Tschechische und die Slowakische Republik seit dem Zusammenbruch des Kommunismus zurückgelegt haben, erschöpft sich nicht in der Beseitigung kommunistischer Einrichtungen und Vorstellungen und der Wiederanknüpfung an westliche Vorbilder, er führte auch zu einer nationalen Sezession des bisher gemeinsamen Staates, in deren Folge ein getrennter Entwicklungsgang eingeschlagen werden mußte, der nicht immer parallel verlief. In 21 Beiträgen haben 17 Verfassungsjuristen, Politologen und Historiker aus den beiden Staaten sowie aus Österreich und Deutschland diesen Prozeß in einem Sammelband dargestellt, der freilich kein abgeschlossenes Bild zu geben vermag, sondern eine im Fluß befindliche Entwicklung einzufangen versucht.

Die erste Etappe dieses Entwicklungsganges, in der die Einführung einer demokratischen Ordnung und der Marktwirtschaft im Mittelpunkt stand, wird von Pavel Holländer knapp aber erschöpfend dargestellt, der vor allem die Verfassungsentwicklung in den Jahren 1989 bis 1992, die Rehabilitierung der Opfer des kommunistischen Unrechtsregimes, die Ausgestaltung der Grundrechte und die Schaffung einer Verfassungsgerichtsbarkeit und schließlich den Untergang der tschechoslowakischen Föderation beleuchtet.

Das geltende öffentliche Recht und seine Entwicklung seit 1993 wird getrennt für die Tschechische und die Slowakische Republik in einer Reihe gründlicher Spezialuntersuchungen unter anderem über die neuen Verfassungen, Regierungssystem und Gerichtsbarkeit und die Wirtschaftsverfassung dargestellt. So berichtet Eliška Wagnerová in ihrem Beitrag über die normativen Prinzipien der tschechischen Verfassung von den über die Begriffe „Volkssouveränität“ und „Gesetzessouveränität“ sowie über das Prinzip der repräsentativen Demokratie geführten Auseinandersetzungen und unterstreicht die Feststellung, daß der Ausdruck „Sozialstaat“ von

der Verfassung nicht verwendet wird. Mängel der geltenden Verfassung erblickt sie in der schrankenlosen Immunität der Abgeordneten und Senatoren und in der Stellung der stellvertretenden Ministerpräsidenten, die ihrer Meinung nach nur dazu dienen, den „Ambitionen der Koalitionspartner Rechnung zu tragen“ (S. 85). In seinem Beitrag über die slowakische Verfassung zeigt Alexander Bröstl, wie hier die Gewaltenteilung im Rahmen der vollziehenden Gewalt zwischen dem Staatspräsidenten und der Regierung, die sogenannte „Bifurkation“, zu schweren Konflikten geführt hat. Bei der Darstellung der Probleme der Wirtschaftsverfassung – Einführung der Marktwirtschaft, Wiederherstellung der Vertrags- und Wettbewerbsfreiheit, Reprivatisierung, Preisliberalisierung etc. – wird nicht verschwiegen, daß das rasante Tempo der Gesetzgebung eine Minderung der Rechtssicherheit zur Folge hatte.

Der Beitrag über die Grundrechte in der Slowakei, der unter anderem eingehend über Todesstrafe, Schwangerschaftsabbruch und Militärdienstverweigerung berichtet, verweist auf den hinsichtlich einiger wirtschaftlicher, kultureller und sozialer Grundrechte bestehenden restriktiven Gesetzesvorbehalt, der ihre Geltendmachung nur im Rahmen von Ausführungsgesetzen zuläßt, zu deren Erlassung der Gesetzgeber aber nicht verpflichtet werden kann; sie sind also nicht unmittelbar anwendbar und haben nicht den Charakter eines subjektiven Rechts, sondern nur den eines nicht erfüllten politischen Versprechens. Für die Tschechische Republik fehlt ein vergleichbarer Beitrag, denn die Ausführungen von Mahulena Hošková über die Grundrechte beschränken sich ausschließlich auf die Rechte nationaler Minderheiten, die für den slowakischen Bereich von Ludmila Somorová dargestellt werden. Diese beiden Beiträge nehmen zu den 1993 vom Europäischen Rat bei seiner Tagung in Kopenhagen als Voraussetzung für die EU-Mitgliedschaft aufgestellten Demokratie- und Rechtsstaatsanforderungen Stellung. Im Vordergrund des Berichts über die Tschechische Republik steht der völkerrechtliche und verfassungsrechtliche Rahmen des Minderheitenschutzes, es wird aber deutlich, daß die konkrete Ausgestaltung und Umsetzung dieser Rechte nicht in allen Punkten diesen Rahmenbestimmungen entspricht. Während aber die Tschechische Republik heute nach der ethnischen Säuberung der Jahre 1945/46 über keine nennenswerten Minderheiten mehr verfügt, stellen diese in der Slowakei etwa ein Siebtel der Gesamtbevölkerung dar. Der Bericht über ihre Lage gelangt zu dem Schluß, daß sie „der rechtlichen Regelung in anderen demokratischen Staaten völlig vergleichbar“ (S. 283) sei.

Der slowakische Gesetzgeber hat sie aber sehr wohl als verbesserungsfähig angesehen und inzwischen (durch Gesetz vom 10. Juli 1999) Korrekturen zu Gunsten der nationalen Minderheiten herbeigeführt. Durch dieses Gesetz ist ein Großteil der Ausführungen dieses Beitrags überholt. Unerwähnt bleiben die beiden Beschlüsse des Nationalrats der Slowakischen Republik vom 26. März 1996 (Ges.Slg. Nr. 98 und 99), mit denen die Anerkennung jeder Art von Kollektivrechten der nationalen Minderheiten oder autonomer Strukturen auf ethnischer Grundlage mit der Begründung abgelehnt werden, daß solche Lösungen zu einer Beeinträchtigung der Menschen- und Bürgerrechte der übrigen Staatsbürger und zu einer Destabilisierung in Europa führen könnten.

Die Feststellung in der „Agenda 2000“, daß die Slowakei – anders als die Tschechische Republik – „infolge der Instabilität ihrer Institutionen, deren mangelnder Verankerung im politischen Leben und der Verstöße gegen demokratische Prinzipien“ die vom Europarat gestellten Bedingungen für die Aufnahme in die Europäische Union nicht in ausreichender Weise erfüllt, hat die Herausgeber veranlaßt, ihre interdisziplinäre Zusammenarbeit zu erweitern und vor allem zeitlich auszudehnen. Fünf Beiträge, die weiter in die Geschichte zurückgreifen und zum Teil noch die Situation vor dem Ersten Weltkrieg untersuchen, befassen sich mit den politischen Parteien in den böhmischen Ländern und in der Slowakei vor 1914, mit dem Parteien- und Verbandssystem der Jahre 1918 bis 1938 im gemeinsamen Tschechoslowakischen Staat und schließlich, jetzt wiederum getrennt für die Tschechische und die Slowakische Republik, mit der Parteiengeschichte seit 1993. Peter Heumos, der die Zwischenkriegszeit darstellt, unterstreicht die stabilisierende Funktion der Proporzdemokratie, die allerdings zur Partikularisierung, Interessendifferenzierung und „überbordenden Organisationsfülle“ (S.358) führte. Robert Luft fügt seiner Parteiengeschichte der Tschechen im alten Österreich und der Typologie der fünf politischen Richtungen Überlegungen über die politische Kultur jener Jahre an, die durch ein ideologisch-politisches Selbstbild von Staatsferne und die Scheu vor verantwortlichem Handeln auf Reichs- und Landesebene bei gleichzeitig wachsender politischer Partizipation gekennzeichnet ist.

Zusammengehalten werden die einzelnen Beiträge durch Alfred Ableitingers einleitende Worte, der anhand der acht Revolutionen und Umbrüche, die Tschechen und Slowaken seit 1848 erlebten, die Kontinuitäten der Wertvorstellungen, die aus den Jahren vor 1948 bzw. 1938 herrühren, aufzeigt. Dabei mißt er ihnen größere Bedeutung bei, als der Vermutung, daß es als Folge der vier realsozialistischen Jahrzehnte an sozialen Gruppen mangle, die die Transformation der tschechischen bzw. slowakischen Gesellschaft hin zur Europa-Normalität bewirken und tragen könnten. Die von der Situation in den böhmischen Ländern unterschiedliche und retardierte Entwicklung der slowakischen Gesellschaft mit ihrer verspäteten Modernisierung, Urbanisierung und Industrialisierung versucht Edith Marko-Stöckl aufzuhellen. Mit dem Ende des Mečiarismus und dem Beitritt magyarischer Parteien in die Regierungskoalition im Jahr 1998 sieht sie den Weg zur konsolidierten Demokratie beschränkt – und dieser Ansicht war auch die EU-Kommission, die inzwischen die Einleitung von Aufnahmeverhandlungen mit der Slowakei empfohlen hat. In einem Schlußkapitel weist Joseph Marko darauf hin, daß die ersten Schritte der rechtlichen und wirtschaftlichen Transformation nach dem Zusammenbruch des Kommunismus im einheitlichen Rahmen der ČSFR erfolgten, aber gerade diese Schritte Anlaß zur Auflösung des gemeinsamen Staates waren. Eine Untersuchung der Gründe für die unterschiedliche Bewertung der „Europareife“ beider aus der Teilung hervorgegangener Staaten wird freilich durch die Tatsache erschwert, daß es in der Europäischen Union keineswegs einen eindeutigen Konsens selbst über Mindeststandards für Demokratie, Rechtsstaat oder Minderheitenschutz gibt, was Marko vor allem am Beispiel der doppelten Standards im Rahmen des Minderheitenschutzes belegt.

Störend wirken die zahlreichen Druckfehler und die vielfach fehlenden diakritischen Zeichen (etwa die konstant falsche Schreibung des Namens Kováč), die uneinheitliche Zitierweise der Rechtsquellen (Slg., GBl., GABl.) und der zitierten Literatur (fremdsprachige Titel teils mit, teils ohne deutsche Übersetzung, oft nur in deutscher Übersetzung) sowie einige mißverständliche Übersetzungen tschechischer oder slowakischer Texte. Die Behauptung, das Gesetz über die Entstehung der Tschechoslowakei sei 1918 in der Sammlung der österreichisch-ungarischen k.u.k. Gesetze veröffentlicht worden, gewinnt auch durch ihre Wiederholung an anderer Stelle des Buches nicht an Glaubwürdigkeit.

Linz/Donau

Helmut Slapnicka

Gabal, Ivan a kol.: Etnické menšiny ve střední Evropě. Konflikt nebo integrace [Ethnische Minderheiten in Mitteleuropa. Konflikt oder Integration].

G + G, Praha 1999 341 S., Zusammenfassung in englischer Sprache.

Der von Ivan Gabal herausgegebene Sammelband eignet sich gut als Lehrbuch für Studenten der Sozialwissenschaften und der Zeitgeschichte. Die Konzentration auf ein tschechisches Zielpublikum offenbart sich bereits in der Einleitung, in der streckenweise ein „wir“ den Ton bestimmt, wie man es aus Fußballreportagen kennt. Auch wenn aus sprachlichen Gründen wohl vorwiegend Tschechen den Band lesen werden, ist die Lektüre einiger Kapitel gerade Auswärtigen zu empfehlen. Das Buch bietet im zweiten und dritten Hauptteil solide bis ausgezeichnete Aufsätze zu sämtlichen Minderheiten in der Tschechischen Republik, informiert umfassend über Minderheiten in der Slowakei und ein wenig oberflächlich, aber immerhin vollständig über die Lage in anderen Nachbarländern Tschechiens und der EU. Am Schluß folgt ein ausführlicher Überblick über den Konflikt in Bosnien und Herzegowina.

Von besonderem Interesse sind die empirischen Forschungen des Herausgebers selbst, die er unter dem Titel „Das ethnische Klima in der tschechischen Gesellschaft“ präsentiert. Die Ergebnisse der Umfragen, die 1994 und 1996 auf einer breiten Basis erhoben wurden, sind erschreckend. Sie zeigen das Bild einer von der Transformation verunsicherten Gesellschaft, in der „emotionale bis aggressiv rassistische Standpunkte am weitesten verbreitet sind.“ (S. 84). Die Einstellungen richten sich weniger gegen die Nachbarnationen Tschechiens oder die Sudetendeutschen, sondern vor allem nach innen, gegen die Roma. Gabals Umfragen zeigen die Existenz massiver Vorurteile und eine weite Verbreitung fataler Ideen, wie mit den Roma umzugehen sei. Mehr als ein Fünftel der Bevölkerung trat in den Fragen nach möglichen Lösungen für die Probleme dafür ein, den Skinheads mehr öffentlichen Raum zu gewähren, 37 % wollten die Roma konzentrieren und isolieren, knapp die Hälfte war sogar für ihre Vertreibung. Während die Zustimmung zu solchen „Lösungen“ zwischen 1994 und 1996 zum Teil signifikant anstieg, sank die Zahl derer, die den Rassismus als das eigentliche Problem in der Gesellschaft ansahen und für gleichstellende Maßnahmen eintraten. Gabal faßt zusammen: „Der militante Rassismus ist keine marginale Erscheinung außerhalb des Interesses, der Aufmerksamkeit und der Unterstützung der Bürger. Die Situation ist eher von einer latenten Unterstützung beziehungsweise der Toleranz gegenüber einem gewaltsamen Extremismus

und Rassismus definiert.“ (S. 95) Mit der wirtschaftlichen Lage ist diese Entwicklung nicht zu erklären, denn die Umfragen wurden zu einem Zeitpunkt erhoben, als die Arbeitslosenquote in Tschechien zu den niedrigsten in ganz Europa gehörte und die Wirtschaft auf Hochtouren lief. Karel Holomek macht in einem speziellen Kapitel über die Roma das Versagen der politischen Eliten, die Verdrängung der Minderheit aus dem öffentlichen Leben sowie die mangelnde Förderung in der Schul- und Arbeitsmarktpolitik für die Ausgrenzung der Roma seit 1992 verantwortlich.

Zwei sozialwissenschaftliche Aufsätze über die deutsche und polnische Minderheit in der Tschechischen Republik demonstrieren, daß eine konfliktträchtige Entwicklung seit 1989 keineswegs zwangsläufig ist. Tomáš Staněk geht in seinem gelungenen Überblick über die Geschichte der deutschen Minderheit bis auf die Zwischenkriegszeit zurück und bringt in den Band eine historische Perspektive ein, die man zuvor ein wenig vermißt. Mečislav Borák legt eine ähnlich objektiv erscheinende Darstellung über die Geschichte der polnischen Minderheit vor. Mit den Kapiteln zur Minderheitenfrage in der Slowakei zeigt sich im positiven Sinne das Fortbestehen der Zusammenarbeit zwischen tschechischen und slowakischen Wissenschaftlern seit 1993. Ein inhaltlicher Kritikpunkt ist hier, daß es zwischen den Extremen – der Konfrontation und der Integration, die als Begriff nicht klar definiert wird –, auch andere Modi des Zusammenlebens ethnischer Gruppen gibt. Zudem ist die spannungsgeladene Stimmung der Mečiar-Jahre etwas zu sehr in die Texte eingeflossen.

Dem Anspruch, einen Überblick über die Minderheitenfrage in ganz Mitteleuropa zu bieten, wird der Band nicht ganz gerecht. Vor allem der Aufsatz über Polen bleibt hinter dem Stand der Forschung zurück. So fehlen dort nicht nur die Deportation von 150 000 Ukrainern innerhalb Polens im Jahre 1947, die die polnisch-ukrainischen Beziehungen bis heute entscheidend prägt, sondern auch nähere Angaben zur Problematik der Mischbevölkerung in Oberschlesien und Masuren. Hier hätte der Herausgeber vielleicht besser einen polnischen Kollegen um einen Beitrag bitten sollen, wobei aber generell die internationale Besetzung des Autorenkollektivs und seine breite Streuung innerhalb Tschechiens positiv auffallen. Der Beitrag über die Minderheitenprobleme in der EU von Ferdinand Kinsky ist zu kurz, um nicht nur die Probleme historischer, sondern auch durch Arbeitsmigration entstandener Minderheiten, wie beispielsweise der Türken in Deutschland, behandeln zu können. Da Kinsky Jahrzehnte in Frankreich gelehrt hat, wundert man sich, warum er die Auswirkungen der französische Regional- und Nationalitätenpolitik nicht ähnlich kritisch beurteilt wie ein Großteil der französischen Literatur selbst. Auch sprechen Bretonen, Elsässer, Katalanen und Korsen keine Dialekte, sondern eigene oder nicht-französische Nationalsprachen. Aber diese Kritikpunkte im Detail können nicht den positiven Gesamteindruck schmälern. Auch in diesen Passagen erfüllt der Band den Anspruch eines soliden „textbooks“, wie es an amerikanischen oder britischen Universitäten häufig verwendet wird. Ivan Gabal ist ein besonderes Kompliment dafür zu machen, daß er nicht eine von vielen Aufsatzsammlungen, sondern einen kompakten und gut strukturierten Sammelband vorgelegt hat. Insofern ist auch zu hoffen, daß die Leserschaft größer als die mit dem Wörtchen „wir“ angesprochene tschechische Gesellschaft sein wird.

SUMMARIES

T.G. MASARYK, THE UNPOLITICAL POLITICIAN

Bedřich Loewenstein

In contrast to the national-political interpretation of Masaryk, this essay seeks to get to the meta-political core of his personality and his career. Time and again, even after the 1890s, Masaryk advocated the primacy of the ethical and the cultural over the problems of day-today politics, and he accepted the Imperial and Royal monarchy as a natural framework. His eventual decision against Austria derived from the wartime constellation, and then his moralism turned into a militant rejection of the other side and an exaggerated optimism as to what a new order would bring. Masaryk viewed the purpose of Czech statehood as a moral responsibility, but his concept of national policy as subordinated to higher-ranking principles was seldom taken seriously and disappeared altogether in the current of the fateful developments after his death.

CENTRAL EUROPE. ABOUT THE CONCEPTUAL CAREER OF A CULTURAL-POLITICAL TERM

Steffen Höhne

Topic of this contribution is the present usage of the catchword "Central Europe" in East Central European transformation societies. The author attempts, from a linguistic-historic and pragmatic perspective, to deduce the different meanings ascribed to "Central Europe" from the historical usage of this term, and from the extent of its exploitation in the name of ideology. Today's notion of Central Europe refers to Germanic (not necessarily Pan-Germanic) historico-political conceptions of the 19th and early 20th century, conceptions related to the decline and eventual destruction of the Habsburg monarchy, and lastly to the dissident debates of the 80s. The aim is to prove that present (post-1989) usage of "Central Europe" is determined by semantic content of all those three conceptions, thus illustrating the principal semantic vagueness of the term.

"NATION BY MYTH AND HISTORY".
GERMAN-SLAV RELATIONS ACCORDING TO
FRIEDRICH NAUMANN AND T. G. MASARYK

Christian Rühmkorf

This contribution examines two concepts for a new order in Europe after World War I: "Nová Evropa" (The New Europe) published in 1917 by the Czech T. G. Masaryk and "Mitteleuropa" (Central Europe) published in 1915 by the German Friedrich Naumann. Both these books, having an effect that reaches far beyond the period, set forth positions which have formed the two main tendencies in the debate about a European union up to this very day. On one hand, there is the formation of supranational political entities, on the other, protection of small peoples' identities and their right to self-determination. With the help of illustrative quotations from both books, the author extracts facets of stereotypical perceptions of the own and the alien and demonstrates how, by means of stereotypically ascribing certain qualities (and aspirations) to certain peoples, old anxieties and old notions of superiority were reactivated and utilized, in the wartime situation, for the attainment of national goals. Of specific interest is what role, in fostering a sense of purpose and identity, Naumann and Masaryk ascribe to history. There is, that conclusion may be drawn, a paradigm of how historical stereotypes amalgamate the past and the present, with long-term and often fatal consequences.

THE POSITION OF CZECH AND POLISH POLITICAL
ÉLITES WITH REGARD TO FRIEDRICH NAUMANN'S
CONCEPT OF "CENTRAL EUROPE"

Tadeusz Kopyś

Czech and Polish political élites reacted in very different ways to Friedrich Naumann's book, "Mitteleuropa" (Central Europe), owing to the differing situation of both peoples during World War I and their differing national and economic aspirations for the time after. With the Czechs, Naumann met with almost universal rejection: Even during the Word War they viewed their nation's future within the framework of Austria. Here, "Central Europe" caused fears of "Germanization", authoritarian rule and powerful economic competition. Thus it became the focus of Czech propaganda addressed at the Western powers in the struggle for a Czechoslovak state. As far as political élites in Poland are concerned, the picture is more heterogeneous. Proponents of the Austro-Polish solution supported "Central Europe", as well as did some economists. Decidedly against Naumann were the Polish national democrats. The main difference between Poles and Czechs was the view on Russia: Whereas many Poles saw "Central Europe" as offering a degree of protection against Russia and Pan-Slavism, all Czech concepts were primarily aimed at establishing safeguards against Germany; Russia here enjoyed a positive role.

RUSSIA'S ROLE IN EUROPE ACCORDING
TO FRIEDRICH NAUMANN AND
TOMÁŠ GARRIGUE MASARYK

Jens Breder

In his book "Mitteleuropa" (Central Europe, 1915), Friedrich Naumann sketched a postwar order dominated by Germany. This was confronted by Tomáš G. Masaryk's political treatise "Nová Evropa" (The New Europe), advocating a "Slav standpoint". Both authors declined to accord Russia an active, creative role in the postwar order in central Europe. This essay uses textual analysis to determine to what extent Naumann and Masaryk harboured the notion of a looming "Russian danger" and used common anti-Russian stereotypes. The conclusions, however, which the two of them drew from the all-embracing antagonism between Russia and Europe, as they perceived it, differed: Whereas Naumann demanded that Russia be isolated under all circumstances, Masaryk stressed the necessity of peaceful coexistence and a policy of alliances.

THE ELECTION OF EMPEROR FERDINAND II AND
THE ATTEMPT TO ELECT A KING OF ROME *VIVENTE*
IMPERATORE AT THE REGENSBURG CONVENTION
OF ELECTORS IN 1630

Carsten Kretschmann

A comparison between the election of Emperor Ferdinand II in 1619 and the attempt at electing his son, *vivente imperatore*, in 1630 clearly demonstrates the constant effect on the electors' behaviour of anxiety about absolute imperial power. On one hand, the 1619 election proves the presumption that the House of Habsburg enjoyed, in the electors' eyes, a special relationship to the highest office in the empire. On the other hand, it followed the tactic of electing an emperor who would be able to hold his own in the empire, but would be far from enjoying the sort of power which could jeopardize the electors' interests. A similar calculation governed the Regensburg convention of 1630. As the Vienna court miscalculated its own freedom of action, Ferdinand II did not succeed in linking either the Wallenstein problem or the negotiations about the Mantuan war to his son's election. Even in the confessional era and despite all religious differences, the electors managed to combine forces against the emperor. The Regensburg convention of electors therefore is an important milestone in the struggle between the empire and its constituent principalities, where the electors, seeking to strengthen their own position, put up with a weakening of the empire in the emerging concert of powers.

A FORGOTTEN PERSPECTIVE?
SOME REMARKS ON MIGRATION PROCESSES
IN GERMANY USING SELECTED PUBLICATIONS

K. Erik Franzen

Germany is an immigration country with a past. Persons of German origin displaced in connection with World War II, labour-seeking migrants mostly from east and southeast Europe, and most recently the so-called "Spätaussiedler" (descendants of German settlers in east and southeast Europe only now or fairly recently returning to the country of their forebears) as well as those seeking political asylum, have always put to the test the nation's ability to integrate. Whereas interaction between scholars of several fields of knowledge meanwhile succeeded – as is demonstrated quoting from selected recent publications – to perform a comparative analysis of difficulties and opportunities of those migration processes, discussion among the broader public has often failed to relate the differing patterns of migration, each with its own development and consequences, to each other. As it is, looking back is worthwhile when seeking practicable solutions for problems relating to the administration of migration. To ignore, from the very start, the experience with more or less successful attempts at directing integration processes among inhabitants and immigrants in the aftermath of World War II is a missed opportunity, if one really wants to redress Germany's precarious position as an immigration country without an immigration law.

RÉSUMÉS

T. G. MASARYK: UN HOMME POLITIQUE APOLITIQUE

Bedřich Loewenstein

Se distinguant par rapport à l'interprétation politico-nationale de Masaryk, cet essai tente de cerner le noyau métapolitique de sa personnalité et de son action. Au-delà des années 1890, Masaryk donna sans cesse la primauté aux questions éthiques et culturelles sur les questions politiques à l'ordre du jour. Il accepta aussi tout naturellement le cadre défini de l'Empire austro-hongrois. S'il s'éleva contre l'Autriche, c'était en raison des circonstances de la guerre. En raison de cette prise de position, son moralisme se transforma subitement en une condamnation militante de l'ennemi et en un trop grand optimisme en ce qui concernait un ordre nouveau. Pour Masaryk, comprendre ce que signifiait l'existence d'un Etat tchèque était un devoir moral mais sa conscience morale, qui lui faisait placer la politique nationale en dessous de principes plus élevés, fut rarement prise au sérieux et emportée dans le tourbillon des événements qui suivirent après sa mort.

L'EUROPE CENTRALE. AU SUJET DE LA CARRIÈRE CONCEPTUELLE D'UNE NOTION POLITICO-CULTURELLE

Steffen Hoehne

L'essai suivant traite de l'utilisation actuelle du slogan „Europe centrale“ dans les sociétés en voie de transformation de l'Europe centrale orientale. A partir d'une perspective pragmatique et linguistico-historique, l'auteur tente d'observer les différentes significations de „l'Europe centrale“ à partir de leurs utilisations pratiques historiques en tant qu'instruments idéologiques. La conceptualisation actuelle de ce slogan s'appuie sur des significations politico-historiques de provenance grand-allemand et petit-allemand du XIX^e et du début du XX^e siècle, sur les significations qui étaient liées au déclin historique voire à la chute de la monarchie des Habsbourg et finalement au mouvement des dissidents des années 1980. Ainsi l'auteur veut montrer comment la signification de ces trois notions déterminent fortement depuis 1989 l'utilisation actuelle de l'expression „Europe centrale“. Le vague sémantique qui accompagne l'expression „Europe centrale“ peut être ainsi mieux compris.

„LA FORMATION D'UN PEUPLE PAR LE MYTHE
ET L'HISTOIRE“.

LES RELATIONS SLAVO-ALLEMANDES CHEZ
FRIEDRICH NAUMANN ET T. G. MASARYK

Christian Rühmkorf

L'auteur de cet essai s'intéresse à deux conceptions portant sur le nouvel ordre de l'Europe après la Deuxième Guerre mondiale: „Nová Evropa“ (1917) du Tchéque T. G. Masaryk et „l'Europe centrale“ (1915) de l'Allemand Friedrich Naumann. Dans ses deux essais, dont l'influence perdura longtemps après leur parution, sont exprimées des positions qui caractérisent jusqu'à aujourd'hui les deux tendances les plus importantes dans le débat sur une fédération européenne. Une tendance se préoccupe de la formation de grands espaces politiques, tandis que l'autre s'intéresse à la protection de l'autodétermination des peuples et à celle de l'identité de peuples plus petits. En s'appuyant sur des citations parlantes tirées de ces deux ouvrages, l'auteur de cet essai étudie dans le cadre des relations slavo-allemandes les différentes facettes des stéréotypes projetés sur un autre peuple étranger et sur son propre peuple. Il montre comment, par l'établissement de stéréotypes sur certaines caractéristiques et traits de caractère, la peur ancestrale d'être menacé et des sentiments de supériorité sont réactivés et utilisés en temps de guerre pour atteindre des buts nationaux. Il est particulièrement intéressant de découvrir quel rôle (donnant un sens et une identité) Naumann et Masaryk attribuent à l'histoire. Ainsi il s'avère paradigmatique que ce sont précisément les points de vue stéréotypés sur l'histoire qui font se rejoindre le passé et le présent avec de longues conséquences parfois en partie fatales.

L'ATTITUDE DES ÉLITES POLITIQUES TCHÈQUES ET
POLONAISES FACE À LA CONCEPTION DE L'EUROPE
CENTRALE DE FRIEDRICH NAUMANN

Tadeusz Kopyś

Les réactions des élites politiques tchèques et polonaises à l'essai de Friedrich Naumann „l'Europe centrale“ divergèrent fondamentalement les unes des autres et ce en raison de la situation des deux peuples pendant la Première Guerre mondiale et de leurs espoirs nationaux, étatiques et économiques pour l'après-guerre. Les Tchèques dans leur ensemble refusèrent la théorie de Naumann: jusqu'à l'avènement de la Guerre mondiale, ils entrevoyaient le futur de leur nation dans le cadre de l'Autriche. „L'Europe centrale“ éveillait chez eux la peur d'être „germanisés“, d'être gouvernés autoritairement et d'être fortement concurrencés au point de vue commercial. C'est pourquoi „l'Europe centrale“ fut le thème de la propagande tchèque (qui se battait pour la fondation d'un Etat tchécoslovaque) auprès des Puissances occidentales. L'opinion des élites politiques polonaises était plus hétérogène: les par-

tisans de la solution austro-polonaise et certains économistes étaient en faveur de „l'Europe centrale“. Les national-démocrates polonais étaient cependant opposés aux idées de Neumann. La différence essentielle entre les Polonais et les Tchèques tournait autour de leur attitude vis à vis de la Russie: tandis que beaucoup de Polonais cherchaient dans „l'Europe centrale“ une protection contre la Russie et le panslavisme, tous les concepts tchèques tendaient en gros à s'assurer contre la domination de l'Allemagne, la Russie jouant dans ce cas un rôle positif.

LE RÔLE JOUÉ PAR LA RUSSIE DANS LES CONCEPTIONS DE L'EUROPE DE FRIEDRICH NAUMANN ET THOMÁŠ GARRIGUE MASARYK

Jens Breder

En 1915, Friedrich Naumann élaborait dans son livre „l'Europe centrale“ une conception de l'ordre politique d'après-guerre qui serait basé sur une Europe centrale dominée par l'Allemagne. En 1917, T. G. Masaryk lui opposa un „point de vue slave“ avec son essai politique „la Nouvelle Europe“. Les deux auteurs se refusaient d'accorder à la Russie un rôle actif et formateur dans le nouvel ordre d'après-guerre en Europe centrale. L'essai suivant révèle, à l'aide de l'analyse de textes, dans quelle mesure Naumann et Masaryk se nourrissent de la peur d'une menace russe imminente et servent ainsi à alimenter les stéréotypes courants à l'époque qui étaient hostiles à la Russie. Cependant les conclusions, que les deux auteurs tirèrent de la construction d'une antithèse principalement russo-européenne, étaient différentes. Alors que Naumann prônait une mise à l'écart sans condition de la Russie, Masaryk par contre soulignait la nécessité d'une co-existence pacifique et d'une politique d'alliance.

MONARCHIE OU LIBERTÉ. L'ELECTION DE L'EMPEREUR FERDINAND II ET LA TENTATIVE DE FAIRE ELIRE LE ROI DES ROMAINS VIVENTE IMPERATORE LORS DE LA DIETE DES PRINCES ELECTEURS DE 1630

Carsten Kretschmann

La comparaison entre l'élection de l'empereur Ferdinand II en 1619 et la tentative de faire désigner son fils vivente imperatore en 1630 met clairement en évidence que les princes électeurs redoutaient sans cesse d'être gouverné par un despote absolu. L'élection de 1619 confirme d'une part l'hypothèse que les Habsbourg entretenaient aux yeux des Electeurs des relations privilégiées avec la plus haute instance de l'Empire. D'autre part, cette élection répondait à l'intention d'élire un empereur qui

soit capable de s'imposer dans l'empire mais qui devait être éloigné de toute ambition du pouvoir qui aurait pu mettre en danger les intérêts des Electeurs. Un calcul semblable domina la diète des princes électeurs assemblés à Ratisbonne en 1630. Comme la Cour de Vienne calcula mal sa marge de manoeuvre pour agir, Ferdinand II ne réussit à associer ni le problème Wallenstein ni les négociations sur la guerre de Mantoue avec l'élection de son fils. Même en cette époque de dissensions religieuses, les princes électeurs surent, en dépit de leurs différentes confessions, allier leurs forces contre l'empereur. La diète des princes électeurs de Ratisbonne constitue une étape importante dans la lutte pour la monarchie ou la liberté pour laquelle les princes électeurs prirent même en compte de voir l'Empire s'affaiblir dans le concert naissant des puissances politiques.

UNE PERSPECTIVE OUBLIÉE?
REMARQUES SUR LES PROCESSUS DE MIGRATIONS
EN ALLEMAGNE À PARTIR DE L'ÉTUDE D'UNE
SÉLECTION DE PUBLICATIONS

K. Erik Franzen

L'Allemagne est un pays d'immigration avec un passé. Les Allemands déplacés en raison de la Deuxième Guerre mondiale, notamment des travailleurs migrants venus de l'Europe du Sud et de l'Europe du Sud-Est, les „Spätaussiedler“ (rapatriés d'Europe de l'Est et de Russie rentrés en Allemagne à partir des années 1980 jusqu'à nos jours) ainsi que les demandeurs d'asile jettent sans cesse de nouveaux défis à ce pays et à sa capacité d'intégrer ces nouveaux arrivants. Si la coopération heureuse de différentes branches scientifiques a réussi entre-temps à une grande échelle – comme le prouvent une sélection de publications récentes – à analyser en les comparant les difficultés et les chances des processus des migrations actuelles, la discussion publique, par contre, pêche souvent en manquant de mettre en rapport les uns avec les autres les différents modèles des „mouvements migratoires“ avec leurs antécédents respectifs et leurs répercussions. Lorsqu'on recherche des solutions pratiques aux problèmes des migrations et de l'administration, il est intéressant de faire un retour en arrière: les expériences pour „canaliser avec succès“ le processus d'intégration des anciens citoyens et des nouveaux après la fin de la Deuxième Guerre mondiale en tant que perspective à écarter de prime abord sont une chance ratée, si l'on veut mettre fin au flottement, qui règne en Allemagne, en tant que pays d'immigration sans loi d'immigration.

RESUMÉ

NEPOLITICKÝ POLITIK T. G. MASARYK

Bedřich Loewenstein

Tato esej si ставí za úkol – na rozdíl od národnostněpolitických interpretací Masaryka – vypracovat metapolitické jádro jeho osobnosti a jeho působení. Masaryk dával i po uplynutí devadesátých let 19. století přednost otázkám etiky a kulturnosti před otázkami denní politiky; a také c. a k. monarchii akceptoval jako samozřejmý rámec. Rozhodnutí proti Rakousku vyplynulo teprve z konstalace světové války, přičemž se jeho moralizmus zvrátil v militantní odsouzení protivníka a vedl k příliš velkému optimizmu v otázce nového pořádku. Masaryk pojímal smysl české státní existence jako mravní závazek, ale jeho přesvědčení o podřízení národní politiky vyšším principům se bralo jen zřídka vážně a ve víru osudného vývoje po jeho smrti zapadlo.

STŘEDNÍ EVROPA.

POZNÁMKY KE KONCEPČNÍ KARIÉŘE JEDNOHO KULTURNĚPOLITICKÉHO POJMU

Steffen Hoehne

Předkládaný příspěvek se zabývá aktuálním využitím heslového slova „střední Evropa“ ve středovýchodních transformačních společnostech. Z jazykověhistorické pragmatické perspektivy se přitom autor pokouší vypracovat z odpovídajících historických způsobů použití, resp. z jejich ideologické instrumentalizace různé významové koncepty pojmu „střední Evropa“. Dnešní konceptualizace heslového slova odkazuje na historickopolitické významové komplexy rozličného velko- a maloněmeckého ražení 19. a 20. století, na významové komplexy, které jsou spojeny s rozpadem, resp. se zánikem habsburské monarchie, a nakonec odkazuje i na diskurz disidentů osmdesátých let. Autor chce ukázat, jak od roku 1989 významové obsahy všech tří komplexů rozhodujícím způsobem předurčují aktuální použití výrazu „střední Evropa“. Zásadní sémantická neurčitost pojmu „střední Evropa“ se takto stává pochopitelnou.

„NÁRODEM PROSTŘEDNICTVÍM MÝTU A DĚJIN“.
NĚMECKO-SLOVANSKÉ VZTAHY U FRIEDRICH
NAUMANNA A T. G. MASARYKA

Christian Rühmkorf

Autor se zabývá dvěma koncepcemi nového uspořádání Evropy po první světové válce: knihou „Nová Evropa“ (1917) Čecha T. G. Masaryka a knihou „Mitteleuropa“ [Střední Evropa] (1915) Němce Friedricha Naumanna. V obou pracích, působících i dlouho po svém vzniku, se projevují postoje, které až do dnešní doby vystihují dvě nejdůležitější tendence v debatě o evropské sjednocení. Na jedné straně stojí otázka vzniku politických velkoprostorů, na druhé straně otázka ochrany práva na sebeurčení a identity menších národů. Na základě výmluvných a přesvědčivých citátů z obou prací jsou v předkládaném příspěvku vypracovávány fasety stereotypních představ o vlastním i cizím národu s ohledem na německo-slovanské vztahy. Autor ukazuje, jak se stereotypním přiřazováním jistých vlastností a charakteru tomu kterému národu znovu ožívují staré obavy z ohrožení i dojem převahy, kterých pak lze ve válečné situaci využít k dosažení národnostních cílů. Obzvláště je přitom zajímavé, jakou roli při hledání identity a smyslu přisuzuje Naumann a Masaryk dějinám. Přitom se zdá být přímo paradigmatickým, jak právě stereotypní pojetí dějin vede k splynutí minulosti a současnosti, a to s trvalými, a zčásti i neblahými následky.

STANOVISKO ČESKÉ A POLSKÉ POLITICKÉ ELITY
KE KONCEPCI STŘEDNÍ EVROPY
FRIEDRICH NAUMANNA

Tadeusz Kopyś

Reakce české a polské politické elity na knihu Friedricha Naumanna „Mitteleuropa“ (Střední Evropa) se v souvislosti se situací obou národů během první světové války a jejich národnostních, státních a hospodářských nadějí pro dobu poválečnou silně odlišují. U Čechů narazil Naumann téměř bez výjimky na odpor: až do války a i během ní viděli Češi budoucnost svého národa v rámci Rakouska. „Střední Evropa“ v nich vzbuzovala obavy před germanizací, autoritativní mocí a silnou hospodářskou konkurencí. Proto se „Střední Evropa“ stala u západních mocností tématem české propagandy v boji za založení československého státu. Obraz, který nám skýtají mínění polských politických elit, je heterogennější: zastánci austropolského řešení doporučovali „Střední Evropu“; mezi nimi se vyskytovali i mnozí ekonomové. Rozhodně proti Naumannovi však vystupovali polští národní socialisté. Podstatný rozdíl mezi Čechy a Poláky se nacházel v postoji vůči Rusku: zatímco mnozí Poláci viděli ve „Střední Evropě“ ochranu před Ruskem a panslavizmem, zaměřovali se všechny české koncepce v zásadě na zabezpečení proti Německu; Rusko přitom hrálo pozitivní roli.

ROLE RUSKA V KONCEPCÍCH EVROPY U FRIEDRICH NAUMANNA A TOMÁŠE GARRIGUA MASARYKA

Jens Breder

V roce 1915 koncipoval Friedrich Naumann ve své knize „Střední Evropa“ poválečné uspořádání střední Evropy, ve kterém se mělo Německu dostat dominantního postavení. Proti tomu postavil Tomáš G. Masaryk v roce 1917 ve svém bojovném, politickém spise „Nová Evropa“ „slovanské stanovisko“. Oba autoři se zdráhali přiznat Rusku v poválečném uspořádání Evropy aktivní, tvořivou roli. V předkládaném článku vypracovává autor pomocí textové analýzy tezi spojenou s otázkou, nakolik Naumann a Masaryk živilí obavy z imanentního „ruského nebezpečí“ i tím, že využívali běžné protiruské stereotypy. Ovšem závěry, které autoři ze svých konstrukcí zásadní rusko-evropské antiteze vyváděli, byly protikladné: zatímco Naumann požadoval bezpodmínečné vyčlenění Ruska z evropského spolku, podtrhoval Masaryk nezbytnost mírové koexistence a spolkovou politiku.

MONARCHIE NEBO STAVOVSKÁ SVOBODA. VOLBA FERDINANDA II. CÍSAŘEM A POKUS O ŘÍMSKOU KRÁLOVSKOU VOLBU VIVENTE IMPERATORE NA ŘEZENSKÉM KURFIŘTSKÉM SNĚMU V ROCE 1630

Carsten Kretschmann

Srovnání mezi volbou Ferdinanda II. císařem v roce 1619 a pokusem o volbu jeho syna vivente imperatore v roce 1630 jasně ukazuje, jak se v chování kurfiřtů neustále projevovala obava před absolutistickou císařskou mocí. Volba v roce 1619 potvrzuje jednak domněnku, že Habsburkové měli vzhledem k nejvyšší hodnosti v říši v očích volitelů zvláštní postavení. Na druhé straně byla tato volba vedena i úvahou zvolit císaře, který by se sice v říši uměl ještě prosadit, ale který by zároveň postrádal mocenské náplně, jež by mohla být nebezpečná zájmům kurfiřtů. Podobné záměry ovládaly i řezenský kurfiřtský sněm v roce 1630. Jelikož vídeňský dvůr špatně odhadl, jaký prostor pro vyjednávání mu stojí k dispozici, nepodařilo se Ferdinandu II. s volbou syna spojit ani otázku Valdštejna a ani jednání o Mantovské válce. I v konfesijním věku se kurfiřti – bez ohledu na veškeré náboženské rozpory – shodli v soustředění svých sil proti císaři. Řezenský kurfiřtský sněm tvoří proto důležitou etapu v otázce boje za monarchii nebo stavovskou svobodu, kvůli které kurfiřti ve vyvíjejícím se koncertu mocností připustili dokonce i oslabení impéria.

ZAPOMENUTÁ PERSPEKTIVA?
POZNÁMKY K MIGRAČNÍM PROCESŮM V NĚMECKU NA
PODKLADĚ VYBRANÝCH PUBLIKACÍ

K. Erik Franzen

Německo je už delší dobu přistěhovaleckou zemí. Němečtí vyhnanci jako důsledek druhé světové války, pracovní migranti převážně z jižní a jihovýchodní Evropy a nakonec i pozdní vysídlenci a lidé, hledající azyl, stavěli a stavějí Německo až dodneška před stále nové úkoly v otázce své schopnosti integrace. Zatímco se díky vydařené spolupřeh různých vědeckých odvětví podařilo v širokém rámci komparativisticky analyzovat těžkosti i možnosti jednotlivých migračních procesů, jak dokazuje několik vybraných publikací poslední doby, nedaří se v diskusích veřejnosti uvést rozdílné vzorce „stěhovaleckého pohybu“ s jejich odpovídající historickou přehrou a pozdějšími účinky do vzájemného vztahu. Při hledání řešení, uplatnitelného i v praxi, by se totiž v problémovém poli migrace a správy vyplatil pohled do minulosti. Zkušenosti nabyté v integračním procesu nových občanů po druhé světové válce hned zpočátku vyloučit, je ztracenou šancí při pokusu ukončit zatím ní nerozhodnutý stav SRN jako přistěhovalecké země bez imigračního zákona.

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

ALÖS	Auslandsbüro österreichischer Sozialdemokraten
Bebca	Böhmische Escompte Bank
BUB	Böhmische Union Bank
CEH	Central European History
ČSFR	Česká a Slovenská federativní republika
ČSL	Československá strana lidová
ČSR	Československá republika
ČSSD	Česká strana sociálnědemokratická
ČSSR	Československá socialistická republika
DAWG	Deutsche Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaft
DNSAP	Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei
GWU	Geschichte in Wissenschaft und Unterricht
GWZO	Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e. V.
HJB	Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft
HÚ AV ČR	Historický ústav Akademie věd České Republiky
HZ	Historische Zeitschrift
JMH	Journal for Modern History
KB	Kameradschaftsbund
KdD	Kreditanstalt der Deutschen
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
KPTsch	Kommunistische Partei der Tschechoslowakei
KSČ	Komunistická strana Československa
MIÖG	Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung
MOÖLA	Mitteilungen aus dem oberösterreichischen Landesarchiv
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
ODS	Občanská demokratická strana
OF	Občanské fórum
QFIAB	Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken
SdP	Sudetendeutsche Partei
SHF	Sudetendeutsche Heimatfront
SSM	Socialistický svaz mládeže
VfZG	Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte
ZhF	Zeitschrift für historische Forschung

MITARBEITER DES HEFTES

- Dr. Joachim Bahlcke, GWZO, Luppenstr. 1B, 04177 Leipzig
- Dr. habil. Christoph Boyer, SFB 537, TU Dresden, Mommsenstr. 13, 01062 Dresden
- Klaus Buchenau, Ostender Str. 5, 13353 Berlin
- Dr. Jiří Dvořák, Historický ústav Jihočeské univerzity v Českých Budějovicích, Jeronýmova 10, CZ - 37115 České Budějovice
- K. Erik Franzen, Collegium Carolinum, Hochstr. 8, 81669 München
- Prof. Dr. Manfred Gerwing, Universität Essen, FB 1 Katholische Theologie, 45117 Essen
- Prof. Dr. Steffen Höhne, Hochschule für Musik, Studiengang Kulturmanagement, Postfach 2552, 99406 Weimar
- Prof. Dr. Jörg K. Hoensch, Am Engelwirtsberg 51, 66125 Saarbrücken
- Dr. Alena Janatková, GWZO, Luppenstr. 1B, 04177 Leipzig
- Susanne Fritz, Institut für Germanistik, TU Dresden, Mommsenstr. 13, 01069 Dresden
- Dr. Bohumil Jiroušek, Historický ústav Jihočeské univerzity v Českých Budějovicích, Jeronýmova 10, CZ - 37115 České Budějovice
- Dr. Wolfgang Kessler, Martin Opitz-Bibliothek, Berliner Platz 5, 44623 Herne
- Tadeusz Kopyś, Centre for European Studies, Jagiellonian University, Rynek Główny 24, PL - 31010 Kraków
- Dr. Carsten Kretschmann, SFB/FK 435, Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Zeppelinallee 6-8, 60325 Frankfurt/M.
- Dr. Thomas Krzenck, Arndtstr. 64, 04275 Leipzig
- René Küpper, Im Tannenbusch 5, 53119 Bonn
- Prof. Dr. Gudrun Langer, Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Institut für Slavische Philologie, Gräfr. 74, 60054 Frankfurt/M.
- Prof. Dr. Hans Lemberg, Pappelweg 24, 35041 Marburg
- Prof. Dr. Bedřich Loewenstein, Hinterstöcken 15, 96317 Kronach-Fischbach
- Prof. Dr. Franz Machilek, Hohenstaufenstr. 10, 96049 Bamberg
- Jörg Osterloh, August-Bebel-Str. 69, 06108 Halle/Saale
- Helena Pavlíčková, M. A., Univerzita J. E. Purkyně, Brněnska 2, CZ - 40069 Ústí nad Labem
- Priv. Doz. Dr. Stefan Samerski, GWZO, Luppenstr. 1B, 04177 Leipzig
- Dr. Jaroslav Šebek, Historický ústav AV ČR, Prosecká 76, CZ - 19000 Praha 9
- Prof. Dr. Zdeněk Radvanovský, Univerzita J. E. Purkyně, Brněnska 2, CZ - 40069 Ústí nad Labem
- Dr. Jörg Riecke, Justus Liebig Universität Gießen, Institut für deutsche Sprache und mittelalterliche Literatur, Otto Behagel Str. 10, 35394 Gießen
- Christian Rühmkorf, Kralovická 41, CZ - 32328 Plzeň
- Lone Sarauw, Slavisk Institut Jens Chr. Skous Vej 5, DK - 8000 Århus C
- Jennifer Schevardo, Weichselstr. 5, 10247 Berlin
- Prof. Dr. Ferdinand Seibt, Collegium Carolinum, Hochstr. 8, 81669 München

Univ. Prof. Dr. Helmut Slapnicka, Max-Reger-Str. 17, A - 4020 Linz

Daniel Steinmetz, Kastanienallee 70, 10435 Berlin

Dr. Zdeňka Stoklasková, Sadová 445, CZ - 66482 Říčany

Volker Strebel, Rolf-Pinegger-Str. 8, 80689 München

Dr. Philipp Ther, Zentrum für Vergleichende Geschichte Europas, Koserstr. 20, 14195 Berlin

Dr. Stephan Wendehorst, Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur e.V. an der Universität Leipzig, Goldschmidtstr. 28, 04103 Leipzig

Stephanie Weiss, Collegium Carolinum, Hochstr. 8, 81669 München

Marika Werner, Erich-Böhmke-Str. 26, 17489 Greifswald

Andreas Wolf, M. A., Steinergasse 20/1/14, A - 1170 Wien

Martin Zückert, Turmstr. 10, 79098 Freiburg